HD WIDENER
Hw SPSR 5

48594.8

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

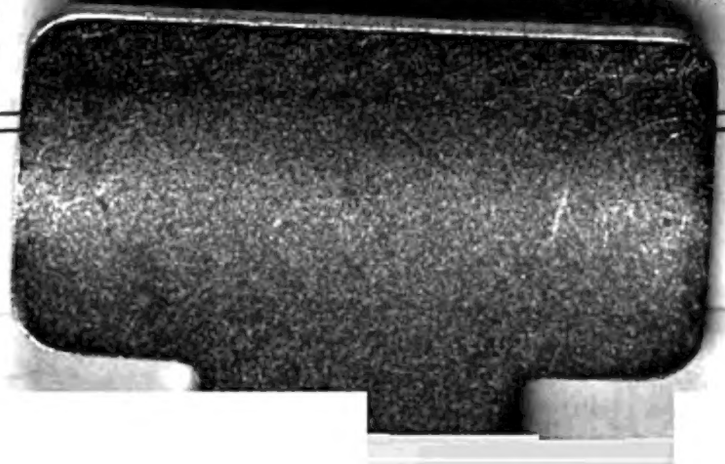
GEORGE FRANCIS PARKMAN

(Class of 1844)

OF BOSTON

A fund of $25,000, established in 1909, the income of which is used

"F[illegible] purchase of books for the Library"



Digitized by Google

Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Charpie.

Eine Sammlung vermiſchter Aufſätze

von

Karl von Holtei.

Erſter Band.

Zum Beſten des Schleſiſchen Central-Frauen-Vereines
für verwundete Krieger.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1866.

Digitized by Google

485A4.8
9

G. F. Parkman fund
(2 in 1)

Digitized by Google

Seiner Majestät

meinem allergnädigsten Könige und Herrn

in

ehrfurchtsvoller Liebe und Treue!

H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Der „Gesammtausgabe" meiner „erzählenden Schriften" noch eine Sammlung hier und da zerstreuter, kleinerer Aufsätze anzuhängen, bin ich längst Willens gewesen; hab' es jedoch aufgeschoben, weil immer neue Arbeit dazwischen kam.

Jetzt gerade wollt' ich Ernst machen. Geht es doch mit raschen Schritten dem Grabe zu; ist es doch hohe Zeit vorher vollends aufzuräumen; und ließ doch die liebe Eitelkeit hoffen, jener Gesammtausgabe gütige Besitzer würden nicht abgeneigt sein, durch des alten Plauderers Nachlaß dieselbe zu vervollständigen! —

Und da ich nun rings umher mit vollen Händen für den edelsten aller Zwecke spenden sah, meine eigenen Hände aber leer waren . . . was natürlicher, als der Wunsch: wenigstens etwas darbieten zu können? Sei's mit leeren Händen, doch aus vollem Herzen?

So entstanden aus „Vermischten Aufsätzen" zwei Bändchen Charpie.

Dieser Titel scheint mir passend gewählt.

Denn woraus wird, was man Charpie nennt?

Sie soll von schon getragenem Leinenzeug gezupft, selbiges soll aber zuvor möglichst sauber gewaschen und gereiniget sein.

Digitized by Google

Nachstehende Aufsätze sind zum größeren Theile auch bereits „getragen"; das heißt, sie erschienen gedruckt in verschiedentlichen Zeitblättern, Wochenschriften, Monatsheften, Almanachen und Sammelwerken. Auch sie wurden neuerdings, bevor ich sie zur „Charpie" verwendete, gereiniget, — überarbeitet — erweitert — verkürzt. Mehrere davon sind durch öffentliche Vorträge lebendig geworden, haben Anklang gefunden, und hoffen, als alte Bekannte, auf herzliche Begrüßung.

Sie stellen sich durchaus nicht in chronologischer Reihefolge ihres Entstehens ein. Es ist nicht zierlich gepflückte „Sieb-Charpie"; keine sorgsamlich mit geglätteten Fäden in Bündel geflochtene!

Nein, um beim Gleichniß zu bleiben: ganz gewöhnliche, ungebundene, durcheinander-geworfene; wie der Wundarzt sie rasch herausgreift, nach Bedürfniß des Momentes.

Leere Stunden können auch Wunden schlagen. Wolle der Leser auf manche solche leere Stunde eine Hand voll meiner Charpie legen!

Und gebe Gott, daß dieses Buches Ertrag, nach Abzug der Papier- und Druckkosten, hinreiche, wenigstens Einigen unserer verstümmelten Helden Freude und Unterstützung zu bringen.

H.

Digitized by Google

Subscribenten-Verzeichniß.

	Expl.
G. P. Aderholz' Buchhandlung in Breslau für	
Aug. Klapper in Neurode	1
Neſſel, Kreis-Richter in Frankenſtein	1
Peſchke, Gutsbeſitzer in Neualtmannsdorf bei Münſterberg	1
Thiel, Dom-Capitular in Breslau	1
Aug. Akermann, Kaufmann in Jauer	1
Gebr. Alberti in Waldenburg i./Schl.	2
Appun's Buchhandlung in Bunzlau für	
Applicant Jung in Goldberg	1
Frau Lieutenant Plumé in Thiergarten	1
Arnoldiſche Buchhandlung in Dresden	1
J. Böhmig in Pulsnitz	1
v. Aulock, Kgl. Kammerherr und Landesälteſter in Coſtau b. Pitſchen	1
Aumann, Herzogl. Revierförſter von Süßwinkel pr. Oels	1
Bach'ſche Buchhandlung in Dresden für	
Herrn Bieberſtedt in Niederlösnitz	1
Frau Generalin Friederike v. Bila, geb. Freiin v. Kahlden in Dresden	1
Ingenieur Fiſcher in Dresden	1
Fr. verw. Forſtinſpector J. Thereſia Gottſchall in Dresden	1
v. Graeve, Kgl. Preuß. Rittmeiſter a. D. in Dresden	1
Frl. Güntz in Dresden	1
Ad. Haupt in Dresden	1
Fr. v. Heyden, Kgl. Preuß. Prem.-Lieut. a. D. in Dresden	10

Expl.

C. A. Hippe, Advocat und Notar in Dresden 1
Fr. Hottenroth, geb. Willert, in Dresden 1
F. W. Hübel in Dresden 1
Fr. Oberstin v. Ivernois, geb. Freiin v. Loën in Dresden . . 1
Frl. Hel. Klemm in Dresden 1
Dr. Knorr, Stabsarzt in Dresden 1
Rathsregistrator Herm. Krebs in Leisnig 1
Frl. Adele Leſſmann in Dresden 1
Frl. Mechau in Dresden 1
Fr. verw. Marie Müller in Dresden 1
Neumann & Päßler, Buchdruckereibesitzer in Dresden . . 1
Frl. A. Otto in Dresden 1
Mor. Roſſner, Kaufm. in Dresden 1
Frl. A. v. Schätzell in Dresden 1
Fr. Justizräthin Dr. Schmidt in Dresden 1
Schöpffer in Dresden 1
v. Schreibershofen, Gener.-Lieut. Excell. in Dresden . . 1
Frl. Am. Streubel in Dresden 1
Der Turn-Verein zu Neu-Antonstadt in Dresden 1
Fr. Secretair Vogel in Dresden 1
L. B. in Dresden 1
N. N. in Dresden 1
Adolf Baedeker, Buchhändler in Rotterdam 1
Ad. Bänder, Buchhändler in Brieg, für
H. Kohrig, Tuchfabrikant in Brieg 1
Pohl, Organist in Briesen bei Brieg 1
Em. Bänsch, Hofbuchhandlung in Magdeburg, für
Em. Bänsch, Königl. Hofbuchhändler in Magdeburg 1
G. Barnewitz, Hofbuchhandlung in Neu-Strehlitz 2
Rud. Bauer, Buchhandlung in Leobschütz, für
R. Bauer, Buchhändler in Leobschütz 1
Leop. Goldberger, Kaufmann in Leobschütz 1
Das Königl. Kath. Gymnasium in Leobschütz 1
Wendelin Jüttner, Pfarrer in Schönau 1
J. Menzel, Apotheker in Leobschütz 1
Pfahl, Reg.-Rath in Leobschütz 1
Osw. Scholz, Apotheker in Leobschütz 1

	Expl.
Baum, Fürstl. Dom.-Pächter in Fürstl. Neudorf bei Bralin	1
R. Baumeister, Buchhändler in Lauban	1
Baumeister, Major in Warmbrunn	1
Baumgarten, Pastor in Gr.-Mellen b. Beyersdorf in Pommern	1
Bayer I., Prem.-Lieut. und Comp.-Führer im 4. Oberschl. Infant.-Regt. Nr. 63 in Neisse	1
Amanda Becker, Gutspächterin in Liebenzig b. Kontopp	1
Jos. Becker, Kgl. Förster in Schmograu b. Bernstadt i./Schl.	1
Alb. Becker in Warstein (Westphalen)	1
Frl. Ulrice v. Beerfelde, in Liebenow b. Dühringshof, Reg.-Bez. Frankfurt a./O.	1
B. Behr's Buchhandlung in Berlin	1
E. Berger, Buchhändler in Guben, für Ed. Berger, Buchhändler in Guben	1
Besser'sche Buchhandlung in Berlin	1
Bial & Freund, Buchhändler in Breslau	1
M. Bielschowsky, Apotheker in Punitz	1
Prinzeß Biron v. Curland in Polu. Wartenberg	5
v. Bodelschwingh, Landrath in Hamm, Stdt.	1
Bojanowski, Kgl. Kreis Steuer-Einnehmer in Neumarkt i./Schl.	1
Carl Bolik in Cosel O./S.	1
Dek. Bonde, Hofbuchhandlung in Altenburg, für J. Hoh., Fr. Agnes, Herzogin zu Sachsen-Altenburg in Altenburg	3
Boyes & Geisler, Buchhandlung in Hamburg	2
L. E. Brachvogel, Schriftsteller in Berlin	1
v. Brandenstein, Lieutenant im 1. Schles. Jäger-Bat. Nr. 5, 9. Div., 5. Armee-Corps	1
Breithaupt, Ober-Controleur in Ratibor	1
Siegmund Bremer, Buchhändler in Stralsund	1
Alfr. Bruhn's Buchhandlung in Braunschweig für	
E. Böttcher, Kaufm. in Helmstedt	1
Harald Bruhn, Buchhändler in Braunschweig	1
Fr. v. Cramm-Rhode in Braunschweig	1
A. Cruse, Kreis-Direktor in Helmstedt	1
Dr. phil. Dauber in Helmstedt	1
Fr. M. Degener in Braunschweig	1
Degener, Kreisrichter in Helmstedt	1

	Expl.
v. Chappuis, Rechtsanwalt und Notar in Waldenburg i./Schl.	1
E. Charlier, Wagemeister in Antonienhütte O./S.	1
E. Clar's Buchhandlung in Oppeln	1
Clar's Buchhandlung in Gr.-Strehlitz für	
Frl. Breitkopf in Gr. Strehlitz	1
Frl. Emma Jaschkowitz in Rosmirka	1
Justus, Oberamtmann in Warmuntowitz	1
Clausnitzer, Bauführer in Kattowitz	1
M. Cohn, Buchhändler in Liegnitz, für	
Beyer, Buchdruckereibes. in Steinau a./O.	1
Fr. Brüstlein, Rittergutsbes. in Lampersdorf b. Steinau a./O.	1
M. Cohn, Buchhändler in Liegnitz	1
Jänsch, Mühlenbaumeister in Liegnitz	1
v. Knobelsdorf, Kammerherr in Liegnitz	1
Köhler, Silberwaaren-Fabrikant in Liegnitz	1
Quoos, Rittergutsbes. in Brockendorf	1
Frl. Paul. Rosemann in Liegnitz	1
Frl. v. Seelstrang in Liegnitz	1
Fr. Rittergutsbes. Lieutn. Zahn in Jeschkendorf	1
Conrad, Calculator in Strehlen	1
v. Cramon, Rittergutsbesitzer auf Schloß Schurgast b. Schurgast	1
Craz & Gerlach, Buchhandlung in Freiberg	1
Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg für	
Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg	1
Dr. Silberschlag, Gerichtsrath in Magdeburg	1
Dannenberg & Dühr, Buchhandlung in Stargard i. Pommern	1
E. Deichsel, Pharmaceut in Barmen (Wupperfeld)	1
Frl. Amalie Derzewska in Christburg, Westpr.	1
Deuerlich'sche Buchhandlung in Göttingen	1
Auguste Dewald in Ruda	1
v. A. Dittrich in Czienskowitz bei Poln. Neukirch	1
Dülfer, C., Buchhändler in Breslau	1
Dümmler's Sortiments-Buchhandlung in Berlin für	
Frau Caspar in Berlin	1
Djuba, Kreis-Gerichts-Rath in Rosenberg O./S.	1
v. Ebbecke, Buchhändler in Lissa, für	
Werner, Apotheker in Rawicz	1

Expl.

Graf v. Egloffstein in Arklitten bei Gerdauen 1
Engelken, Oberförster in Kgl. Dombrowka bei Carlsruhe O./S. . 1
G. Engelmann, Buchhändler in Riga 1
Ad. Enslin, Buchhändler in Berlin 1
Fr. Friedrich Ertel in Hamburg 3
M. Färber, Buchhandlung in Gleiwitz, für
Fr. v. Paczénska, geb. Freiin v. Welczek in Knurrow . . . 3
Rybka in Gleiwitz 1
Warmbrunn, Glasfabrikant in Weffola 1
Frl. Pauline Feldner, in Rödinghausen b. Bünde i./Westph. . 1
Felsmann, med. chirurg. in Dittmannsdorf b. Waldenburg i./S. 1
A. Fiedler's Buchhandlung in Breslau 1
Bruno Finger in Neumühle bei Liegnitz 1
Fischer, Kgl. Polizei-Districts-Commissar und Polizei-Anwalt in Dusznik 1
E. Fleck, Dr. med., Director der Privat-Irren-Anstalt in Schmiedeberg i./Schl. 1
Auguste Fleischer, Mühlenbesitzerin in Deutsch-Lissa 1
H. Fleischer, Apotheker in Rauden O./S. 1
Jules Fonrobert, Fabrikbesitzer in Berlin 1
W. Förster, Buchhändler in Beuthen, für
Burchhardi, Forstinspector in Neudeck 1
Linke, Baumeister in Beuthen O./S. 1
Franck, Commerzien-Rath in Breslau 3
Frau Generalin v. Fransecky, geb. Freiin v. Preuschen-Liebenstein in Magdeburg 1
Dr. R. Friedenthal, Landrath a. D., in Giesmannsdorf b. Neisse 5
Aug. Friedrich in Giesmannsdorf bei Neisse. 1
Fuhrmann, Hüttenmeister in Paprozan bei Tichau 1
P. Fürstenthal, Buchhandlung in Sagan, für
Dr. Beerel in Sagan 1
Paul Fürstenthal, Buchhändler in Sagan 2
Frl. Hedwig Gäde in Ohlau 1
C. Gaßmann, Buchhändler in Hamburg 3
G. Gastrow, evang. luth. Pastor in Strehlen. 1
Frl. Maria Gebhard in Riemberg bei Kroitsch 1
F. Gebhardi, Buchhandlung in Brieg 2

	Expl.
Dr. George in Zoppot	1
L. Gerlach & Comp. in Reichenbach i./Schl.	1
Gerstenberg'sche Buchhandlung in Hildesheim	1
H. Giersberg in Liatkawe b. Sulmierzyce	1
Glatzel, Reg.-Assessor u. Special-Commiss. in Creutzburg O./S.	1
Dr. Glatzel, Knappschaftsarzt in Malapane	1
Glogner, Rentmeister in Ruppersdorf b. Strehlen	1
Ferd. Goliberſuch in Gleiwitz	1
F. Goretzki's Buchhandlung in Beuthen für	
F. Goretzki, Buchhändler in Beuthen O./S.	1
Ob.-Insp. Sack in Hubertushütte	1
Apotheker Görlich in Rayersdorf b. Landeck i./Schl.	1
Gosohorsky's Buchhandlung in Breslau für	
Dickhuth, Stadtrath in Breslau	1
Frau Gräfin v. Frankenberg in Zinowitz	1
Frl. Alexandrine Friesner in Breslau	1
Frosch, Oberamtmann in Prausnitz	1
Frl. Amalie Gombert in Breslau	1
v. Goertz, Geh. Reg. Rath in Breslau	1
A. Gosohorsky's Buchhandlung (L. F. Maske) in Breslau	2
Madame Gosohorsky in Breslau	1
Gottschling, Oberamtm. in Glischwitz b. Trachenberg	1
Grempler, Dr. med. in Breslau	1
Frl. Hausser in Breslau	1
Frau Geh. Commerzr. v. Löbbecke in Breslau	1
L. Maske, Buchhändler in Breslau	1
Ottow, Kreis-Gerichts-Direktor in Landeshut	1
Frl. Post in Breslau	1
v. Pritzelwitz in Bad Königsdorf b. Jastrzemb	1
Rupprecht, Fr. Landräthin in Breslau	1
Schwarz, Appell.-Ger.-Rath in Breslau	1
Frau Gräfin Charlotte v. Seherr-Thoß in Breslau	1
Frau v. Steun in Breslau	1
Frl. Taetzel in Breslau	1
Bankier Alfr. Gradenwitz in Berlin	1
Fr. M. v. Grape in Berlin	1
Fedr. Grauer, Rechtsanwalt in Kempen	1

	Expl.
Joſ. Graveur's Buchhandlung in Neiſſe für	
Fr. v. Humboldt sen. in Ottmachau	1
Kahn, Gutspächter in Carlowitz	1
Dr. Zastra, Director in Neiſſe	1
H. Gregor in Freiburg i./Schl.	1
W. Greven's Buchhandlung in Cöln	1
Fr. Asla Groß, geb. Müllner in Rybna bei Friedrichshütte	1
F. Groſſe, Förſteri. Mellendorf pr. Langſeifersdorf (Kr. Reichenbach)	1
G. Grote'ſche Sortiments-Buchhandlung in Hamm	1
Grüneberger & Comp., Buchhandlung in Oels, für	
v. d. Berswordt, Landrath in Schwierſe	1
Grüneberger, Buchhändler in Oels	1
C. Hahn, Gutsbeſitzer in Schmarſe b. Oels	1
Hohenthal, Hofprediger in Oels	1
Prätorius in Breslau	1
Frl. v. Roſenberg-Lipinsky in Gutwohne	1
Frl. v. Scheliha in Oels	1
Fr. Schmiedel, Juſtizräthin in Oels	1
Stephan, Inſpector in Gutwohne	1
Taesler, Paſtor in Schmollen bei Oels	1
Gſellius'ſche Buchhandlung in Berlin	2
A. Günther, Kaufmann in Hirſchberg i./Schl.	1
H. Güntzel-Becker, Apotheker in Wohlau	1
A. Haaſe, Kaufmann in Breslau	1
Frz. Hagen, Pharmaceut in Waldenburg i./Schl.	1
Jul. Hainauer, Buchhandlung in Breslau, für	
Joſ. A. Cohn in Breslau	1
Julius Hainauer, Buchhändler in Breslau	2
Fr. v. Krigar in Breslau	1
v. Mutius, Exc., General in Breslau	2
Th. Poſer in Breslau	1
Ed. Hampe, Buchhandlung in Bremen, für	
Ed. Hampe, Buchhändler in Bremen	1
M. W. Schlenker in Bremen	1
H. Handel, Buchhandlung in Ober-Glogau, für	
Bruck, Deſtillateur in Ober-Glogau	1
Caſſirer, Brauereibeſitzer in Ober-Glogau	1

	Expl.
Heinr. Handel, Buchhändler in Ober-Glogau	1
Persecke, Rentmeister in Ober-Glogau	1
Händler, Decon.-Rath in Lissa i./Schl.	1
Aler. Harmuth, Kfm. in Freywaldau, Reg.-Bez. Liegnitz	1
B. Harraß in Potsdam	1
Hasser, Hauptrendant der Ostpreuß. Südbahn in Königsberg i./Pr.	1
Se. Durchl. Fürst Hatzfeldt in Trachenberg	5
v. Hauteville, Kgl. Justizrath in Trebnitz	1
Hecker, Kgl. Dom-Amts-Polizei-Verwalter in Neusalz a./O.	1
Ludw. Heege, Buchhandlung in Schweidnitz für	
Fr. Geh.-Rath Kulmiz in Ida-Marienhütte	1
Frl. Marie v. Lieres in Wilkau	1
Seyler, Oberförster in Ober-Weistritz	1
Dr. Heiberg's Buchhandlung in Schleswig	2
C. D. Hein's Erben in Fraustadt	1
Heinrichshofen'sche Buchhandlung in Magdeburg	1
Heintze, Ober-Amtmann in Maczeykowitz bei Königshütte	1
Dr. Wilh. Hensen in Cöln	2
Th. Hennings' Buchhandlung in Neisse für	
Theodor Hennings, Buchhändler in Neisse	2
Dr. Kasper, Sanitätsrath und Kreisphys. in Neisse	1
Herold'sche Buchhandlung in Hamburg	1
R. Herrosé, Buchhändler in Wittenberg	1
J. H. Heuser's Buchhandlung in Neuwied für	
Ludw. Heuser, Buchhändler in Neuwied	1
v. Heydebrand u. d. Lasa, Rittmeister in Nassadel b. Namslau	1
H. Hiersemenzel's Buchhandlung in Jauer für	
Justizrath v. Mützschefahl in Jauer	1
Fr. B. Hildebrand, geb. Strach, Rittergutsbes. in Freiburg i./Schl.	1
Aug. Hildebrand's Buchhandlung in Schwerin für	
E. v. Kamptz in Schwerin	1
Fr. Lodoiska Schlöpke in Schwerin	1
Frhr. Hiller v. Gärtringen in Reppersdorf b. Jauer	1
Fr. v. Hindenburg, geb. v. Polentz in Freystadt i./Westpr.	1
Rob. Hinze's Buchhandlung in Neisse für	
Frl. Louise Fränkel in Neisse	1
Fr. Baumeister Hartmann in Neisse	1

Expl.

Pohl, Senator in Neiſſe 1
Willimek, Rechtsanwalt und Notar in Neiſſe 1
Hirſchwald'ſche Buchhandlung in Berlin für
Fr. Aber in Berlin 1
Hirt'ſche Sortim.-Buchhandlung in Breslau für
Fr. Fürſtin v. Carolath-Beuthen, geb. Grfn. Hatzfeld in Carolath 1
Fr. General-Superintendent Erdmann in Breslau 1
Frau Geh. Räthin Häſer in Breslau 1
Köppel, Ober-Amtm. in Benice b. Krotoſchin 1
v. Maaſſen, Geh. Ob.-Fin.-Rath und Provinzial-Steuer-Dir. in Breslau 1
M. Mälzer, Buchhändler in Breslau 1
Fr. Grf. Praſchma, geb. Grf. Schaffgotſch auf Schloß Falkenberg 1
Graf zu Stolberg in Gnadenfrei 1
Fr. Bar. v. Willamowitz-Möllendorff, geb. v. Geinen auf Schloß Meeſendorf 1
Hoffmann, Rittergutsbeſitzer in Saſterhauſen b. Saarau . . . 1
Hoffmann-Scholtz, Landrath in Liegnitz 1
Louis Höhne in Giesmannsdorf b. Neiſſe 1
v. Holwede, Lieutn. im 1. Schleſ. Jäger-Bat. Nr. 5, 9. Div., 5. Armee-Corps 1
C. Hopf, Buchhändler in Inſterburg 1
Frau Kaufmann H. Höptner in Breslau 1
Horn, Gutspächter in Radenz b. Kozmin 1
Graf v. Hoverden in Hühnern b. Ohlau 2
Huber & Comp., Buchhandlung in Bern, für
Fr. Buchhändler Körber in Bern 1
Fr. Oberlehrer Türkheim in Bern 1
O. F. Hünigen, Buchhändler in Hohenſtein-Ernſtthal 1
H. Jacob, Kunſtgärtner in Jannowitz b. Kupferberg i. Schl. . . 1
Fr. Jacob, Buchhandlung in Torgau für
Frl. Clara Eppner in Torgau 1
Lehrer Süptitz in Torgau 1
H. Jacobi Buchhandlung in Wollſtein für
Fr. Hauptm. Buſſe in Hammer 1
Frl. Julie Janke in Breslau 1

	Expl.
John, Rittergutspächter in Welkersdorf b. Langenöls	1
Frl. Marie Jokisch in Dzieschowitz	1
W. Jowien's Buchhandlung in Hamburg für Wilh. Jowien, Buchhändler in Hamburg	1
J. Issakoff, Buchhändler in St. Petersburg	2
v. Itzenplitz in Gr.-Steinersdorf bei Noldau	2
Wilh. Itzinger in Berlin	1
Frl. Adelh. Kahlert in Breslau	1
v. Kalben in Vienau bei Calbe a./M.	1
Dr. Kalkstein, Sanitätsrath in Breslau	2
Kandrey, Gutsbesitzer in Meleschwitz bei Laskowitz	1
Th. Karfunkel, Buchhandlung in Gleiwitz für B. Fränkel, Kaufm. und Kgl. Lotterie-Einnehmer in Gleiwitz	1
Kammel, Lehrer in Bielschowitz	1
Karrasch, Postsecretair in Breslau	1
J. Katscher, Lehrer in Tscherbenei bei Glatz	1
Th. Kaul in Großburg bei Strehlen	1
F. Th. Kaulfuß, Buchhandlung in Liegnitz für Th. Kaulfuß, Buchhändler in Liegnitz	2
Fr. Mohrenberg in Liegnitz	1
G. Kayser in Ober-Kaiserswaldau	1
Kegel in Neudeck bei Tarnowitz	1
Keil, Wirthschafts-Inspector in Parchau bei Kotzenau	1
Keller, Prorector am Kgl. Gymnasium in Ratibor	1
v. Keltsch, Herzogl. Kammer-Präsident in Oels	1
J. U. Kern, Buchhandlung in Breslau für Rob. Barchewitz, Gutsbesitzer in Breslau	1
A. Bial in Ohlau	1
Frl. Charl. v. Diemar in Breslau	1
J. U. Kern, Buchhändler in Breslau	2
Keyser'sche Buchhandlung in Erfurt	1
Fr. Kienitz, Buchhandlung in Pr. Stargardt für F. Kienitz, Buchhändler in Pr. Stargardt	1
Frhr. v. Kittlitz, Dr. phil., in Liegnitz	1
J. Klamt in Saarau bei Königszelt	1
L. Klausa, Kgl. Commissionsrath in Tarnowitz	2
Dr. Klein, Pfarrer in Arnoldsdorf bei Ziegenhals	1

Expl.

Kleiner, Post-Expedient in Skalmierzyce 1
Fr. Lieutn. Kleinmichel, geb. Vorwerg, in Frauenhein bei Ohlau. 1
O. Klinkmüller, Buchhandlung in Sorau, für
Klinkmüller, Buchhändler in Sorau 1
Schirmer, Kreis-Gerichts-Secretair in Sorau 1
Wirth, Fabrikbesitzer in Frauenmühle bei Sorau 1
A. Knoblich, Dombeneficiat in Breslau 1
Koblitz'sche Buchhandlung in Görlitz für
P. O. Dilberian, Kaufmann in Görlitz 1
Hirche, Kantor in Kieslingswalde 1
Fr. Gen. v. Kurowski, geb. v. Berge-Herrndorf in Görlitz . . 1
Fr. Gräfin Loeben in Nieder-Rudelsdorf 1
Frl. J. v. Scheliha, Stiftsdame in Joachimstein 1
Wilh. Koch, Buchhandlung in Königsberg i./Pr. 1
Fr. v. Köckritz, Ehrenstiftsdame z. heil. Grabe in Wohlau . . . 3
Kogler's Buchhandlung in Siegen 1
G. Köhler's Buchhandlung in Lauban für
Köhler's Buchhandlung in Lauban 1
Diaconus Spillmann in Lauban 1
Major Wille I. in Lauban 1
Kohn & Hancke, Buchhandlung in Breslau, für
Heimann, Stadtrath a. D. in Breslau 1
v. Stegmann, Fr. Oberstlieut. in Breslau 1
Komitsch, Pastor in Deutsch-Wartenberg 1
B. König, Rittergutsbes. in Simsdorf pr. Gr. Tinz 1
W. G. Korn, Buchhandlung in Breslau, für
Graf Harrach in Gr. Sägewitz 1
Fr. Helene Korn, geb. Eichborn, in Breslau 1
Koschatzky, Amtmann in Ludgierzowitz b. Hultschin 1
Freiin v. Kospoth in Leubus 1
Fr. Bar. v. Kottwitz, geb. v. Eicke, in Wohlau 2
Alex. Kracker v. Schwarzenfeld in Otto-Grube b. Stroppen 1
Louise Kranz in Weiderwitz pr. Falkenberg O./S. 1
Krause, Lehrer in Fröhlichsdorf b. Freiburg i./Schl. 1
Kretschmer, Kr. Ger. Direktor in Waldenburg 1
G. Kreuschmer, Buchhandlung in Bunzlau, für
Prediger Bauer in Gnadenberg 1

	Expl.
Curtius, Bäckermeiſter in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
George, Bauergutsbeſ. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Chriſtian Gierſchner, Bauergutsbeſitzer in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Görlitz, Rittergutsbeſ. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Greckſch, Pfarrer in Ober Gr. Hartmannsdorf	1
Heidrich, Inſpektor in Rothlach b. Bunzlau	1
Frau verw. Mühlenbeſ. Herrmann in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Herz, Cantor in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Hilgenfeld, Waiſenhauslehrer in Bunzlau	1
Hohlfeld, Apotheker in Bunzlau	1
Huß, Lehngutsbeſitzer in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Jäſch, Kalkofenbeſ. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Klemens Waiſenhaus-Oberlehrer in Bunzlau	1
Klingauf, Gerichtsſcholz in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Kloſter, Kalkofenbeſ. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Wilh. Kunke Bauergutsbeſ. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Chriſtian Kunke, Bauergutsbeſ. in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Fr. Oberlehrer Kunth in Bunzlau	1
G. Pietſch, Kaufmann in Bunzlau	1
Roſt, Inſpector in Liebichau	1
Heinrich Röthig, Bauergutsbeſ. in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Wilh. Scholz, Gymnaſiaſt aus Ob. Gr. Hartmannsdorf bei Bunzlau	1
Kriſch, Kgl. Forſt-Kaſſen-Rendant in Ehrzelitz	1
Kropf, Landrichter a. D. in Tomin b. Codram (Wollin)	1
H. Kuh, Buchhandlung in Reichenbach, für	
Fr. Kaufmann Illgner in Reichenbach	1
Köpke, Oberamtmann in Peilau	1
H. Kuh, Buchhändler in Reichenbach i./Schl.	1
Reinhard, Partikulier in Reichenbach	1
Fr. Kfm. Roth, geb. Strauß, in Langenbielau	1
Dr. Sabarth in Reichenbach	1
Frl. Anna Kühnel in Falkenberg O./S.	1
Dr. Kurſava, Kreisphyſikus in Trachenberg	1
C. F. Kutzſcher, Buchhandlung in Luckau, für	
C. F. Kutzſcher, Buchhändler in Luckau	1

Expl.

Dr. Lipsius, Gymnasiallehrer in Luckau 1
Thiel, Gymnasial-Director in Luckau 1
N. Kymmel, Buchhandlung in Kiew, für
Kaulfuß, Musiklehrer in Kiew 1
J. B. Lange, Buchhandlung in Gnesen, für
M. Russak in Gnesen 1
Laube, Ober-Staatsanwalt in Bromberg 1
Lebius, verw. Postdirector in Rawicz 1
F. Lehmann, Apotheker in Reichenbach i./Schl. 1
B. v. Leibitz-Piwnicki in Zawada bei Peiskretscham . . . 1
Aug. Leisner, Photograph in Waldenburg i./Schl. 1
Lemon, Pastor in Nicolai O./S. 1
Otto Lentsch in Leipzig 1
G. B. Leopold's Universitäts-Buchhandlung in Rostock 1
F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Breslau, für
Fr. Clar in Trebnitz 1
Fr. Kfm. Henel in Breslau 1
Fr. Kfm. Langner in Breslau 1
F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Breslau (alleiniger Besitzer
Constantin Sander) 1
F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Glatz, für
Fr. v. Löbbecke in Eisersdorf bei Glatz 1
F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Gleiwitz 2
W. Levysohn, Buchhandlung in Grünberg, für
Stockmer in Grünberg 1
Eduard Liegel, Buchhändler in Klagenfurt 1
Liehr, Kreis-Gerichts-Rath in Trebnitz 1
Linke, Bürgermeister in Lüben i./Schl. 1
Lippert'sche Buchhandlung in Halle 1
W. Logier's Buchhandlung in Berlin 2
Loewe, Schulen-Inspector und Pfarrer in Rohnstock. 1
Fr. Lucas, Buchhandlung in Mitau, für
Baron Nettelhorst, Majoratsherr in Schlagunen b. Doblen 5
C. Lüdecke, Kreisbaumeister in Breslau 2
Machmor, Pfarrer in Herrnstadt 1
Majunke, Erzpriester und Pfarrer in Lissa i./Schl. 1
Freiin v. Maltitz in Alt-Rosenberg bei Creutzburg O./S. 1

	Expl.
D. Martens, Kaufmann in Marienburg W./Pr.	1
Maruschke & Berendt, Buchhandlung in Breslau für	
Oscar Koch, Kaufmann in Breslau	1
Kromayer, Lehrer und Organist in Breslau	1
L. Mauke Söhne, Buchhandlung in Hamburg	6
Joi. Max & Comp., Buchhandlung in Breslau, für	
Oberst v. Gontard in Breslau	1
Dr. Göppert, Geh. Med. Rath und Prof. in Breslau	1
Graf v. Hoverden-Plencken, Kgl. Kammerherr in Breslau	1
Fr. Amtsrath v. Pannwitz, geb. Grfn. Monts in Burgsdorf	1
Frl. Olga v. Pullett in Breslau	1
Rönkendorf, Prem.-Lieutn. in Süßwinkel b. Oels	1
O. May's Leihbibliothek in Chemnitz	1
E. Mecklenburg, Buchhändler in Berlin	1
O. Meissner & Behre, Buchhandlung in Hamburg	1
E. Meltzer's Buchhandlung in Waldenburg für	
Fr. Agnes Alberti, geb. Tieck in Waldenburg	1
Dr. Brade, Bergmeister in Neu-Weißstein	1
E. Meltzer's Buchhandlung in Waldenburg i./Schl.	1
Werner, Kaufmann in Alt-Friedland	2
Menzel, Pastor in Paschkerwitz pr. Trebnitz	1
C. O. Methner, Kaufmann in Breslau	1
Methner, Wirthsch.-Insp. in Gr.-Ellguth pr. Heidersdorf	1
G. Metzke, Kreis-Gerichts-Rath in Sagan	1
H. C. E. Meyersen., Buchhandlung in Braunschweig, für	
Hollandt, Obergerichtsadvocat und Notar in Braunschweig	1
Ed. Meyer, Buchhandlung in Cottbus, für	
Ed. Meyer, Buchhändler in Cottbus	1
Säbisch in Spremberg	1
H. Meyer & Co., Buchhandlung in Königsberg, für	
Kähler in Kudwinnen	2
Kawalleck in Königsberg i./Pr.	1
Bruno Meyer, Buchhändler in Königsberg i./Pr.	2
Frl. v. Regelein in Königsberg i./Pr.	1
Frl. M. v. St. Paul in Jäcknitz	1
Fr. v. Schmalensee, geb. v. Studnitz in Wilknitt	1
Frl. M. Stallbaum in Königsberg i./Pr.	1

Expl.

Fr. Bar. E. v. Stutterheim, geb. Maul, in Dothen . . . 1
Fr. Julie v. Weiß in Plauen 1
Wirths in Sorquitten 2
Frl. Witzeck in Königsberg i./Pr. 1
Meyer & Zeller's Sortiments-Buchhandlung in Zürich . . . 1
Frau M. Meyerbeer in Berlin 1
Mittler's Sortim.-Buchhandlung in Berlin 2
Möbius, Kgl. Vermeſſungs-Reviſor und Artillerie-Offizer a. D. in Creutzburg O./Schl. 1
Dr. Moll, Sanitätsrath in Nicolai O./S. 1
E. Morgenſtern, Buchhandlung in Breslau, für
Buchwald III., Stadt-Haupt-Kaſſen-Rendant in Breslau . . 1
Grünig, Pharmaceut in Breslau 1
Frl. Friederike Kempner, Schriftſtellerin in Droſchkau . 1
E. Morgenſtern, Buchhändler in Breslau 1
Pauſer, Kaufmann in Breslau 1
Fr. Majorin v. Raven, geb. v. Roſenberg-Lipinski, in Poſtelwitz 1
Moritz Eichborn, Rittergutsbeſitzer in Hundsfeld 1
Moſchner, Rittergutsbeſ. in Tuntſchendorf 1
Mücke, Pfarrer in Klutſchau b. Ujeſt 1
Rich. Mühlmann, Buchhandlung in Halle, für
Fr. Oberſtallmeiſter v. Glaſey in Halle 1
C. E. Müller's Buchhandlung in Bremen 1
H. Müller, Gutspächter in Zokędnica pr. Sarne. 1
Mund, Fr. Majorin in Bärwalde b. Münſterberg 1
C. Münſter, Oeconomie-Director in Semmelwitz b. Jauer . . . 1
R. Muſenberg, Apotheker in Habelſchwerdt 1
H. Müſſigbrodt, Kaufm. in Greiffenberg i./Schl. 4
C. Mützel, Rittergutspächter in Hennersdorf b. Falkenau 1
H. Nahlick, Buchhandlung in Striegau, für
Fiſcher, Pfarrer in Kuhnern 2
Mantell, Kr.-Ger.-Direktor in Striegau 1
Otto Nendel, Buchhalter in Gutsdorf b. Striegau 1
Fr. Caroline Wagenknecht, geb. Glauer in Rohnſtock . . 1
Nawatzki, Pfarrer in Bralin 1
Neiſſer, Dr. med., in Charlottenbrunn 1
Frl. Agnes Neumann in Breslau 1

	Expl.
E. Nickelmann, Inspector auf Dom. Persel bei Kotzenau	1
Fr. Chr. Niebel, Gestüts-Thierarzt in Mirkau bei Hundsfeld	1
Marie Niedlich in Rottstock bei Brück	1
C. W. Niemeyer, Buchhandlung in Hamburg, für	
G. W. Niemeyer, Buchhändler in Hamburg	1
Kgl. Geh. Ob. Hofbuchdruckerei in Berlin für	
Th. Baumann in Berlin	1
Fr. Baronin v. Obernitz in Burgwitz bei Trebnitz	1
Odelga in Neudeck	1
Fr. v. Ohlen in Ossig bei Böhmischdorf	1
Oehmigke's Buchhandlung in Berlin für	
Fr. Bankier W. Brose in Berlin	1
Kuntze, Kaufm. in Berlin	1
Orell, Füßli & Comp., Buchhandlung in Zürich, für	
Rob. Kempin, Buchhändler in Zürich	1
Otto, Inspector in Floriansdorf bei Mettkau	1
C. Paetzold, Hütten-Inspector in Ob.-Leschen bei Nied.-Leschen	1
v. Pelchrzim, Fortschreibungsbeamter in Lublinitz	1
Frl. Róza Peltasohn in Ostrowo	1
Fr. Gräfin Pfeil in Pleischwitz bei Breslau	1
C. Philipp, Buchhandlung in Frankenstein	2
Oscar, Graf v. Pilati in Schlegel	1
Plahn'sche Buchhandlung in Berlin für	
J. D. Charton in Berlin	1
Fr. Selke in Berlin	1
C. Plahn'sche Buchhandlung in Jauer für	
Frhr. v. Stangen, Direktor der Kgl. Straf-Anstalt in Jauer	1
A. Tietze, Dec.-Beamter in Pohlwitz	1
Gust. Plettner, Buchhändler in Berlin	1
Oskar Pollack, Kaufmann in Striegau	1
Pelle, Rittergutspächter in Lazisk b. Gr.-Gorzytz O./S.	1
Frl. Sophie v. Poser in Falkenberg O./S.	1
A. Postel in Schmiedeberg i./Schl.	1
Fr. Auguste Prägel in Breslau	1
Gust. Prange, Buchhändler in Weißenfels	1
J. Priebatsch, Buchhandlung in Ostrowo, für	
R. Busch in Ostrowo	1

Expl.

Frl. Auguſte v. Prittwitz in Oels i./Schl. 1
Räde, Paſtor in Muskau 1
Radeck, fürſtl. Revierförſter in Dorfbach b. Wüſtewaltersdorf . . 1
Otto Radke, Buchhändler in Eſſen 1
v. Rappard in Landsberg O./S. 1
Dr. Ratzeburg, Geh. Reg.-Rath u. Prof. a. d. Kgl. Forſt-Akademie in Neuſtadt-Eberswalde 1
E. Rehfeld, Buchhandlung in Poſen, für
Gertrude Henſel in Poſen 1
Ernſt Rehfeld in Poſen 2
Baron Ernſt v. Reibnitz in Gr. Grauden b. Gnadenfeld . . . 1
Wilh. Reipert, Poſt-Expediteur in Nekla 1
Alb. Reiſewitz, Buchhandlung in Oppeln, für
Fr. Raabe in Oppeln 1
Schindler, Rittergutsbeſ. in Czieſchowa 1
Reiſner'ſche Buchhandlung in Glogau für
Reiſner, Buchhändler in Glogau 1
Frhr. v. Tſchammer in Quaritz 1
Reiſner'ſche Buchhandlung in Liegnitz 1
Frhr. v. Reiſwitz in Wendrin b. Roſenberg O./S. 1
E. Remer, Buchhandlung in Görlitz, für
Geisler, Paſtor in Arnsdorf 1
Remer, Buchhändler in Görlitz 1
Fr. v. Uechtritz, Geh. Juſtizrath in Görlitz 1
Fr. Jenny Renner in Hamburg 1
S. Reweck, Kaufmann in Breslau 1
Reymann, Landesälteſter in Stiebendorf bei Krappitz 1
Fr. v. Ribbeck in Bagow bei Brandenburg a./H. 1
Karl Riebe, Bankier in Berlin 1
Th. A. Richter, Buchhändler in Friedland 1
Adolf Rölle, Buchhändler in Leobſchütz 3
Aug. Roſemann, Handlungs-Commis in Peterswaldau i./Schl. . 2
H. Roſenberg, Buchhandlung in Berlin, für
H. Roſenberg, Buchhändler in Berlin 1
Fr. Stadt-Gerichts-Rath Roſenberg in Breslau 1
Roſenthal'ſche Buchhandlung in Hirſchberg für
Werner, Rathsherr in Hirſchberg 1

	Expl.
Wiester, Rechtsanwalt in Hirschberg	1
E. Rudolph, Buchhändler in Landeshut	2
Rudolph, Pastor in Mondschütz bei Wohlau	1
A. Rudolphi, Buchhändler in Hamburg	1
Jul. v. Ruffer, Rittergutsbesitzer in Petersdorf bei Haynau	1
v. Salisch, Landrath in Jeschütz bei Trebnitz	1
v. Sanden in Raudonatschen bei Kraupischken	2
Sattig, Second.-Lieut. im 1. Niederschl. Landw.-Rgt. Nr. 6 in Annaberg i./Schl.	1
Léon Saunier, Buchhändler in Stettin	2
Schäfer, Kreis-Gerichts-Rath in Loslau	1
L. Schäfer's Buchhandlung in Magdeburg für	
Josti, Kaufmann in Magdeburg	2
Zinner, General-Director in Magdeburg	1
B. Schaffer in Cosel	1
Fr. Dr. Schaffranek in Lipine bei Morgenroth	1
Reinh. Scharff, Buchhändler in Greifswald	2
G. v. Schaubert, Landrath und Justizrath a. D. in Obernigk	1
Scheumann & Spiegel, Buchhandlung in Eydtkuhnen für	
Feodor Gäde in Eydtkuhnen	1
Benedict Rosa in Königsberg	1
Em. Rosa, Canonicus in Eydtkuhnen	1
Friedericus v. Schlüter, emer. Bischof in Kibarty	1
Schiwon, Techniker in Rybnik	1
Schletter'sche Buchhandlung in Breslau für	
Fr. Dora Guttentag in Breslau	1
Heinrich & Otto in Breslau	1
v. Hülsen, Fr. Obristlieutenant, in Breslau	1
A. Schloßmann, Kaufmann in Breslau	1
v. Schmiedeberg, Landesältester in Schwanowitz bei Brieg	3
L. Schneider in Neisse	1
Schneider & Otto, Antiquariat und Leihbibliothek in Göttingen	1
verw. Kfm. P. Scholtz, geb. Kupke, in Neisse	1
L. Schönborn, Buchhandlung in Sagan, für	
Faustmann, Kaufmann in Sagan	1
A. Schonlau, Buchhandlung in Hamburg, für	
H. H. Boie in Altona	1

Expl.

A. B. Laeiß, Buchhändler in Hamburg 1
G. A. Schonlau, Buchhändler in Hamburg 1
Marie Freiin v. Schorlemer-Hallinghausen in Lippstadt . 1
Carl Schröder & Comp., Buchhandlung in Kiel 1
Schröter, Kr.-Ger.-Rath in Münsterberg 1
Fr. Schulze's Buchhandlung in Berlin für
Frl. Alberti in Berlin 1
Keiser, General in Berlin 1
Pauly, Intendanturrath in Berlin 1
Wilh. Schumann, Disponent d. Zuckerfabr. Roswadze O.|S. bei Dzieschowitz 1
B. Schurich, Rittergutsbes. in Ober-Pfaffendorf b. Görlitz . . . 1
F. Schütz, Bergbeamter in Petrzkowitz b. Hultschin 1
Schütze, Rittergutsbesitzer auf Dom. Wiesa b. Greiffenberg i.|Schl. 1
L. Schwann, Buchhändler in Neuß 1
E. Schwarz, Bahnhofsrestaurateur in Liegnitz 1
Grf. Schweinitz in Berghof b. Mettkau 1
Schwers'sche Buchhandlung in Kiel für
Prof. Dr. Dove in Kiel 1
Prof. Dr. Frhr. v. Gutschmid in Kiel 1
Frl. L. Hegewisch in Kiel 1
Hundertmark, Organist in Kiel 1
Fr. Prof. M. Junghans in Kiel 1
Dr. Th. Möbius, Prof. in Kiel 1
Fr. Professor Ribbeck in Kiel 1
C. Scheibel, Consul in Kiel 1
Schwers'sche Buchhandlung (C. Friedrich's) in Kiel . . . 2
Dr. Weinhold, Prof. in Kiel 1
Dr. Weiß, Prof. in Kiel 1
Sczyrba, Oberamtmann in Schlawentzitz 1
Seiffert, Wirthsch.-Insp. in Gohlau b. Lissa i.|Schl. 1
Aug. Seller, Bureau-Vorsteher in Ostrowo 1
G. Sennewald, Buchhandlung in Warschau 1
Fr. Lina Seyffert in Lieberose 1
Fr. Rosalie Siefert aus Breslau in Fürstenwalde 1
Simon, Kgl. Eisenbahn-Director in Münster i.|Westph. 1
Fr. Anna Solger in Beuthen O.|S. 1

	Expl.
Fr. Professor Solger in Dresden	1
Otto, Graf zu Solms-Tecklenburg in Volgsen	1
B. Sowade, Buchhandlung in Pleß, für	
Augustini, Baumeister in Pleß	1
Burgund, Ober-Amtmann in Garkow	1
Hontschick, Forstinspector in Miserau	1
Frl. Lindner in Pleß	1
J. M. Späth, Buchhandlung in Berlin, für	
Holtze, Oberlehrer in Berlin	1
Stabik, Pfarrer in Michalkowitz bei Siemianowitz	1
Franz Stein, Buchhändler in Saarlouis	1
Adolf Stempel in Giesmannsdorf bei Neisse	1
Fr. Steudel, Buchhandlung in Stade für,	
Fr. Amalie Schulz in Stade	1
Fr. Henr. Stiller in Ohlau	1
Edm. Stoll, Buchhändler in Leipzig	1
Stolze, Hütten-Inspector in Wilhelminenhütte bei Rosdzin	1
Ad. Strauß, Fabrikant in Ober-Langenbielau	1
Streckenbach, Kr.-Ger.-Rath a. D. in Greiffenberg i./Schl.	1
Fr. v. Studnitz in Görlitz	1
Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin für	
Maximilian Gerstmann, Buchhändler in Berlin	1
E. Kothe, Leihbibliothekar in Berlin	1
Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin	1
v. Stutterheim, Generalmajor in Braunschweig	1
Fr. Antonie Szelińska in Neuhof bei Christburg i./Westpr.	1
L. Taubadel in Roschkowitz bei Pitschen	1
W. F. Tauerschmidt, Buchhandlung in Naumburg, für	
Pinder, Apell.-Ger.-Rath in Naumburg a./S.	1
F. Tänzer, Kr.-Ger.-Räthin in Naumburg a./S.	1
W. Tauerschmidt, Buchhändler in Naumburg a./S.	1
Tausch, Buchhandlung in Halle, für	
Herm. Tausch, Buchhändler in Halle a./S.	1
Tautz, Kgl. Kanzlei-Director in Habelschwerdt	1
Th. Theile's Buchhandlung in Königsberg für	
Spiller, Pfarrer in Rydszewen	1
Th. Theile's Buchhandlung in Königsberg i./Pr.	2

Expl.

A. Theuer, Rentmstr. in Piſchkowitz b. Möhlten 1
L. v. Thielau in Ogroſen b. Calau N./L. 1
Thiele, Inſpektor in Nieder-Rathen 1
Fr. Thiele, Buchhandlung in Ratibor, für
Fr. Bardtke, Kanzleirath in Ratibor 1
Kurt v. Damnitz in Ratibor 1
Fr. Kaufm. Doms in Ratibor 1
Gerlich, Buchhalter in Ratibor 1
Frau Forſtmeiſter v. Hänlein in Ratiborhammer 1
Fr. Kaufmann Kern in Ratibor 1
Fr. Müller, Apell.-Ger.-Räthin in Ratibor 1
Alb. Pliſchke, Buchhalter in Ratibor 1
Fr. Appell.-Ger.-Rath Roſentreter, in Ratibor 1
Fr. Kreisrichter Roth in Ratibor 1
Fr. Kammerherr v. Selchow in Rudnik 1
Thamm, Apotheker in Ratibor 1
v. Wrochem, Major in Ratibor 2
Thieme, Gutsbeſ. in Reinsheim b. Langhermsdorf 1
Thimm, Lieut. u. Kreis-Kaſſen-Rendant a. D. in Warmbrunn . . 1
H. Tiebel, Rittergutspächter in Parchwitz 1
Tiede, Kr.-Ger.-Rath in Trebnitz 1
v. Tieſchowitz, Rittergutsbeſ. in Brune b. Conſtadt 1
Tilgner, Erzprieſter in Lähn 1
Trautmann, Aſſ.-Arzt a. D., prakt. Arzt ꝛc. in Hasperdorf . . 1
Treutler, Kreisrichter und Rittergutsbeſ. in Waldenburg i./Schl. 1
Trewendt & Granier, Buchhandlung in Breslau, für
H. W. Alberti, Kgl. Commerzienrath in Waldenburg . . 2
Frau Ida Bamberger in Breslau 1
Dr. H. Barkow, Prof. und Geh. Medizinalrath in Breslau . 3
Bar. Herm. v. Beaufort-Belforte in Gabitz b. Breslau 1
Rob. Berthold in Breslau 1
Frl. B. Beuthien in Breslau 1
Dr. Bieling in Sienaclz b. Kaliſch in Polen 1
Blaſch, Pfarrer in Friedersdorf b. Ob. Glogau 1
C. F. Bock in Breslau 1
Frl. Brettſchneider in Breslau 1
Fr. verw. Medizinalrath Buſſe in Breslau 1

	Expl.
Frau Hermine Caro in Breslau	1
Clara v. Clausewitz in Breslau	1
Ad. Cohn, Buchhalter in Breslau	1
Matd. Destnes, Putzgeschäft in Breslau	1
v. Donat, Major a. D., in Breslau	1
L. W. Egers, Fabrikant in Breslau	1
Frl. Marie Eichborn in Breslau	1
Frhr. v. Ende, Polizei-Präsident in Breslau	2
Frl. Engelhardt in Breslau	1
Herr Erdmann in Breslau	1
Dorothea Erstling in Breslau	1
Förster, Stadt-Zoll-Inspector in Breslau	1
Fr. Bankdirector Franz in Breslau	1
Gustav Friedländer, Banquier in Breslau	1
Frau G. in Breslau	1
Frau A. G. in Breslau	1
Frau Gäbel in Breslau	1
Frhr. v. Gaffron, Schloßhauptmann in Breslau	1
Clara Gerlach in Breslau	1
Görtz, Apotheker in Breslau	1
Simon Grätzer, Kaufmann in Gr. Strehlitz	1
Fr. Kfm. Grosser in Breslau	1
Heinr. Gumpert, Juwelier in Breslau	1
Fr. Geh. Kriegsrath Ottilie Günther in Breslau	1
Guttentag, Banquier in Breslau	1
Frl. H. in Breslau	1
Hahn, Domvicar in Breslau	1
Louis Hainsch, Organist in Breslau	1
Gräfin Helene Hardenberg in Breslau	1
Graf v. Haßlingen in Queitsch bei Mörschelwitz	1
W. Hedemann in Breslau	1
Freih. v. Hertzberg, Ger.-Rath in Breslau	1
Sophie Heyne in Breslau	1
Hilbig, Universitäts-Kanzlist in Breslau	1
A. Hoffmann, Buchdruckereibesitzer in Breslau	2
frl. Constance v. Holtei in Oels	1
Jäger, Lieutenant in Breslau	1

	Expl.
Paul Jander in Breslau	1
Herr Janisch in Breslau	1
Frl. Ch. Jauch in Breslau	1
Frl. Minna John in Breslau	1
Frl. Clara Jungnickel in Trebnitz	1
Kalinke in Breslau	1
Kämp, Realschul-Direktor in Breslau	1
Robert Kästner in Breslau	1
Siegfried Kayser in Breslau	1
Kiehlmann, Kaufmann in Breslau	3
Richard Kiesling in Breslau	1
Klettke, Gerichts-Assessor in Breslau	1
Knietsch, Kaufmann in Breslau	1
Fr. Stadträthin Korn in Breslau	1
A. Kothe, Seminar- und Musiklehrer in Breslau	1
C. Krappe, Partikulier in Breslau	1
Kubiasky, Vermessungs-Revisor in Breslau	1
Frau Kutschera in Breslau	1
Frau Gräfin Lazareff in Dyhernfurth b. Nimkau	1
Adolf Lindner, Wirthsch.-Inspector in Gnichwitz b. Kant	1
Dr. Lobethal in Breslau	1
Amal. v. Lojewsky, geb. Weiß in Breslau	1
Laura Lüpke, geb. Cretius in Breslau	1
Martin, Apotheker in Neumarkt	1
Martins, Bankdirektor in Breslau	1
Ernst Mayer, Kaufmann in Breslau	1
J. Meixner, Kaufmann in Breslau	1
Menzel, Lieutenant in Breslau	1
Robert Mildner in Breslau	1
Frau Caroline Molinari in Breslau	1
August Mücke in Breslau	1
G. Müller, Kaufmann in Breslau	2
Nessel, Staatsanwalt in Breslau	1
Frau Geh. Räthin Roeldechen in Breslau	1
Pappenheim, Kaufmann in Breslau	1
Poser, Stadt-Ger.-Secretair in Breslau	1
Md. R. in Breslau	1

	Expl.
Jache, Büchsenmacher in Breslau	1
Frau Holzhändler Richter in Breslau	2
R. Ritter in Klettendorf b. Breslau	1
v. Rosenberg, Staatsanwalt in Breslau	1
Rosenow, Bauinspector in Breslau	1
Madame Roth in Breslau	1
J. Rothenburg, Kaufmann in Breslau	1
Emilie v. Rother in Breslau	5
Frl. v. Rottenberg in Breslau	1
Emma v. Ruffer in Breslau	5
K. v. S. in Breslau	1
Sabitzki in Gräbschen	1
Sack, Appell.-Ger.-Rath in Breslau	1
Schaubert, Kreis-Gerichts-Rath in Breslau	1
Dr. Schedler, Oberlehrer am kath. Gymnasium in Breslau	1
Fr. v. Scheibner in Breslau	1
Agnes Scherbening in Breslau	1
Schlesinger, Inspector in Breslau	1
Schlögl, Buchhalter in Breslau	1
Fr. chirurg. Instrumentenmacher Schmidt in Breslau	1
Friedr. Scholtz, Kgl. Polizei-Secretair a. D. in Breslau	1
Schönborn, Gymnasial-Director in Breslau	1
Geschwister Schreiber in Breslau	1
Friedr. v. Schröder in Breslau	1
Schultze, Appell.-Ger.-Referend. in Breslau	1
Schwartz, Procurist in Breslau	5
Frl. Senglier in Breslau	1
A. Stappenbeck, Restaurateur in Breslau	1
Frl. Ottilie Stenger in Breslau	1
Stenzler, Professor in Breslau	1
G. v. Struensee in Breslau	1
Fr. Landschafts-Director v. Studnitz in Schönwald	1
Fr. Marie v. Studnitz, geb. v. Jordan in Schönwald	1
Gottliebe v. Taubadel in Oels	1
Julius Thal in Breslau	1
v. Thielau, Rittergutsbes. auf Lampersdorf b. Frankenstein	1
Frau v. Töpper in Ratibor	1

	Expl.
Agnes Tschampel in Gnadenfrei	1
Carl Tümmler in Breslau	1
v. Tümpling, Regier.-Rath in Breslau	1
v. Uechtritz, Staatsanwalt in Breslau	2
Frau Kreis-Ger.-Rath van der Velde in Breslau	1
Dr. Viol, Sanitätsrath in Breslau	1
Robert Walter, Kaufmann in Breslau	1
Gräfin Wartensleben geb. Meckel v. Hemsbach in Schloß Minkowsky b. Mangschütz	1
Weber, Kaufmann in Neumarkt	1
Robert Weigelt, Hof-Photograph in Breslau	1
Frl. Therese Wendt in Breslau	1
Frau Louise v. Werner, geb. v. Liebermann in Oels	1
Wilhelm Wiese, Gelbgießermeister in Breslau	2
Wittwer, Director in Prauß b. Nimptsch	1
O. Wolff, Superintendent a. D. in Breslau	1
Ulricke v. Wolframsdorff in Breslau	1
Frau Crona v. Wulff in Stralsund	1
Fr. Dr. Wunderlich in Breslau	1
Zieger, Gärtner in Liffa b. Breslau	1
Baron v. Tschammer und Quaritz in Quaritz bei Glogau	1
Fr. Prof. Thekla Tschackert, geb. Wolff, in Ostrowo	1
Frau Tscheuschner in Breslau	1
Wol. Türk, Buchhandlung in Dresden, für Fr. Fabrikbesitzerin Tiedemann in Dresden	1
Tusche, Regier.-Secretair in Oppeln	1
Fr. v. Uechtritz in Heidersdorf bei Nicolausdorf	1
Ernst v. Uechtritz, Rittergutsbesitzer in Hirschberg i. Schl.	1
Ullrich, Kreis-Gerichts-Actuar in Strehlen	1
Gust. Uber in Giesmannsdorf bei Neisse	1
Velhagen & Klasing, Buchhandlung in Bielefeld	1
Frl. Charl. Veltheim in Dresden	1
Carl Villaret, Buchhandlung in Erfurt	2
Frhr. v. Vincke in Olbendorf	1
Rob. Vogt, Brauermstr. in Lauban	1
Vossische Buchhandlung in Berlin für G. Riefstal, Buchhändler in Berlin	1

	Expl.
Voſſiſche Buchhandlung in Berlin	1
Fr. Wallner, Königl. Commiſſ.-Rath u. Theater-Director i. Berlin	1
Herm. Wandelt in Sendzin b. Buk	1
Wanjura, Schulen-Inſp. in Rauden O./S.	1
Grafin Wartersleben in Krippitz b. Strehlen	1
C. L. Waſſermann in Müncheberg, Reg.-Bez. Frankfurt a./O.	1
Carl Weber in Landeshut i./Schl.	1
L. Weber & Comp., Buchhandlung in Berlin	1
Frau Marie Websky, geb. v. Rymultowski in Schwengfeld bei Schweidnitz	1
Frhr. v. Wechmar in Zedlitz b. Lüben	1
A. Wedell in Kl.-Voldekow pr. Gr.-Tychow	1
Ludmilla Wehowski in Graaſe b. Löwen	1
J. B. Wehſe, Fleiſchermſtr. in Landeck i./Schl	1
C. F. Weigmann, Buchhandlung in Schweidnitz, für	
Barndt, Präcentor in Schweidnitz	1
Fr. v. Frankenberg in Schloß Ober-Grädiz	1
Frl. Pedell in Grädiz	1
Röſinger, Conrector in Schweidnitz	1
Fr. A. Weilshäuſer in Oppeln	1
Fr. Weiß, Buchhandlung in Grünberg, für	
Frl. Marie Kranz in Grünberg	1
A. Steinbart, Rittergutsbeſitzer in Krauſchow b. Züllichau	1
Weiß, Hüttenmeiſter in Kadlub b. Gr.-Strehlitz	1
H. Weller, Buchhandlung in Bautzen	1
E. Wende & Comp., Buchhandlung in Warſchau	8
C. Wenzel, Wirthſch.-Inſp. in Hohenliebenthal b. Schönau	1
A. Werner, Rittmſtr. im 1. Schleſ. Huſ.-Rgt. Nr. 4 in Ohlau	1
C. Weſtermann & Comp., Buchhändler in New-York	1
Wieſiolek, Hütten-Inſp. in Godullahütte b. Morgenroth	1
Th. Wilhelm, Hauptagent in Berlin	1
Winckler, Wirthſchafts-Inſpector in Rogau bei Zobten	1
Wolf's Buchhandlung in Dresden	2
L. Wolff, Knappſchaftsarzt in Antonienhütte	3
Fr. Wolff in Berlin	1
Cäcilie Wolff in Strehlen	1
Worm, Pfarrer in Frömsdorf bei Münſterberg	1

Expl.

Zacharias, Paſtor in Reinersdorf bei Conſtadt 1
Fr. General v. Zaſtrow, Exc. in Breslau 1
Baron v. Zedlitz in Neukirch, Reg.-Bez. Liegnitz 1
E. Zimmermann, Buchhandlung in Glogau 4
v. Zunge, Stiftsdame in Marienfließ bei Meyenburg, Reg.-Bez. Potsdam 1

Er ist in seine Büchse gefallen.

In Berlin giebt es sehr lange Gassen. Die längste dürfte die große Friedrichsstraße sein, welche sich vom Halle'schen bis zum Oranienburger Thore schnurgerade hinzieht, und der an einem kleinen Postmeilchen nicht gar so viel fehlen wird. Als ich zum ersten Male nach Berlin kam und daselbst „Landjunker in der Residenz" spielte, geschah es mir, daß ich nothwendig zu machende Besuche mit geographischer Genauigkeit vorher anordnete und eintheilte, wobei ich deren zwei, beide in derselben Gasse gelegen und den Nummern nach sich ganz nahe, für den Schluß meines Irrlaufs versparte, aber zu spät entdeckte, wie jene „nachbarlich hausenden Familien" die eine an diesem, die andere an jenem Ende wohnten, wodurch meine jungen Beine — die rettende Droschke war noch nicht erfunden! — unglaublich litten; denn auch das Trottoir steckte noch im Ei, und der sogenannte Bürgersteig bot mit seinen kleinen, scharfspitzigen Pflastersteinen mehr Dornen als Rosen dar. Späterhin, wie ich ein Berliner geworden, häufig contemplativen Wan-

derungen obliegend, die große Stadt nach allen Richtungen hin durchzog, halb Spaziergänger, halb Entdeckungsreisender, machte es mir viel Vergnügen, bei kühlem Wetter diese Riesengasse langsam auszumessen und ihre wechselnden Physiognomieen zu studiren. Nicht weit vom Halle'schen Thore wohnte mein Gönner, unser allverehrter Eduard Hitzig, „Vater Ede" von seinen nächsten Freunden genannt. Einige derselben, Wilhelm Neumann und Adalbert von Chamisso, hatten ihr Lager in derselben Gegend aufgeschlagen. Wilibald Alexis theilte auch noch die fast ländliche Ruhe und Abgeschiedenheit jener Gefilde, in denen Gras vor den Hausthoren wuchs. War man bei der Kochstraße (die ihn barg) vorüber, dann nahm das Leben schon zu, man begegnete zwei bis drei Menschen auf einmal; und gelangte man erst in die Gegend der sich rascher folgenden Querstraßen, da ließ sich die Nähe der Linden schon spüren. Ueber diese hinaus hörte das Treiben nicht mehr auf: die Spree von Torfkähnen bedeckt, die Ufer von Arbeitern und Handlangern eingenommen; dann große Kasernen, ein Laufen, Drängen von Soldaten, Spaziergängern bis an's Thor; und zu diesem hinaus gewöhnlich mehr oder minder große Leichenzüge. Denn dort führt der Weg dahin, wo wir Alle folgen müssen, wir mögen wollen oder nicht.

Ich suche gern Begräbnißplätze heim; auch solche, wo Todte liegen, die mir fremd gewesen; lese gern die Inschriften auf Denkmälern, Grabsteinen und hölzernen Kreuzen; sehe gern die frischen Kränze, die dankbare

Liebe, treue Erinnerung ihren Verstorbenen bringen, sobald die ersten Blumen wieder blühen. Ich bin oft jenen Weg gewandelt. In einem der letzten Häuser kurz vor dem Thore fiel mir ein alter Mann auf, welchen ich jedesmal, zu jedweder Stunde des Tages, wo ich vorüberging, am Fenster einer ziemlich erhöhten Parterre-Wohnung sitzen sah, und der auf seinem Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer mit Geduld und Standhaftigkeit genossenen Langweile trug. Ich sage absichtlich: „genossenen", denn diese Züge kündeten deutlich, daß er nicht dabei litt, daß er den Mangel an Beschäftigung oder Vergnügen durchaus nicht empfand; daß er, im bequemen Sessel sitzend, die heiteren, hellen Augen auf die Straße gerichtet, in seinem Gotte vergnügt und keineswegs lüstern war, sich als Fahrender, Reitender, Gehender in die Schaaren zu mischen, die an ihm vorüber wandelten; daß er dieselben vielmehr wie um seinetwillen auf den Beinen, und sich hoch über sie erhaben betrachtete. Ja noch mehr: mich wollte bedünken, der freundliche, alte Herr sitze gar nicht so müssig da, wie es schien; im Gegentheil: er habe einen bestimmten Zweck vor sich, den pünktlich und eifrig zu erfüllen die Hauptaufgabe seines Daseins bilde. Nur wer einen Beruf hat und diesem ganz lebt, kann so mit sich abgeschlossen, so innig froh in die Welt blicken! — Aber worin bestand des Mannes Beruf? Was galt ihm für die schöne Aufgabe seines behaglichen Daseins? Wer mir das sagen, wer mir dies Räthsel lösen hätte können, der wäre mir ein Magnus Apollo gewesen! Vor ihm,

auf einem kleinen Tischchen — das war leicht zu entdecken, denn er weilte im Sommer am offnen Fenster, — stand eine große Blechbüchse, der Form nach eine Sparbüchse, wie Kinder haben, nur für solche viel zu groß. Höchstens Rothschild'sche Sprößlinge bedürften so gewaltiger Maschinen für ihre Goldpfennige. Ein Tabaksbehälter war es auch nicht; dem widersprach die oben auf dem Deckel angebrachte Oeffnung, die aber nicht jene bei Sparbüchsen übliche Spalte, sondern mehr eine trichterförmige Rundung zeigte.

Meine Neugier stieg auf's Höchste. Hausmeister und dergleichen Auskunft gebende Vermittler besitzt selten ein Berliner Haus. An wen sollt' ich mich halten? Ich konnte doch nicht in der ersten Etage anklopfen und die Frage stellen: Was ist's mit dem alten Herrn, der unter Ihnen wohnt? — Ich nahm den Wohnungsanzeiger, jenes erst kürzlich durch eine glückliche Speculation des Buchhändlers Boike in's Leben getretene Institut, zur Hand, suchte mir die Hausnummer und fand unter den Miethern genannt „Herrn v. P., Hauptmann a. D." Das war Er! Nun hatte ich einen Anhaltspunkt; ich begann zu forschen. Wilhelm Neumann als Militair-Intendantur-Rath kannte viele ältere Offiziere, zum Theil aus früheren Zeiten, die bereits den Abschied genommen. Diesem armen Freunde wurde keine Ruhe gelassen; auch Chamisso, durch mich angeregt, drängte ihn; er mußte fragen, sich erkundigen, hinhorchen nach allen Seiten; lange vergeblich. Niemand kannte Hauptmann v. P. als nur dem Namen nach; keine Seele

verkehrte mit ihm. Er hatte keinen Umgang, er frequentirte kein Gasthaus, keinen Kaffeegarten, keine Conditorei. Er lebte nur sich und seinem geheimnißvollen Berufe.

Endlich einmal — o ich sehe noch Chamisso, wie er, seine grauen Locken schüttelnd, mir entgegen rief: „Heureka!“ Ein Zufall hatte sich in's Mittel geschlagen. Derselbe Bursch, der mehrere Jahre hindurch beim mysteriösen Hauptmann gedient, hatte sich bei einem Collegen Neumann's als Kutscher offerirt, seine Zeugnisse vorgewiesen, war über das Thun seines vorigen Herrn befragt worden — und der Schleier schwand.

Hauptmann von P. nahm regelmäßig bei Tagesanbruch seinen Platz am Fenster ein, verließ ihn nur bei unabweislichen Nothwendigkeiten auf kürzeste Frist, wo dann der Diener ihn vertreten — streng genommen versitzen mußte. Neben der Büchse, die ich so oft mit Staunen betrachtet, stand ein Teller, den ich natürlich nie entdeckt, weil er nicht wie jene emporragte. Dieser Teller war — (versteht sich: ein sogenannter tiefer, ein Suppenteller!) — mit einer Unzahl kleiner, bunter Kugeln angefüllt, welche der Berliner Gassen- auch resp. Schul-Junge „Murmeln“ zu nennen beliebt, und welche Murmeln er (der Gassenjunge) zu einem allgemein beliebten, auf allen öffentlichen Plätzen und in allen heimlichen Winkeln getriebenen, bisher noch nicht untersagten Spiele benützt und kühn dabei hazardirt.

Um aber mit Murmeln zu spielen, besaß unser Hauptmann sie nicht; wenigstens wenn es ein Spiel

heißen ſoll, war es ein gewaltig ernſtes, und er durfte mit Thekla's Geiſterſtimme ausrufen: „Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel!" Er ſaß und harrte bis — ſich ein Leichenzug die Gaſſe entlang bewegte, und jedesmal, ſobald der Sarg vor ſeinem Fenſter ſichtbar wurde, warf er eine kleine Kugel in die große Blechbüchſe! Gleichviel ob es der mit ſilbernen Beſchlägen prunkende Sarg eines Reichen, ob es die von Kienruß geſchwärzte Bretterhülle eines Armen, ob es das unter'm Arme des Todtengräbers kaum wahrnehmbare Grabſchächtelchen eines neugeborenen Kindes war, — ihm ſchienen alle Leichen gleich wichtig, er widmete jedweder ſeine Murmel. Am Abende des Letzten im Monate öffnete er das Schloß vor der großen Büchſe, überzählte die Kugeln, trug die Summe in den Kalender ein; und am Sylveſterabende ſummirte er ſämmtliche Summen, ſchloß ſein Leichenjahr richtig ab wie ein pünktlicher Geſchäftsmann, rieb ſich die Hände und ſagte kreuzfidel: „Jetzt bin ich begierig auf den nächſten Jahrgang!"

Das war ſein großer Lebenszweck! Das hielt ihn rüſtig, friſch, guter Laune, gab ihm vollauf zu denken, zu thun, befriedigte ihn vollkommen.

Man muß aber auch geſehen haben, welche Wichtigkeit der brave Begräbniß-Controleur auf ſein Ehrenamt legte; wie feierlich er die Kugel zwiſchen die Fingerſpitzen faßte; wie andächtig er ſie dem dunklen Munde überlieferte; wie tief er Athem holte, wenn es vollbracht war.

Im Jahre acht- oder neunundzwanzig kam ich einmal mit Eichendorff und Streckfuß, der da herum

wohnte, des Weges, und wir begegneten Hitzig, Fouqué, Chamisso und Neumann, welche ein wenig luſtwandelten. Wir ſchloſſen uns ihnen an. Ich unterließ nicht, das Geſpräch auf meinen Hauptmann zu lenken, und machte die Herren ſchon aufmerkſam auf den Anblick, der uns jetzt gleich erwarte, wo wir dem bewußten Hauſe uns näherten. — „Augen rechts!" ward kommandirt. Welch ein Schreck! Kein Hauptmann zu ſehen! Das Fenſter war leer.

Wir warteten ein Weilchen. Nichts da! Zuletzt erſchien gar ein Frauenzimmerkopf hinter dem langen Vorhange; ebenfalls etwas Fremdartiges an dieſem Fenſter.

Um Gotteswillen, fragte ich, was iſt aus meinem Hauptmann geworden?

„Er wird in ſeine Büchſe gefallen ſein!" antwortete Chamisſo mit dem wehmüthigen Lächeln, welches ſeinen Scherzen ſo wohl ſtand.

Und ſo war es. Der alte Begräbnißzähler war ſelbſt begraben, und diesmal hatte er keine Kugel in den dunklen Mund geſenkt; oder vielmehr, er war ſeine eigene Kugel geweſen.

„Er iſt in ſeine Büchſe gefallen!" ſagten wir lange nachher, wenn ein Bekannter ſtarb.

Chamisſo, Neumann, Hitzig, Fouqué, Streckfuß, Eichendorff — Alle ſind ſie in die Büchſe gefallen, und der alte Erzähler dieſer einfachen Geſchichte zählt alljährlich ſeine Kugeln. — Wie lange noch?

Shakespeare
als Vorbild für moderne Theaterdichter.

Um sich mit ganzer Seele in die Schönheiten der Poesie zu vertiefen, soll der Leser die passende Stimmung mitbringen, heißt es. Darin aber unterscheidet sich Shakespeare von allen mir bekannten, meinem Verständniß zugänglichen Dichtern, daß man, um von ihm ergriffen zu werden, nicht erst nöthig hat, auf eigene Stimmungen und innere Seelenzustände zu warten. Er ist immer gewaltig genug, sich Wirkung zu erzwingen. Ich habe oft darüber nachgegrübelt, worin dies liegen könne? Zuletzt vermeinte ich diese Lösung gefunden zu zu haben: Er bleibt, indem er der objectivste, lebenstreueste aller Poeten ist, wundersamer Weise zugleich der subjectivste, eigenthümlichste, unvergleichbarste. Seine Figuren athmen eine so entschiedene Selbstständigkeit, daß sie uns gleich lebendigen Menschen entgegen treten und uns durch ihre ausgesprochene Persönlichkeit jene Anerkennung abnöthigen, die wir wohl oder übel jedwedem bestimmten Charakter zollen. Auf diese Weise führen sie uns aus dem Gebiete der Phantasie, in welchem der Leser sonst nicht selten dem Dichter fern oder fremd bleibt, in die Realität, der wir uns unterzuordnen gewöhnt sind. Haben sie uns jedoch diesen Respect abgedrungen, halten sie uns einmal fest, dann macht sich der Dichter in und aus ihnen geltend, läßt uns nicht mehr los, und wir müssen ihm folgen, den wir bereits

ganz vergessen hatten über seinen Schöpfungen. Aus dieser seiner höchsten, so zu sagen welthistorischen Vollkommenheit als schaffender Poet im Allgemeinen entspringt häufig seine dramatische Unvollkommenheit im Besonderen. Denn weil er eben nur Menschen giebt, mögen sie nun im zerrissenen Kittel, mögen sie im golddurchwirkten Purpur einherwandeln; und weil Menschen sammt ihren Thaten und Schicksalen, je wahrer sie geschildert werden, darum nicht unbedingt dramatisch sein müssen; und weil ihm, der, die Bühne der Welt im Sinne, keinen Unterschied machen will zwischen Poesie und Geschichte, die Bühne der Bretter mit ihren Rücksichten und Bedingungen bisweilen Nebensache wird; darum ist Shakespeare nicht selten zwar ein Welt-, aber kein Theater-Dichter. Diese meine Ansicht, mit der ich wahrscheinlich isolirt dastehe, hab' ich mir gewonnen und ausgebildet im mehr als dreißigjährigen Kriege mit dem sogenannten „Publikum," vor welchem ich sein Evangelium predigte; und finde mich angeregt, einige kühn hingeworfene Aussprüche zu thun, die freilich von Allem, was gelehrte Forscher, Entwickeler, Erläuterer und Bewunderer interpretirend drucken ließen und lassen, weit abweichen. Warum soll ich auf meine alten Tage nicht reden, wie mir um's Herz ist? Zu verlieren hab ich Nichts dabei; ich kann nur gewinnen, sei's Nichts als das stille Lächeln eines Unbefangenen, welcher vor sich hin murmelt: „Der spricht aus, was ich längst gedacht hatte!"

Wahrheit an und für sich, positive Wahrheit darf

kein Sterblicher verſprechen, eben weil er ein Sterblicher iſt. Wahrheit in Beziehung auf ſeine Erkenntniß und Meinung, ehrliche, furchtloſe Darlegung deſſen, was er denkt und fühlt, kann Jeder geben und ſoll ſie geben, ſonſt iſt er ein Heuchler. Ach, und um Shakespeare's Willen, wie viele Heuchler! Wie viele, die von der tödtlichſten Langweil bei ſeiner Lectüre, ſeinem Vortrage, ſeiner Darſtellung gequält; von den verworrenſten Anſichten über ſeine Bedeutung beſtürmt; von den innerſten Schaudern über ſeine „Monſtruoſität" durchrieſelt, all' Dies in ſich verſchlucken zu müſſen wähnen, weil ſie ſich ſchämen, ihres Herzens Zuſtand zu enthüllen! Sie haben gehört: Shakespeare iſt der größeſte Theaterdichter! Sie haben es geleſen, dargethan durch gelehrte Dramaturgen! ſie nehmen es für abgemacht an. Und folglich wagen ſie nicht, ſo gern ſie's möchten, ſich dagegen aufzulehnen. Sie haben gehört und geleſen, daß in ſeinen Dramen Alles planmäßig erdacht, meiſterhaft geformt, weiſe gelenkt, beſonnen durchgeführt iſt; daß in der gänzlichen Nichtachtung von Einheit des Ortes und der Zeit die eigentliche, lebenswahre Friſche dramatiſcher Handlung beſtehe; daß auch Manches, was ihnen (im Vertrauen geſagt) wie nüchterner, oft plumper Spaß erſchienen war, unbedingt zur vollendeten Größe des Werkes gehöre; daß nicht ein Wort weggelaſſen werden dürfe, ohne den erhabenen Bau in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern! . . . und nun drücken ſie die Augen zu, als ob es gelte, eine bittere, heilſame Arzenei zu nehmen; ſchlingen — ſchütteln ſich und ſtöhnen: „Das war ſchön,

dienlich, gut; nun gehören auch wir zu den Shakespeare-Kennern!“ Im Innerſten jedoch ſehnt ſich ihre Zunge nach dem Honig eines Schiller; nach den ſüßen, ſanftgleitenden Verſen einer Thekla, Beatrice, Valois; nach den tugendreichen Idealen, die zur irdiſchen Gemeinheit niemals ſich herablaſſend, in wohltönenden, philoſophirenden Sentenzen um ſo lockender ſprechen, je leichter es iſt, bei ſolcher Muſik von Poeſie zu träumen.

Und woher entſpringt dieſe Heuchelei? Aus der Furcht ſich zu „blamiren.“ Aus der Furcht, ſeinen äſthetiſchen Geſchmack bezweifelt zu ſehen, wenn man ſo frech ſein wollte, Shakespeare nicht als Muſter, als Vorbild anzuerkennen. Aber, daß er als ſolches aufgeſtellt wurde, daraus iſt viel Unheil entſtanden.

Muſter kann im Gebiete dramatiſcher Poeſie nur dasjenige ſein, was ruhig, verſtändig gemacht worden iſt; was, indem es ehrenvolles Zeugniß ablegt von der geiſtigen Kraft ſeines Erzeugers, doch auch dem forſchenden Blicke des Lernbegierigen Einſicht geſtattet, wie es gemacht worden; wie Talent, Beruf, Geſchick, Fleiß und Ausdauer im Vereine zur Ehre menſchlicher Fähigkeit ſich vereiniget, gewirkt. So mag Leſſing ein Muſter ſein und bleiben. Doch der Dichter, der vom Genius beſeelt, ohne Regeln, — weil er keine weder vorfand noch kannte — über allen Regeln, — weil er ihrer geſpottet hätte — als Menſch, im höchſten Sinne, der ſchaffenden Gottheit ſo nahe ſtand, daß er Vermittler zwiſchen ihr und der Erde wurde; ..... der Dichter, der, ohne Gelehrter zu ſein, die Geſchichte in ihren tiefſten

Beziehungen zur Natur begriff, und dem deshalb Natur und Geschichte für Eines galten; ..... Dieser Dichter konnte sich nicht in die Schranken irgend einer dramatischen oder gar theatralischen Form fügen. Hätt' er eine solche, von seinen Zeitgenossen allgemein anerkannt, vorgefunden... vielleicht wär' er gar nicht dahin gelangt, die Bretter seiner Zeit zu beherrschen? Die ewige Macht wußte wohl, weshalb sie einen Shakespeare geboren werden ließ in einem Jahrhundert, in einem Lande, für eine Bühne, die weder künstlerische Meister der Decorations-Malerei, noch strahlende „Beleuchtungs-Requisiten," weder Coulissenwechsel noch Scenenpracht, weder Garderobe-Inspectoren noch Kostüm-Treue, weder Zeitungs-Feuilletons noch kritische Journale kannten; in einer Epoche, als Alles, was wir jetzt Theaterwesen nennen, in der Wiege ungeberdiger Kindheit lag. Für eine theatralische Form, sei es jene der antiken Tragöden, sei es jene französischer Convenienz, ja sei es unsere heutige, mag letztere sich's auch noch so bequem machen ... für jede war Shakespeare zu groß, zu breit, zu reich, zu voll. In seiner Anschauungsweise blieb das Epos zu mächtig. Er konnte sich nicht herablassen, die Wahrheit im weitesten Sinne aufzuopfern für den beengenden Zuschnitt nach scenisch-theatralischer Vorschrift. Herr Heinrich Heine äußert einmal, zwar in der ihm eigenthümlichen hyperbolischen Manier, von der man oftmals nicht recht weiß, ob sie ernstlich gemeint sei, dennoch treffend genug:

„Nicht allein jene Einheit" (des Interesses für Haupt-

personen),„sondern auch die Einheiten von Zeit und Ort mangeln keineswegs unserem großen Dichter. Nur sind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: der Schauplatz seiner Dramen ist — dieser Erdball, und das ist seine Einheit des Ortes. Die Ewigkeit ist die Periode, in der seine Stücke spielen, und das ist seine Einheit der Zeit. Und beiden gemäß ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunkt strahlt und die Einheit des Interesses repräsentirt ..... die Menschheit ist jener Held!" —

Wie gesagt, man fühlt sich nicht recht sicher, ob der geistreichste aller Spaßmacher nicht einige Ironie mit untermengen wollte; gleichwohl klingt es toller, als es eigentlich ist, und in moderirtem Sinne trifft es zu.... wie sich von selbst versteht, zunächst auf die historischen Dramen angewendet. Daß in letzteren auch die Posse mitspielt, kann gewiß nur ein ästhetischer Philister mißbilligen, und Sir John Falstaff bleibt der König alles höchsten humoristischen Witzes, ... so lange sich der dicke Mann im unbegrenzten Raume bewegen darf; denn auch für ihn braucht Meister William völlige poetische Freiheit. Sobald der anrüchige Liebling in den engen Rahmen eines Intriguen-Lustspiels gebannt bleiben soll, sind ihm die Flügel beschnitten, die Federn gehen ihm aus, Falstaff und sein Humor befinden sich in der Mauser. Wer mir aufdisputiren will, „die lustigen Weiber von Windsor" trügen Shakespeare's ächtes Malerzeichen „William Rex," den halte ich für unfähig, meinen Falstaff aus Heinrich IV. gebührend zu würdigen.

Genanntes Stück war (irr' ich nicht, im Jahre 1826) auf dem Berliner Hoftheater in einer von Wilibald Alexis eingerichteten Bearbeitung mit jenem Beifall gegeben worden, den theils ein berühmter Schauspieler wie Ludwig Devrient (Falstaff), theils die stillschweigende Uebereinkunft gebildeter Leute laut werden läßt; was der Franzose „succès d'estime" nennt. Mir konnte dieser Erfolg keine andere Ansicht abgewinnen, und ich blieb verstockt. Da geschah es, daß ich auf der Rückreise aus Frankreich (1827) bei Immermann in Düsseldorf einsprach, und daß Dieser einen Ausflug nach Cöln und weiter, mich begleitend, unternahm. Auf der Fähre, welche uns in unserm Wagen bei einer Lustfahrt über den Rhein trug, fragte Immermann, wie mir die Darstellung der „lustigen Weiber" gefallen habe? und ich, ohne daran zu denken, neben was für einem tiefen Kenner und Verehrer Shakespeare'scher Muse ich sitze, machte meinem Herzen Luft über das Lustspiel und gestand unumwunden, daß es mir nach der glücklich gelungenen Aufführung noch gerade so zuwider sei wie vorher. Immermann erhob beide Arme ... ich wähnte, er wolle mich in des Strom schleudern? ... Doch nein, er umarmte mich und rief laut und fröhlich aus: „Gott sei Dank, daß endlich einmal Einer den Muth hat, aufrichtig zu sein! Es geht mir eben so; mir ist das Stück auch zuwider!"

Doch das war eine Abschweifung; ich fahre fort.

Ein ganzes Leben, ein ganzes Weltgeschick mußte Shakespeare vorüber führen dürfen, beginnend, abschließend, erschöpfend. Ihm konnte nicht genügen die Kata-

ſtrophe, die des Drama's Centrum bildet, und in deren Handlung wir gelegentlich aus der darſtellenden Perſonen Munde vernehmen, was wir von ihrer Vergangenheit erfahren ſollen. In dieſen vier Pfählen mocht' er nicht heimiſch werden. Was unſern größten Dichtern fünf reichliche Akte gab, hätte bei ihm in den fünften und letzten hinein gemußt; vier andere wären vorangegangen. Maria Stuart, von ihm gedichtet, hätte vor unſeren Blicken jegliche Schuld auf ſich laden müſſen, von der das Beil des Henkers ſie entſühnte. Ein Shakespeare'ſcher Egmont würde Heldenthaten, die der wackere Buyk mit ſchlichten Soldatenworten erzählt, die uns ſein Clärchen naiv und lieblich in's Gedächtniß ruft, ſichtbarlich vor uns vollführt haben. Iphigenia hätte nicht in Tauris enden können, ohne mindeſtens in Aulis vor den Opferaltar geſchleppt und durch Apollo's Schweſter befreit zu werden.

Und wenn nun ſein allgewaltig um ſich greifendes Wollen; wenn dieſes kühne Zuſammenfaſſen weit auseinander liegender Zeiten und Ereigniſſe; wenn dieſes epiſche Lebendigmachen den edelſten, weitſchauendſten Geiſt; wenn die Ausführung ſeiner koloſſalen Entwürfe den bewunderungswürdigſten Dichter aller Länder und Bildungsepochen in ihm bezeichnet; wenn wir mit einer zur Anbetung ſich ſteigernden Ehrfurcht an ihm hangen! — ſollen wir deshalb unſeren klaren Blick blenden, unſer Urtheil in Feſſeln ſchlagen, unſere Begeiſterung durch feige Heuchelei verdächtigen, indem wir vor Andern verheimlichen, was wir uns ſelbſt zugeſtehen?

Ich mag's nicht; ich will mich lieber den bitterſten Vorwürfen Preis geben.

Wohl darf ich ohne Anmaßung behaupten, daß ich dieſen Dichter, daß ich ſeine geiſtige Gewalt in ihrer Wirkung nach außen ein Wenig kenne. Lange hab' ich ihn und Alle, die über ihn ſprachen, ſtudirt. Dreißig Jahre hindurch hab' ich ihn mit entſchiedenem Erfolge vor gebildeten Hörerkreiſen in's Leben gerufen. Ja, ich bin Veranlaſſung geweſen, daß verſchiedene ſeiner in Deutſchland noch nie gegebenen Werke auf großen Bühnen verſucht — gewiſſermaßen gewagt wurden, nachdem ich ihnen durch wiederholten Vortrag im Saale ein größeres Publikum geworben, ihrer Fremdartigkeit Bahn gebrochen hatte. Ich verdanke dieſen Beſtrebungen die größte Wonne, die es für empfängliche Gemüther überhaupt geben kann: ſich an einem großen Dichter zu entzücken, während man andern Menſchen das Verſtändniß ſeiner Tiefe reproducirend erſchließt. Doch je länger ich an ihm lernte; je tiefer ich mich in mehrere ſeiner grandioſeſten Werke hineingelebt; je feuriger und ausdauernder ich mich bemüht habe, mein Amt würdig zu verwalten; deſto klarer lernt' ich auch einſehen, daß er als dramatiſcher Dichter niemals zum Vorbilde werden kann und darf.

Ohne durch ſo weltlichen Vergleich fromme Seelen beleidigen, und wahrlich weit entfernt, unziemliche Nichtachtung deſſen an den Tag legen zu wollen, was Gläubigen heilig iſt, fühl' ich mich verſucht, hier auf ein millionenfach verbreitetes Buch hinzudeuten, welches von

der Nachfolge eines göttlichen Vorbildes handelt. Dieser Titel hat mich stets befremdet. Wie soll und kann der Mensch sich einen Gott zum Vorbilde nehmen wollen? Er vermag ja nicht mehr zu sein, als er ist: — Mensch! Wie soll und kann der moderne Theaterdichter Shakespeare, den vor allen Anderen Gottbegabten Dichter zum Vorbilde nehmen wollen? Er müßte Shakespeare sein, um es zu dürfen.

Deshalb ist zu beklagen, daß Gustav Freytag in seinem Buche: „Technik des Drama's" sich bei Wahl der von ihm angezogenen Muster und Beispiele auf die Alten, — auf Shakespeare, — auf Göthe, Schiller, Lessing beschränkt, sonst alle Uebrigen, sogar die Spanier, ausgeschlossen hat. Nicht allein von Calderon und Lope (die denn doch wahrhaftig große Poeten bleiben), auch von den Franzosen — älteren wie neueren — wäre, was dramatisch-begrenzte Form betrifft, durch anatomische Zergliederung für den fleißigen Anfänger ungleich mehr zu erlernen gewesen, als von obigen größeren und größten Dichtern. Sogar geringere deutsche Bühnenschriftsteller, welche ohne Anspruch auf Nachruhm nur das „tägliche Brod" liefern wollen, und welche wir gewöhnt sind, von exclusiver Kritik vornehm kurz abgefertiget zu sehen, hätten erwünschte Gelegenheit dargeboten, Jüngeren zu zeigen, worin die reale „Aufführbarkeit," die „facture" eines Drama's besteht. Und der Dichter so geistreicher, wirksamer Stücke wie „Waldemar," „Valentine," „Journalisten" war vorzugsweise berufen, lehrreich auseinanderzusetzen, was er durch die That bewiesen:

daß Bühnengeschick auch mit wirklich poetischem Talent vereinigt wirken kann, ohne letzterem Eintrag zu thun.

Bei Shakespeare steht es nicht so. Wo der Stoff ihn festhielt, wo von diesem geleitet er die erzählte Begebenheit schier theatralisch zugeschnitten überkam (z. B. in „Romeo und Julia," „Othello," „Lear," „Macbeth" ꝛc.), da befriediget uns eine gewisse dramatische Concentration, sobald wir abrechnen, was seinen Bühnenzuständen eigen ist. Wo jedoch, was ihm Chronik, Novelle, älteres Drama oder gar Historie zuführten, solche bereits vorliegende Haltung und Einheit entbehrte; wo er ungebunden und rücksichtslos der Geschichte oder Sage nachging; wo das Epos vorherrschend bleibt, da erkennen wir deutlich, daß er, die Charaktere vor Augen, gar nicht Zeit hatte daran zu denken, ob sie sich in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte eines dramatischen Planes finden und binden würden. Erkennen, daß er, voll von den Geistern der Wahrheit, Weisheit, Schönheit und Heiterkeit, diese überströmen ließ in ewigen Rhythmen, unbesorgt um die Oeconomie der Scene, um das Maß der Zeit, um den ihm angewiesenen Raum, um die Fähigkeit der Hörer, welche Neugier, oft Müssigang versammelt hatten. Von seinen umfassendsten Werken, den historischen, gilt das besonders; von manchen der übrigen aber auch; und von mehreren in so weiter Ausdehnung, daß sie bisweilen eine Reihe willkürlich aneinander-, dennoch kaum zusammen-hängender Gespräche scheinen, die man stellenweise vor- und zurückschieben könnte, ohne der Handlung wehe zu thun. Und von dieser Erlaubniß

Gebrauch zu machen, ist die Regie nirgend blöde. Man betrachte den auf dem ersten deutschen, dem Wiener Burg-Theater in jüngster Zeit oft mit großem Glück aufgeführten „Heinrich IV.," wo zehn Akte zu fünfen eingeschmolzen sind, und kein Mensch, weder Oben noch Unten, nach chronologischer Ordnung fragt. Freund Falstaff sucht die Friedensrichter heim, bevor noch Prinz Heinz seine Lüge, Percy's Besiegung betreffend, mit „schönen Worten vergoldete" und ihm dadurch Beförderung verschaffte. Wer merkt's? Kein Enthusiast für Shakespeare's Größe; nicht einmal die hochweise Zeitungskritik.

Manche der historischen Dramen, während einzelne Auftritte durch ihren Zauber hinreißen, durch ihre Pracht begeistern, bleiben im Total-Eindruck so fern von dramatischer Wirkung, daß man sich bisweilen staunend fragt: will das etwas Anderes sein, als dialogisirte Historie? Macht es wirklich Ansprüche auf dramatische Form? —

Es war in Paris (1827), wo Alexander v. Humboldt, nach einer Vorlesung bei Benjamin Constant mir die Ehre seines auf diesen Gegenstand eingehenden Gespräches gönnend, u. a. äußerte: „ob denn der Theaterdichter, der ja doch die Aufgabe hätte, seine Personen in den Konflikt ihrer Individualität und ihrer Thaten mit Welt und Schicksal zu führen und sie demgemäß untergehen oder siegen zu lassen? ob dieser Dichter denn das Leben und Ende einer geschichtlichen Person deshalb für ein dramatisches halten dürfe, blos eben weil es ge-

ſchichtlich? ob dieſer Dichter den Ausgang einer welthiſtoriſchen Bewegung deshalb für die Bühne zu benützen berechtiget ſei, weil dieſer Hügel, jener Fluß, dem Schickſal auf dem Schlachtfelde dieſe oder jene Wendung gegeben habe?" In wie fern dieſe Aeußerung ſpeciell auf Shakespeare Bezug haben ſollte, das mag Baron Humboldt verantworten; jedenfalls bleibt ſie zupaſſend für viele unſerer modernen Erzeugniſſe dieſer Gattung, von denen die meiſten verfaßt ſcheinen, um ihrer Autoren hiſtoriſche Studien zu documentiren. Daß aber auch in unſerem Weltdichter des Stoffes Widerſpenſtigkeit nicht ſelten jede dramatiſche Entfaltung im Keime erſtickt, wer um Gotteswillen, der mit dem Theater einigermaßen vertraut ward, kann das wegleugnen?

Und was iſt's denn weiter? Was giebt es denn für ein Unglück? Sind wir Menſchen denn um der Bühne Willen auf Erden? Würde Shakespeare nicht Shakespeare ſein, wenn er, ohne mit dem realen Theater in ſo unmittelbare Berührung zu gerathen, ſeine Schöpferkraft entſchieden dem Epos zugewendet hätte? Kann er, wie er jetzt iſt, nicht der größte Dichter bleiben, obſchon unter ſeinen Dramen ſich viele befinden, die zwar ſcenenweiſe gewaltig draſtiſch, die in ihrem ganzen Bau aber nicht dramatiſch ſind? Warum denn nicht? Wenn ich nun dieſe dialogiſirten Hiſtorien, dieſe epiſchen Vorgänge, dieſe erhabenſten aller Lehrgedichte auf meinem Zimmer leſen und mich daran erheben will, wie am Homer, am Arioſt, am Cervantes? Wird mich der theatraliſche Zuſchnitt im Genuſſe ſtören? Höchſtens

dann, wenn ich ein Theaterregiſſeur bin. Und alle Menſchen brauchen ja Gott ſei Dank nicht Theaterregiſſeure, oder s. v. Zuſchneider für die Darſtellung zu ſein! Der dramatiſch-theatraliſchen Form zu genügen, iſt ein ſubordinirtes, beſchränkt-verſtändiges Talent hinreichend, welches oft dem höchſten Genius abgeht oder ihm doch weniger zu Gebote ſteht, als manchem Dichter zweiten, dritten Ranges. Ein Geſchick, welches z. B. Göthe in viel, viel geringerem Grade beſaß, als Kotzebue. Was iſt denn dabei? Warum ſollten wir's uns nicht eingeſtehen, daß Kleiſt's Pentheſilea, ſeine Hermannſchlacht, ja ſelbſt ſein Käthchen (im Originale!) ungleich weniger geeignet ſind, den billigen Anſprüchen eines in jeglicher Art gemiſchten (und andere giebt es nirgend!) Hörerkreiſes vor den Brettern zu genügen, als etwa (in ihrer Gattung) „Die Jäger" — „Iſidor und Olga" — „Ein Glas Waſſer" — „Die Marquiſe von Villette" ꝛc.? Und wäre deshalb Heinrich von Kleiſt weniger Poet, als Iffland, Raupach, Scribe und Charlotte Birch-Pfeiffer? Iſt vielleicht, um ein anderes Beiſpiel in anderer Sphäre anzuführen, Jean Paul kein Dichter, weil er unfähig geweſen, auch nur den kleinſten Vers zu machen? Weil die tönende Macht des Rhythmus, des Metrums (denn ſobald er die leichteſte Strophe aus dem Gedächtniß citirt, thut er es fehlerhaft) ihm gänzlich verſchloſſen blieb? Die natürliche Gabe dafür ging ihm ab. Es iſt ein Mangel, doch in dieſem war er ſo reich, daß von ſeinen Abfällen tauſend Verfertiger wohlklingender, zierlich-regelrechter Gedichte ſich noch be-

reichern könnten. Ludwig Tieck, der Dichter einer „Genovefa," der das lange Leben an's Studium dramatiſcher Dichter aller Jahrhunderte und Nationen geſetzt; der die weiſeſten Lehren über Schauſpielkunſt gegeben; die Pracht verklungener Darſtellungen prachtvoll geſchildert; der das dramatiſche Vorleſen (im ausgebildet-künſtleriſchen Umfang) erfunden hat; — Ludwig Tieck entbehrte ſo ſehr den Sinn für dramatiſche Form, daß er nicht zu begreifen ſchien, weshalb Iffland jenen damals von ihm gedichteten, dem Hoftheater zur Kompoſition eingereichten Operntext — eine theatraliſche Unmöglichkeit — unbenützt zurückgelegt? Daß er es recht übel aufnahm, als ich in einem Briefwechſel aus Breslau ihm die Nothwendigkeit andeutete, ſeinen „Blaubart" für die projektirte Darſtellung ändern und kürzen zu müſſen. Er ſchrieb unumwunden: „Ich begreife gar nicht, was da zu ändern wäre?" Er ſchien überhaupt, wo er für eine Dichtung eingenommen war, nicht zu ahnen, daß es Auftritte geben kann, die trotz ihrer Länge den geiſtreichen Leſer feſſeln, durch dieſelbe aber, auf der Bühne geſprochen, alle Handlung zerſtören und ſogar den feingebildeten Zuhörer in Verzweiflung ſtürzen können; — wobei dann gewöhnlich alle Schuld auf die Darſteller geſchoben wird. Ihm fehlte nun einmal der Sinn dafür. Und thut das ſeiner ſonſtigen Bedeutung Eintrag? Ich dächte nicht.

Es iſt grundfalſch, wenn blindſeinwollende Shakespearomanen alle Einwürfe beſcheidener Zweifler darauf beſchränken möchten, Shakespeare ſei nur deshalb

nicht immer theatraliſch-dramatiſch nach unſern Begriffen, weil ſeine Bühne unſere Begrenzungen nicht gekannt, weil ſie in ihrem willkürlich-regelloſen Zuſtande nicht von ihm begehrt habe, daß er ſich dem füge, was man jetzt conventionell „Theater" heiße. Als wenn Er der Mann geweſen wäre, ſich zu fügen! Lächerlich!

Was er von ihr verlangte, dem mußte ſie ſich fügen, dieſe Bühne, die unter dem Heldentritte des Giganten ſtöhnte und ſeufzte, als ſolle ſie aus ihren Fugen weichen. Er aber hatte Recht und wird Recht behalten, „aller Nachwelt unverloren, wo Sprache blüht, und wo ſich Menſchen freun," wie er ſelbſt in einem Sonette ſagt, weil das, was er der Erde zu verkünden hatte, und die Art, wie er es verkündete, den aus und in Gott geborenen, den Poeten von Gottes Gnaden bezeichnet, welcher das Siegel der Auserwählten auf ſeiner Stirn trägt. Ein ſolcher braucht ſich an keine Form zu binden; er ſteht über ihr, denn er ſteht über Allem!

Aber welche Frechheit zu vermeinen, Andere dürften dies auf ihre Gefahr hin ihm nachmachen wollen? Um es zu dürfen, müßten ſie Shakespeare ſein. Sind ſie das aber nicht, dann haben ſie ſich und ihrer Stoffe ungeordnete Ueberfülle einer bindenden Form anzuſchmiegen, die, noch ſo häufig angefochten, ihr altes Recht ſtets wieder geltend macht, wo es die Bühne gilt; jener Form, welche durch Geſetzgeber im Gebiete des Schönen, durch die ewig-jugendlichen Alten aufgeſtellt ward; deshalb ſo ſtreng aufgeſtellt, weil ein Volk, welchem das Epos in vollſter Glorie vertraut war, auch am ſchärfſten zu ſon-

dern verstand, wodurch sich das Drama von jenem unterscheidet. Daraus mußte konsequent die Regel von den drei Einheiten sich bilden, die gewiß, — suche man sie in freieren Regungen romantischer Dichtung äußerlich zu erweitern, — in ihren innersten tiefsten Gesetzen unerläßliche Bedingung des Drama's bleibt, soll dieses nicht aus Rand und Band weichen und in geschmacklose Willkür sich verlieren, die freilich, Gott erbarme sich, bisweilen als Genialität angepriesen wird.

Wer von allen Dichtern unseres Jahrhunderts hätte wohl so verführerische Anregungen gehabt, sich in solch' zügellose dramatische Willkür zu verrennen, als Shakespeare's Landsmann, jener Feuergeist, dessen Erdenbahn auch in poetischer Beziehung eine kometische genannt werden darf; er, den Frömmler und prüde, scheinheilige Engländerinnen perhorresciren mögen, dem wir jedoch gönnen, daß Göthe ihm einen immergrünen Kranz auf's Grab gelegt? Wer hätte leichter die leicht irre zu führende Masse verblenden und mit wilden Sprüngen und kecken Kontrasten bei seinen dramatischen Versuchen weidlich „shakespearisiren" können? Aber was that Byron? Man betrachte seinen „Kain," seinen „Sardanapal," seinen „Marino Falieri!" Er wählte die bindendste Form; er bauete dem edlen Erz, von heißer Phantasie geschmolzen und in glühenden Fluß gebracht, einen festen Damm und goß keine vielgegliederten Zerrbilder, sondern reine Glocken. Auch that er dies keineswegs nur in der Hoffnung oder Absicht, seine Werke bühnengerecht zu machen. Bei der seltsamen Wahl der

Stoffe, bei der philoſophiſch-rhetoriſchen Breite ihrer Ausführung ſcheint er weniger an die Bretter gedacht zu haben. Nein, er that es in höchſter Achtung vor dem Weſen des Drama's, wie er deſſen Bedeutung und Geſetze erkannt und gewürdiget hatte, und fand ſich nicht Genie genug, daran rütteln zu dürfen.

Und woran, um im Kontraſte zu fragen, woran iſt unſer Immermann, dieſer vortreffliche, achtungswürdige Dichter, in theatraliſcher Beziehung geſcheitert? Woran lag es, daß er ſein klares Auge im Tode ſchließen ſollte, ohne erfüllt geſehn zu haben, wonach er ſich mit ſo innigem Wunſche ſehnte, und wozu er die vollen, ſchönen Mittel beſaß: unſere Bühne als poetiſcher Gebieter zu beherrſchen? Doch lediglich daran, daß er jung und beginnend in die blendende Formloſigkeit Shakespeare'ſcher Freiheiten gerieth und dann ſpäter, als er jenen Irrthum einſah und ſogar ſelbſt warnende Worte gegen ähnliche Nachfolge erhob, bereits die jugendliche Schmiegſamkeit verloren hatte, die unerläßlich ſcheint, um zu erlernen, was an der Schauſpiel-Kunſt und -Form, ſchaffender oder darſtellender, dichtender oder reproducirender, nothwendig erlernt werden muß!

Was iſt Grabbe, der gewiß weit mehr ſein könnte, hätt' es ihm beliebt weniger zu ſcheinen, und hätt' er nicht vorgezogen, hinter'm Schenktiſche den kleinen Shakespeare zu ſpielen, — was iſt der uns geworden? Doch, ehrlich geredet, nichts Anderes, als ein kurioſes Exemplar, welches man, wofern es anatomiſche Präparaten-Sammlungen für poetiſche Mißgeburten gäbe,

eben so sorgsam in Spiritus konserviren würde, als man eine kolossale Leber konservirt. Dieser selbige Grabbe nennt zwar Shakespeare's Werke „poetisch verzierte Dramen, wo aller Mittelpunkt fehle; wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit der Zeit und des Ortes verzichte, doch nicht einmal Einheit des Interesses zu finden sei!" ꝛc. Ei, ei! Hatte der von seinen damaligen Lobrednern so überschwänglich bewunderte Mann dafür scharfe Blicke, wie konnt' es ihm geschehen, daß er für die total untheatralische, undramatische Conception seiner eigenen ausschweifenden Geistesgeburten blind blieb? Von unzähligen Anderen, worunter hochbegabte Talente, die im „shakespearisiren" verschwommen sind, gern zu schweigen!

Sobald ein William wieder geboren werden wird (wozu ich unserm Jahrhundert die Facultät absspreche), sei es diesem erlaubt zu schreiben, was und wie er will. Alle Uebrigen dürften klüger thun, sich in strenge Formen zu begeben; keinen dramatischen Stoff zu wählen, keine Arbeit zu beginnen, bevor sie Stoff und Plan nicht hinreichend verschmolzen und ihren Weg bis zum Ziele hin so genau berechnet haben, daß sie uns nicht in einem Akte durch drei Provinzen, fünf Gemächer und sieben Schlachtfelder zu zerren brauchen. Alle Uebrigen dürften klüger thun, ein Beispiel zu nehmen an einem gewissen Deutschen, Göthe mit Namen, welcher Deutschlands Stolz bleiben wird, ob auch von jenen Kränzen, so Deutschlands hohes Parlament in Frankfurt zu winden

beliebte (1848), nicht einer auf seine Statue gereicht hat, weil Herr Börne sämmtlichen Blumenflor in Anspruch nahm; Herr Börne, der sich begnügte, aus Paris herüber die Deutschen Schafsköpfe zu nennen, während Göthe zwei Menschenalter daran setzte, die Deutschen zu erheben, zu veredeln, vor den Blicken des gebildeten Europa geistig zu verklären. Dieser unbekränzte Frankfurter hat sich's nicht verdrüßen lassen, nachdem er einen „Götz von Berlichingen" in die Welt gesandt — — (und sollte denn einmal shakespeare'sche Weise, um nicht zu sagen „Manier," auf deutschen Grund und Boden verpflanzt werden, bleibt solcher Anlauf jedenfalls der siegreichste!) — nachdem er Götz mit der eisernen Faust in die Welt gesandt, dem „Clavigo," dem „Tasso," der „Iphigenia," derlei ganz erträglichen Personen, reine weiße Handschuhe anzulegen. Gerade besagter Göthe hat, wie er gewöhnlich das Beste aussprach, auch über Shakespeare zuerst, und ehe noch andere Klugredner ihre Stimmen erhoben, das Belehrendste ausgesprochen. Seine im „Wilhelm Meister" gewissermaßen in die Handlung des Romans übergehende Würdigung des „Hamlet" hat späteren Entwickelungen, Auseinandersetzungen, Erklärungen wahrhaft erst Bahn gebrochen. Wenn ein Mensch, ein Gelehrter, ein Dichter Shakespeare'n ganz und auf seiner höchsten Höhe erkannte, so war es Göthe, der den Wahlspruch: „Shakespeare und kein Ende!" diktirte; der es gerade heraussagt, daß er William für den größten aller Poeten hält, welchen Polyphem sich aufbewahrt, um ihn zuletzt zu verspeisen.

Aber ſo wie Göthe dies ausſpricht, darlegt und beweiſet; wie er ſich ſelbſt in erhabener Demuth dem ewigen Briten ſubordinirt, ſo ſcheut er ſich doch auch nicht zu erklären, daß er ihn für keinen Theaterdichter hält. Bei Gelegenheit einer (zweifelhaften) Jugendarbeit Shakespeare's ſchreibt er: „Es iſt der ganze, reintreue Ernſt des Auffaſſens und Wiedergebens, ohne Spur von Rückſicht auf den Effekt. Vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch.“ Und was meint unſer Immermann Anderes, wenn er in ſeinen Bekenntniſſen als Theaterdirektor wehmüthig ausruft: „Sei daher Shakespeare auch fernerhin der Liebling der Beſten; aber man gebe endlich den Gedanken auf, ihn im eigentlichſten Sinne des Wortes bei uns auf den Brettern einheimiſch zu machen, oder gar eine, der ſeinigen verwandte Herrlichkeit in unſeren Tagen dichtend hervorzurufen!“ Das durfte der edle Immermann rückſichtslos drucken laſſen, nachdem er ſolch mißlungenem Beſtreben die ſchönſten Blüthen eigener ſchaffenden Jugendkraft geopfert.

Gewiß, eben ſo wenig wie Shakespeare unſern ſtrebenden Theaterdichtern als Vorbild gelten darf, eben ſo wenig dürfen wir die wahre Luſt, die höhere Freude an ihm auf unſerer Bühne ſuchen. Dort werden uns (mit einigen Ausnahmen) ſeine Werke nicht gelten, was ſie werth ſind. Auf den Brettern der Jetztzeit am Wenigſten .... es müßte denn auf den modiſchen Sommertheatern ſein, bei bairiſchen Bierkannen und Käſeſtollen im Tabaksqualm. Pfui, der Schmach! —

Was verlangt unſer tonangebendes Theaterpublikum? Hand in Hand mit den Tagesſchriftſtellern fragt es nicht mehr nach menſchlich-dramatiſcher Wahrheit, nicht mehr nach redlicher Geſinnung, nicht mehr nach poetiſcher Charakteriſtik, ja kaum noch nach oberflächlichſter theatraliſcher Wirkung. Es fragt nur nach Anſpielungen auf Ereigniſſe der Zeit, nach politiſchen Witzen und Stichen, und beklatſcht auch dieſe nur lebhaft, wenn ſie dem nichtigſten haltloſeſten Uebermuthe kriechend entgegenkommen. Hab' ich doch am Publikum des Wiener Hof-Burgtheaters, des ſonſt taktvollſten, theilnehmendſten, ſinnigſten in ganz Deutſchland, erleben müſſen, daß es (wenigſtens ein großer Theil deſſelben) in der Scene des vierten Aktes von Julius Cäſar zwiſchen Brutus und Caſſius einige Stellen als „auf lokale ſocialiſtiſche Verhältniſſe bezüglich" mit pöbelhaftem Geſchrei begleitete. So weit ſind wir gerathen im Fortſchritt! — Was bleibt dem Freunde der Poeſie übrig, als zu flüchten aus dieſem Gewühle kleinlicher ſelbſtiſcher Anregungen, dieſem knatternden Feuerwerk hergebrachter, abgenützter, immer wieder angejauchzter Schlagwörter, . . . zu flüchten in die hohen Hallen des unentweihbaren Tempels, deſſen Oberprieſter wir in Ihm verehren.

Jene Anderen, weil ſie einer ausgeſprochenen Kunſtform, einer konventionellen Regel, einer nothwendigen Beſchränkung unterworfen, mit planmäßiger Beſonnenheit ſich und ihre Dramen beherrſchten; weil ſie gewandte Meiſter ihrer Sprachen und ihrer Zeiten, in künſtleriſchem Walten, in dramatiſcher Abrundung und

Einheit über Shakespeare stehen, ... mögen sie nun Racine, Corneille, Calderon, Voltaire, ja mögen sie Lope, Alfieri, sogar Molière heißen! mehr oder weniger rückten sie uns bereits fern und veralten unserer Liebe. Er rückt uns täglich näher, je tiefer wir uns in's Menschliche hineinleben. An seiner Hand treten wir in's Allerheiligste. Diesen Tempel werden die Vorschreier des Marktes nicht unterwühlen, auf seinen Trümmern sollen sie nicht wandeln. Und mögen sie blödsinnig-frech eingestehen, daß ihnen die Poesie eine feile Dirne sei, welche nur politischen Tendenzen dienen müsse ... das darf uns nicht muthlos machen. Ab- und Zuneigungen der Menschen, Ansichten, Geschmack, Mode, sind wandelbar. Meinungen, die gestern für unfehlbar angepriesen wurden, hört man heute wüthend bekämpfen. Männer, die heute in Volksgunst schwelgen, werden morgen mit Koth beworfen. Was herrschte, strahlte, glänzte, sinkt in Schutt und Staub, aus Ruinen erhebt sich neuer Glanz, neues Elend, neue Herrschaft, neue Sklaverei. Hier quälen Tyrannen, dort tyrannisirt die Masse, wir haben Alles gehabt, es wird Alles wiederkehren, Alles wechselt, schwankt, sinkt ... nur Zweierlei bleibt: der blaue Himmel, der sich um uns wölbt, in dessen Aether emporsteigend die Lerche das Lob des Schöpfers kündet; und das Reich der Dichtung, welche Wahrheit ist; das Reich ewiger Wahrheit durch Poesie verherrlicht. Natur und Kunst, ungetrübt von den kleinlichen Plackereien der Menschheit.

Darum bleibt uns auch Shakespeare, der Gesandte

Gottes, der Poet der Wahrheit in Natur und Geſchichte.

Deshab aber ſollen auch wir wahr und offen ſein, wo immer von ihm die Rede iſt. Sollen nicht verzagt hinter'm Berge halten, nicht aus falſcher Scham verſchweigen, was uns vielleicht für Mangel an Einſicht oder an Ehrfurcht ausgelegt werden könnte. Und deshalb ſang ich bei Seinem Jubelfeſte laut und frei:

Zum 23. April 1864.

Ja, zieht ſie auf, die heil'ge Fahne,
Und laßt ſie hoch in Lüften wehn,
Daß wir andächtig nach dem Schwane
Vom Avon heut gen Himmel ſehn!

Wer reden kann, ſoll froh verkünden,
Was er von Ihm zu ſagen weiß,
Geſang ſoll ſich dem Wort verbünden,
Und wer's vermag, erring' den Preis!

Es dürfen Alle ſich verſammeln
Um dieſe Fahne, treu der Pflicht,
Auch wir, die eben ſchüchtern ſtammeln;
Auch wir — jedoch die Heuchler nicht.

Die Heuchler, die bis zu den Quellen
Urew'ger Dichtung nie gelangt,
Und die ſich blos begeiſtert ſtellen,
Weil es die Mode ſo verlangt.

Niemals ergriff ſie holder Zauber,
Der unbewußt uns tief erregt;
Nur was die Wort- und Silben-Klauber
Auslegeriſch hinein gelegt,

Das haben ſie in ihm gefunden.
Ihr Lob erklingt wie Angſtgeſtöhn;
Sie ſeufzen, kritiſch überwunden:
„Was Shak'spear' ſchrieb, iſt Alles ſchön!

„Du darfſt nicht zweifeln, darfſt nicht fragen,
„Anbeten mußt Du, ſtumm und dumm,
„Und Keiner darf zu mäkeln wagen
„An ſolchem Evangelium.“

O Heuchelei! Beſtochne Richter,
Ihr leugnet frech (obgleich ihr's wißt),
Daß auch der größte aller Dichter
Zuletzt ein Menſch geweſen iſt?

Daß dichtend Er ein Menſch geblieben,
Geringes neben Höchſtem geht,
Daß menſchlich Ihn nur der kann lieben,
Der dies in Demuth eingeſteht?

Nein, wer behaupten will: es gleiche
Sich Alles an Vollkommenheit
In jenem großen Wunderreiche
Nie da gewes'ner Herrlichkeit;

Wer mich des Rechtes will berauben,
Zu ſondern, was ſo ſcharf getrennt,
Dem werd' ich nie und nimmer glauben,
Daß er im Geiſte Ihn erkennt.

Wir wollen frei vom Herzen ſprechen
Und aus dem Kranze um Sein Haupt
Die wilden Reiſer muthig brechen.
Der Kranz iſt ja ſo dicht belaubt

Und blüht ſo voll ſeit alten Tagen
Für alle Zeit und Ewigkeit,
Wie Keiner trug und je wird tragen,
Denn Gottes Hauch hat ihn geweiht.

Drum laßt ſie wehn, die heil'ge Fahne,
Die drei Jahrhunderte durchflog,
Und ſchaut andächtig nach dem Schwane,
Der ſingend auf gen Himmel zog.

Und ſeid gewiß, daß Ihm, dem Einen,
Wir Ehrliche, die weder blind,
Noch heuchleriſch vor ihm erſcheinen,
Willkommenſte Verehrer ſind.

Herr Victor Hugo,

wie er den Shakespeare ansieht.

Aus dem Französischen so wortgetreu als möglich übertragen.

I.

Shakespeare tiefsinnend, — von Versailles fern,
Dem prächt'gen, mit geschniegeltem Taxus,
Verschnitt'nem Buchs, wo man die weinerliche,
Weitschweifige Tragödie stöhnen hört, —
Betrachtet festen Blicks der Welt Gewühl,
Und vor ihm schaudert bang der weite Wald.
Da schreitet er mit bleichem Angesicht,
In seinem Innern durch sich selbst verblendet,
Dem wilden Thiere gleich; auf seinem Haupte
'nen Streifen Licht wie eine Mähne schüttelnd.
Durchsichtig ist sein Schädel, angefüllt
Mit Seelen — Leibern — Träumen, die heraus
Man leuchten sieht. Es rinnet durch sein Sieb
Die ganze Welt; er hält das ganze Leben
In seiner furchtbar'n Faust. Er preßt dem Menschen
Ein übermenschlich Schluchzen aus. Und unser Geist,
In solch' befremdlichem Genie bisweilen
(Wie auf der See) den Weg verlierend, leidet
Schiffbruch.
Wir fühlen zitternd, wie in seinem düstern
Theater uns der Hauch von seinem Munde
Anweht; wie seine Finger uns die Seite
Aufreißen und durchwühlen. Niemals zagt Er.

Er iſt ein Rieſe und er bändiget
Richard den Dritten, jenen Leoparden,
So wie das plumpe Urthier Caliban.
Das Ideal nur iſt der Wein, den dieſer
Bachus kredenzt. Die ungeheuren Stoffe,
Die er ergriffen und bewältigt hat,
Röcheln um ihn herum, ſchön oder häßlich.
Er knebelt Lear, Brutus und Hamlet, Weſen
Gewalt'ger Gattung; ſo die Capulets,
Montague's, Cäſar! oder Hexen hier
In Wäldern, dort Geſpenſter auf dem Thurm.
Sogar nach Aeſchylus vermag Er noch
Melpomenen in Furcht zu ſetzen, Er,
Der Finſt're, ſeine Hände voll von Fetzen
Menſchlicher Seelen, von Othello's Fleiſch,
Von Macbeth's Ueberreſten. Ruhe findet
In ſeinem Werk, dem Schauder-Alphabet
Des Drama's, Er. So wie der ſchwarze Löwe
In einer unermeſſ'nen Höhle einſchläft,
Die Krallen blutbefleckt. —

II.

Wie der deutſche Ueberſetzer Herrn Victor Hugo anſieht.

Ein wahrer Dichter wurdeſt Du geboren,
Und Deine Jugendſänge drangen weit;
Nur allzu früh haſt Du Dich ſelbſt verloren
In Deiner unbegrenzten Eitelkeit.
Sie riß Dich fort zu toll-blind-wüth'gem Walten,
Du wollteſt Kunſt wie Leben umgeſtalten,

Ganz ohne Maß, Beſonnenheit und Plan,
Verliefſt Du immer tiefer Dich in Wahn.
Du wähnteſt, den Franzoſen Das zu werden,
Was Gottes Macht nur einem Einz'gen gab;
Für zwei Shakespeare iſt nicht Raum auf Erden.

So trat'ſt Du frevelnd auf ſein heilig Grab
Und äffteſt nach in traurigem Verkennen,
Was blut'ge Schauder Du an ihm genannt;
Du wagteſt wild und grauſam ihn zu nennen,
Den Sanfteſten, den je die Welt gekannt,
Den mildeſten Beherrſcher alles Schönen,
Den frömmſten Mann, der göttlich-rein geſinnt,
Des Daſeins Zwieſpalt wußte zu verſöhnen,
Voll Weisheit und — voll Einfalt, wie ein Kind.

Dir iſt's ein Raubthier, das die blut'gen Krallen
In Menſchenherzen tückiſch-grauſam ſchlägt?
Mir iſt's ein Cherub, der zum Wohlgefallen
Des Himmels uns empor gen Himmel trägt. —

Man täuſcht auf Jahre,—täuſcht nicht ſein Jahrhundert,
Und als Tragöde haſt Du nur gegleißt;
Drum fragten Viele oft und ſtill-verwundert:
Wie kommt's, daß dieſer reichbegabte Geiſt
Vom Shakespeare ſpricht mit tönender Emphaſe
Und es am Ende zu nichts Höh'rem bringt,
Als zur Geſtaltung einer hohlen Phraſe,
Die ohne inn'res Leben ſchallt und klingt?

Jetzt sehn wir klar. Du sprachest unumwunden
Durch Deine Verse über Dich den Bann.
Nun weiß man doch, was Du in ihm gefunden,
Was man von Dir erwarten darf und kann.

Brot für die Schwalben.

Von einer etwas überschwänglichen und nicht sehr lebhaften Erzählung Lamartine's — „Rafael" denk' ich war sie betitelt — ist mir nicht Viel in der Erinnerung geblieben, außer einem jungen Schwärmer, der auf einsamem Thurme oder dergleichen die Schwalben fütterte. Die Schwalben? Darüber mußte ich lachen und zerbrach mir nicht weiter den Kopf. Konnt' es nicht ein Schreibfehler sein? Der Poet hatte vielleicht moineau hinsetzen wollen? Oder, was dasselbe bedeutet: pierot? (Sperling.) Oder pinson? (Fink.) Und während er schrieb, flog eine Schwalbe an seinem Haupte vorbei; denn er saß dichtend im Grünen, am Ufer eines romantischen See's. Und sie streifte mit sanftem Flügelschlage sein Lockenhaar; und ihm unbewußt floß hirondelle aus des Autors Feder. Das war ja leicht möglich. Bei dieser Erklärung habe ich mich beruhiget und die Schwalbenfütterung vergessen, wie den ganzen Rafael. Später las ich wieder Etwas von Lamartine und fand .... aber ich habe all' seine Werke gelesen und weiß nicht mehr, wo ich fand? Doch ich meine, es war in der Fortsetzung des „Jocelyn;" den Titel dieser Fortsetzung kann ich jetzt

nicht angeben. Gleichviel: das Büchlein ist einer Dienstmagd zugeeignet, und die Widmung sammt Vorrede macht ein wunderlich communistisch-socialistisches und aristokratisch-vornehmes Janusköpflein; und was an diesem Köpfchen hängt, ist darum nicht minder anmuthig, reizend, poetisch; in jeder Art würdig, obgleich in ungebundener Rede verfaßt, sich jenem berühmten Gedichte (Jocelyn) anzuschließen. Auch will ich es dem geneigten Leser, der es etwa noch nicht kennt, hiermit bestens empfohlen haben! In besagtem Büchlein war es; — und sollt' es dennoch in einem andern gewesen sein, so bitt' ich um Entschuldigung für mein schwaches Orts- und Namens-Gedächtniß; in Lamartine war es nun ganz gewiß, daß ich abermals eine Stelle fand, wo die Schwalben mit Brotkrumen gefüttert werden. Das machte mich stutzig. Das konnte nicht wieder für einen Schreibfehler gelten; für einen Druckfehler noch weniger. Das war wirklich so gemeint: Alphons von Lamartine glaubt alles Ernstes an Schwalben, die Brot fressen.

Die deutsche Sprache hat vielerlei volksthümliche, sprüchwörtliche Ausdrücke. Einer derselben drängt sich mir zwischen diese Zeilen. Wenn sie einen Menschen bezeichnen will, der hervorragende Gaben besitzt, außerordentliche Fähigkeiten irgend einer Gattung, so heißt es von ihm: „Der kann mehr als Brot essen." Ich zweifle durchaus nicht an der Anwendbarkeit dieser Bezeichnung auf unsere Schwalben. Wer ihr Geschick für Baulichkeiten wahrzunehmen sich die Mühe gab, wird mir beistimmen: unbedenklich, eine Schwalbe kann mehr als

Brot eſſen. Aber Brot eſſen kann ſie deswegen immer nicht, und ich mache mich anheiſchig, dem erſten beſten Löwen oder Tiger die erſte beſte Schüſſel voll friſcher Faſchingskrapfen aufzunöthigen, ehe ich mir aufnöthigen laſſe, daß der halb und halb myſteriöſe Vogel — nenne man ihn unwiſſenſchaftlichem Sprachgebrauch zufolge: Rauch-, Mauer-, Haus-, Ufer- oder Erdſchwalbe — ein Krümchen Brot entgegennimmt, auch nur von dem Umfange des winzigſten Stecknadelknopfes.

Wahrlich, die Schwalbe kann mehr, als Brot eſſen: Sie kann über Weltmeere ziehen, ohne auszuruhen; ſie iſt in Cairo heimiſch, wie auf dem Kohlmarkte und unter den Linden; ſie vermag naturforſchende Geſellſchaften und Gelehrte mit Forſtmännern, Landwirthen und Teichfiſchern zu entzweien, wegen ihres Winterſchlafes, von deſſen Beſchaffenheit in Schornſteinen, Sandhöhlen und Sümpfen wir bis jetzt ebenſo wenig Gewiſſes wiſſen, als wir über die Beſchaffenheit unſeres eigenen dereinſtigen Sargſchlafes im Voraus zu ergrübeln im Stande ſind; ſie kann, macht ſie auch einzeln noch keinen Sommer, doch als willkomm'ner Frühlingsbote die ſchöne Jahreszeit anmelden; ſie kann . . . o ſie kann gar Vieles, was wir nicht können; nur Brot eſſen kann ſie doch nicht.

Ich machte mir wegen Lamartine's naturhiſtoriſchem Leichtſinn allerhand Gedanken, die ſich mehr oder weniger auch auf ſeine politiſchen Leicht- und Tiefſinnigkeiten übertrugen, und nahm mir vor, dieſen Gedanken gelegentlich einmal Form zu verleihen. Nun ja, was nimmt

ſich ein armer Schriftſteller nicht manchmal vor und bringt es dann nicht zu Stande! Wie im Herbſte die Schwalben davon zogen, flogen mit ihnen auch meine Gedanken in den Wind. Verflogen, verſchwunden; — bis geſtern Abend kein Gedanke an jene Gedanken! Geſtern Abend wollt' ich eine müſſige Abendſtunde durch anregende Lecture tödten und griff, vielleicht weil ſie mir eben zur Hand lag, nach Victor Hugo's „Nôtre-Dame." Manche ſchon öfters geleſene Beſchreibungen überſchlagend blätterte ich in dem geiſtvollen Buche, naſchte ſo zu ſagen an einzelnen wirkſamen Stellen. Dabei verging die halbe Nacht, ohne daß ich Schlaf ſpürte. So gelangte ich unvermerkt in das vierte Kapitel des neunten Buches, wo die arme Esmeralda in ihrem Thurmſtübchen, durch Quaſimodo's ſchauerliche Fürſorge ernährt, ihr gefährdetes Daſein friſtet. Die Schilderung iſt ergreifend. Man lieſet ſich tief hinein. Man fühlt mit der jungen Zigeunerin. Man leidet mit dem einäugigen Ungethüm, in deſſen Mißgeſtalt denn doch auch ein Menſchenherz ſchlägt. Ich ſang in meiner Seele düſtre Weiſen zu ſeinen wilden, widerſpenſtigen Liedern und ſagte mir: mit dieſem Kapitel mache ich für heute den Schluß, gehe zu Bette; ſchöner kommt es nicht mehr. Und ſo las ich: „Sie brachte ihre Tage damit hin, Djali (die Ziege) zu liebkoſen, die Thüre des Hauſes-Gondelaurier zu beobachten, leiſe Selbſtgeſpräche über Phoebus zu führen und ihr Brot den Schwalben vorzubröckeln."

Hätte mich ein Skorpion geſtochen, wäre mir Quaſimodo in Perſon erſchienen, oder, was noch ſchlimmer,

hätte Claudius Frollo über meine Achſel mir in's Buch geſtarrt, ich könnte nicht heftiger aufgefahren ſein. Es iſt zu arg, rief ich aus, indem ich den dicken Band zuklappte; dieſe Franzoſen ſind ja rein des Teufels. Jetzt geräth Herr Victor Hugo auf Lamartine's Sprünge. Unglaublich! Entweder die franzöſiſche Fauna iſt überhaupt anders organiſirt als die deutſche, oder ... Ich hatte geſtern Abend ſchon bedenklich den Kopf ſchütteln müſſen, wo im letzten Kapitel des achten Buches Quaſimodo „mitunter pfeift, ſobald eine Amſel an ihm vorüberflattert.“ Amſeln, die ſich wie Dohlen auf Kirchthürmen umhertreiben, ſind mir eigentlich auch noch nicht vorgekommen. Indeſſen ich getröſtete mich: wer weiß? Paris unter Ludwig dem Elften war nicht Paris unter Napoleon Bonaparte dem Neffen. Da mögen Moräſte und Erlengebüſche ſo mancher „ſchwarzen Amſel“ mit und ohne*) Federn zum Aufenthalte gedient, und warum ſoll nicht bisweilen ſolch' ein lüſterner Vogel, irgend ein Inſekt verfolgend, ſich bis zum glockenläutenden Monſtrum hinaufgewagt haben? Sei's um die Amſeln! Deshalb braucht ſich unſer alter Bechſtein noch nicht im Grabe umzudrehen. Aber nun freſſen die Schwalben wieder Brot? Nun dreht ſich Bechſtein um. Ja, er dreht ſich, der brave Mann und weiland Jäger vor dem Herrn, dem wir das beſte Buch über die Vögel zu verdanken haben. Es iſt kein Erbarmen für ihn, er dreht ſich. Und ich mit ihm. Ich wollte nicht Lärm

*) Siehe Heinrich IV. zweiter Theil, Akt III. Scene 2.

ſchlagen, wenn es etwa Rothkehlchen wären, die Esmeralda mit Ueberbleibſeln ihrer Aſyl-Rationen bewirthet; Rothkehlchen, Grasmücken, Fliegenſchnapper, Steinſchmätzer, Rothſchwänzlein, Bachſtelzen, weiße, graue, gelbe, — meinetwegen. Dieſe Vögelchen ſämmtlich nähren ſich zwar auch von lebendigen Geſchöpfen, als kleine Raubthiere, die ſie ſind; picken daneben doch auch nach einer Beere, leſen vielleicht ein Körnlein auf; ſetzen ſich auf Zweige, hüpfen auf dem Boden umher, ſchlüpfen durch Hecken, gewöhnen ſich an menſchliche Koſt, dauern im Zimmer aus, und vielleicht haben Herr von Lamartine und Herr Hugo, uns andern unberühmten Leuten ähnlich, Kindheitgenoſſen aus dem genus der Sylvien beſeſſen, haben derlei leichtgezähmte Sänger hier und da nach einem Krümchen haſchen ſehen? Aber wo haben Sie geſehen, meine Herren Republikaner? Und wo hat irgend ein Menſch, dem nur ein Fünkchen Beobachtungsgabe einwohnt, wähnen dürfen zu ſehen, daß auch nur eine einzige der unzähligen, unſern Luftkreis durchſchneidenden Schwalben etwas Aehnliches gethan? Wem kann es entgehen (er müßte denn ſich abſichtlich verblenden), daß die unermüdliche Seglerin keine andere Nahrung verlangt und ſucht, als die ſie im Fluge zu erbeuten weiß; ſei es nun, daß ſie hoch emporwirbelnden Fliegen, Mücken, kleinſten Käfern im blauen Aether begegnet; ſei es, daß ſie bei gedrückter Atmoſphäre unten am Boden umherſtreift an Ufern, über Waſſerflächen und dort ergreift, was ſich regt, was lebet, ſtrebet, ſchwebet, ſich erhebet. Nur einer Schwalbe Schnabel, der im Verhältniß zu

ihrem ſonſtigen Leibesumfang ein breiter Rachen genannt werden darf, braucht man zu ſehen, um zu lernen, daß er nicht gebaut ſei, aufzuklauben, zu picken, zu zerzupfen, zu zertheilen wie andere Schnäbel; ſondern daß er, zwei Klappen öffnend, ungetheilt verſchlingen will, was der Hauch des Windes ihm zuführt, was eine gewandte, energiſche Richtung der Flügel ihm erringt. Wie geſagt, es bedarf nur der Anſchauungsfähigkeit und Ueberlegungskraft eines kleinen Knaben, um zu dem logiſchen Schluſſe zu gelangen, daß ſich Schwalben weder mit Brot füttern laſſen, noch mit irgend welchem Gebäck, von menſchlichen Händen bereitet. Es giebt vielleicht kein Thier in der Schöpfung, welches dem Menſchen ſo nahe ſteht und ſo fern; Beides zugleich. Einerſeits die Anhänglichkeit an einmal erwählte Mauern, Fluren, Ställe, die das muntere Thier, ſo lange es lebt, mit jedem Sommer durch unermeſſene Fernen wieder heimſucht; die dreiſte Zutraulichkeit, die ſich, um bellende Hunde, lärmende Kinder unbekümmert, furchtlos ihr altes Plätzchen erwählt; die da bauet, liebt, zwitſchert, brütet, Junge aufzieht, zwiſchen den Bewohnern des Hauſes hin und her ſchwebend, Fliegen aus der Küche holt, ſchier von der Naſe der Köchin herab, wie ein rechtes Hausthier. — Andrerſeits die ungezähmte, naturfreie Selbſtſtändigkeit, die nur im weiten Luftmeere ſegelnd gedeiht, ſich keinem Zwange fügt, in Gefangenſchaft lieber hartnäckig verſchmachtet, als daß ſie, wie doch faſt alle übrigen Vögel thun, es verſuchen möchte mit ihr dargebotener Nahrung. Dies Alles kann und muß Jeder auf

den ersten Blick sehen, der es sehen will. Ich verlange freilich nicht, daß es Jeder sehen wolle Auch kann es hohe Geister geben, vorzügliche Männer, die sich für Schwalben nicht weiter interessiren und sonst keine Kenntnisse von ihnen haben, als die ihnen etwa aus der Kinderlehre her über des Tobias Augenkrankheit an den Wänden des Gedächtnißkämmerleins hangen geblieben. Das gebe ich zu. Was noch mehr: es kann Einer ein großer Dichter und zugleich ein schwacher Ornithologe sein; wie ja Eckermann ganz ehrlich vom Goethe berichtet, daß dieser bis in's höchste Greisenalter unermüdliche Forscher und Natur-Weise bei einer heiteren Morgenfahrt die Ammern in den Buchengebüschen um Weimar für Lerchen gehalten habe. Ich dächte, Lerchen wären es gewesen, die der Meister in den Buchen suchte? Und ich kann's nicht leugnen: eine Lerche, wohlverstanden eine Feldlerche, alauda arvensis, in den grünen Zweigen zu suchen, das nähert sich schon ein wenig der Schwalben-Brot-Fütterung. Und Goethe bleibt darum doch Goethe; bleibt doch der treue Maler der Natur. Denn es liegt, sollte ich meinen, ein weiter Unterschied zwischen einem Irrthum, den der Dichter plaudernd und gutmüthig lächelnd eingesteht, und zwischen einem Ausspruch, den er wie aus eigenster Anschauung, als schmückendes Beiwerk, als Bestandtheil einer lebenswahren Erzählung in seine Schildereien verwebt. Worüber man unsicher ist, darüber belehrt man sich, bevor es gedruckt wird. Von sich selbst hat Herr Victor Hugo die antiquarischen Kenntnisse, womit sein celebres Buch ausgestattet ist, ebenso

wenig zu eigen gehabt, als er dieſelben ohne äußerliche Beihülfe aufſammeln konnte. Er hat Rathgeber nachgeſucht. Er hat Chroniken geleſen, Archive durchſtöbert, was weiß ich. Nur wo er ſich ſeiner Sache ſicher meinte, ſprach er aus ſich heraus. Aus ſich und ihrer Lebensanſicht haben er, — Lamartine — (auch Eugen Sue, der, ohne in die Schwalbengeſchichte verflochten zu ſein, dennoch hierher gehört) — und wie ſie ſonſt Alle heißen, haben ſie insgeſammt Menſchennaturen, die ſie uns vorführen, entwickelt. Mit ihren Augen haben ſie entdeckt, geprüft, verglichen; mit ihren Ohren gelauſcht; mit ihren Sinnen haben ſie Bedürfniſſe, Anſprüche, Rechte des Volkes in ſich aufgenommen; was ſie zu ſehen, zu hören vermeint, haben ſie in ſich verarbeitet und uns ſodann auf ihre Weiſe zugerichtet als unumſtößliche Wahrheit mit unleugbarem Talente dargelegt. Vom Naturrechte, vom „Rechte, das mit Dir geboren iſt," ſind ſie ausgegangen, ohne recht zu wiſſen, wie weit ſie damit gerathen dürften. Und jetzt begehren ſie von uns, wir ſollen, ihrem Scharfblick vertrauend, uns auf ſie verlaſſen. Schön, Ihr Herren. Aber ſeht Ihr denn wirklich ſo ſcharf? Hört Ihr denn wirklich ſo fein? Nehmt Ihr die Welt, wie ſie iſt? Die Menſchen, wie ſie ſind und ſein werden? Dürfen wir Euch trauen? . . ? Ei ja, ich möchte ſchon; wenn nur die Schwalben nicht wären!

Daß ich's geradehin eingeſtehe: auf die Gewiſſenhaftigkeit des Autors, der, ſei es auch im Unwichtigſten, das Unmögliche für ſchlichte, einfache Wahrheit verkauft,

halte ich ebenſo wenig, als ich auf die Beobachtungsgabe des Menſchen halte, der die Schwalben mit Brot füttern läßt. In ſolchen Dingen giebt es weder Groß, noch Klein; das Größte kann beziehungsweiſe zum Kleinſten, das Kleinſte zum Größten werden. Ob ich Wald-Ameiſen betrachte, die aus muthwillig zerſtörtem Hügel heraus ihren unentwickelten Nachwuchs nebſt abgeſtorbenen Tannennadeln planlos hin- und herſchleppen? Ob ich den empörten Staat betrachte, in welchem es ebenſo zweck- und planlos wimmelt, während brüllende Umſturz-Männer durcheinander toben? Für beiderlei Betrachtungen muß ich klares Auge, feſten Blick, unbeſtochenes Urtheil mitbringen, will ich die Wahrheit finden. Und wer mir, den Ameiſenhaufen betreffend, leichtgläubig vorerzählt, wie er mit Rührung wahrgenommen, daß liebende Eltern ihre Eier (ſo nennt man fälſchlich die Larven) ſorgſam und aufopfernd auf ſtrategiſch-geordnetem Rückzuge in Sicherheit gebracht, ... einem ſolchen Beſchreiber werd' ich auch keinen Glauben mehr gönnen, wenn er den Großthaten der Gaſſendemokratie Lob ſingt. Lamartine und Victor Hugo ſtreuen für die Schwalben Brot aus, für den Pöbel hochtrabende Phraſen. Für dieſen, wie für jene unverdauliche Speiſe. Die Schwalben ſind die klügeren: ſie greifen nicht danach. — Ich habe „Pöbel" geſagt. Man wird mich tadeln. Ich hätte „Volk" ſchreiben ſollen. Doch gerade nach Herrn Hugo's Autorität käme Beides auf Eines heraus. Denn dieſer Volksfreund läßt in Nôtre-Dame ſeinen flamändiſchen Revolutionsmacher Coppenole dem

Könige gegenüber bedeutungsvoll aussprechen: „Wenn Ihr mit diesem Aufstande fertig werdet, Sire, so ist es nur, weil die Stunde des Volkes noch nicht geschlagen hat!“ Und wer betreibt den Aufstand, von dem hier die Rede war? Bettler, Gaukler, Betrüger, Taschendiebe, Räuber, Mörder! Darf Herr Hugo diese Bande „Volk“ nennen, so bin ich entschuldigt, wenn ich sein Volk „Pöbel“ nannte; was Einem recht, ist dem Andern billig. Ach, und diesem Volke hat auch Alphons von Lamartine Brocken und Brosamen seines sanftsentimentalen, poetisirenden, idealistischen Gebäckes hingestreut, wie den Schwalben Brot. Und weder Schwalben, noch Menschen haben ihm Dank gewußt, dem liebenswürdigen, unpraktischen Dichter, dem unverbesserlichen Historiographen der Gironde. Kennst Du, erhabener Sänger der „Meditationen,“ die Natur jener ewig unzufriedenen Herumtreiber, Schreier, Störenfriede, denen Du so naiv republikanischen Ernst, Entsagung, Aufopferung, Andacht für ein Großes, Ganzes, Allgemeines zumutheſt und zuschreibst? Ich fürchte, Du kennst Jene nicht besser, als Du die Natur des ewig ruheloſen Wandervogels erkanntest, da Du ihn durch Deiner Träume Sohn, Rafael, mit Brotkrumen speisen wolltest. Brot für die Schwalben! „Kaviar für's Volk!“ Für jenes Volk, welches heute ruft „Hosianna!“ und morgen „kreuziget ihn!“ — Und nun erst das Volk des Herrn Victor Hugo! Ich bitte!

„Die Masse war von jeher thöricht und schlecht!“ Diesen hartklingenden Ausspruch schleuderte einer der

weichſten, menſchenfreundlichſten Menſchen, der verſtorbene Henrich Steffens, vor mehr als vierzig Jahren zwiſchen die Breslauer Turnſtreitigkeiten und demagogiſchen Umtriebe mitten hinein. Es erhob ſich darüber ein furchtbarer Streit, und unter des Natur-Philoſophen heftigſten Gegnern ſtanden ſonſt ehrenwerthe Männer, die ihn deshalb mit ſchweren Schmähungen überhäuften. Und von dieſen ſelbigen Männern haben Einige noch in der Paulskirche mitgetagt und ſind, weil ſie die Worte ihres abgeſchiedenen Gegners, wenn auch mit andern Worten, wiederholten, mit eben ſo ſchweren Schmähungen, mit giftigerem Hohne überhäuft worden. Sie hatten ſeitdem ihre Anſichten ändern gelernt. Jung, reich an Idealen, waren ſie den Schwalben einſt auch mit einer Hand voll Brot entgegengetreten; jetzt wußten ſie, woran ſich zu halten ſei, und ſagten freimüthig, dieſer Vogel ſuche anderes Futter. Darum wurden ſie verketzert, und den ehrwürdigen Arndt ließ man nicht reden, ohne Spott, — in der nämlichen Stunde, wo Tauſende in Deutſchland nach der Melodie ſeines ſchönen, mißverſtandenen Liedes des Deutſchen Vaterland ſuchten. — Wunderlich!

Sind denn Jene des Volkes wahre Freunde, die ihm in kriechender Schmeichelei — kriechender, als je bei Hofe kroch — zurufen: Du ſollſt herrſchen? Oder ſind es Jene, welche ihm derb eingeſtehen: Deine Herrſchaft wird unerträglich, und was ſelbſtſüchtige Betrüger Dir Freiheit nennen, iſt ſchauderhafteſte Tyrannei? —

O meine Herren, die Ihr den Mund so voll nehmt, — und dieses nicht blos im bildlichen Sinne; denn Ihr versagt Euch Nichts, speiset gut, trinkt noch besser, trotz Eurer Jeremiaden! — die Ihr, schöne Hunde, theure Pferde fütternd, eine Gleichheit prediget, welche in der That Euch sehr beschwerlich werden dürfte; die Ihr über die Hinrichtung eines grausamen Raubmörders Zeter schreit, doch es ganz in der Ordnung findet, wenn hundert getreue Soldaten von Kannibalen zerrissen werden; die Ihr die reinsten Tugenden bei Gesindel sucht, welchem Ihr doch, um Eure modernen Kleider nicht zu beschmutzen, drei Schritte aus dem Wege geht; die Ihr mit Verheißungen einer glückseligen Zukunft um Euch werft, wo es keinen Thron mehr giebt, als das Straßenpflaster, keinen Purpur mehr, als den blutgetränkten Kittel des Lumpensammlers oder des „hochherzigen" Galeerensträflings, . . . ist es Euch denn wirklich Ernst mit all' diesen pomphaften Redensarten? Glaubt Ihr an diese Zukunft? Glaubt Ihr an Euch selbst? Ich glaube nicht. Ich glaube nicht an Euch, nicht an die Herrlichkeiten, die Ihr prophezeit. Nein, nicht eher glaub' ich an eine selbstsuchtlose, ehrfurchtgebietende, freie, sich selbst beherrschende Menge, die da wissen wird, was sie will, . . . nicht eher, als bis ich die Schwalben Euer Brot fressen sehe.

Martin Opitz von Boberfeld.

(Bunzlau, 4. April 1861.)

„Mein Lob und Name wird erklingen weit und breit.“ Dieſes ſtolze Wort durfte der Mann ausſprechen, den Bunzlau ſeinen Sohn nennt. Der Mann, der aus deutſchem Herzen die erſten deutſchen Lieder ſang; der durch philologiſche, philoſophiſche, grammatikaliſche, archäologiſche, didaktiſche, epiſche, dramatiſche Werke, faſt noch ein Jüngling, europäiſchen Ruhm erwarb; der „von den Huldigungen einer über ihn in ſtarres Erſtaunen verſetzten Gelehrtenwelt, von den Ehrenbezeugungen der Höfe weder übermüthig noch faul gemacht wurde; der ſeinem Volke zwiſchen Krieg, Religionskämpfen, Sumpf und rauchenden Trümmern eine neue Bahn gebrochen!“ Der Mann durfte ſeinem Namen ſolche Vorherſagung ſtellen; der verdient ewigen Dank Deutſchlands, zumal Schleſiens. Auf ihn darf ſeine Vaterſtadt zurückſchauen wie auf einen Stern, der ſtrahlend über ihr leuchten wird, ſo lange deutſche Sprache blüht und gedeiht. Darüber müſſen auch endlich Diejenigen einig werden, die feindſelig gegen ihn aufgetreten ſind. An ſolchen fehlt es nicht, hat es nicht gefehlt. Ein berühmter, wohl der berühmteſte unſerer Germaniſten, ſtößt das herbe Urtheil aus: „Opitz ſei allzu befangen in ſteifer Nachbildung fremder Formen geweſen, und auch ausgeſuchtes Einzelne leide an mißfälligen Härten.“ Wie ungerecht! Man vergleiche zum Beiſpiel nur das

volksthümlich gebliebene „Ich empfinde faſt ein Grauen“ mit dem franzöſiſchen Originale Ronſard's, dem es allerdings nachgebildet iſt. Dieſes letztere erſcheint ſteif, kalt, ja geiſtlos im Vergleiche zu der lebensfriſchen, glühenden, blühenden deutſchen Regeneration. Wären ſolche „Nachbildungen“ etwa großen Dichtern unziemlich? — Göthe's „Erlkönig“ mag die Antwort übernehmen. —

Hat man vielfältig dargethan, Opitz habe als Gelehrter zu emſig geſtrebt und gewirkt, um ein freier, ſelbſtſtändig-ſchaffender Dichter, ein deutſcher Nationaldichter im ganzen vollſten Sinne des Wortes zu werden, ſo läßt ſich das freilich nicht wegleugnen. Aber das lag nicht an ihm, nicht am Mangel eigenen Talentes; das lag in ſeiner Zeit, in ſeinen Umgebungen. Er mußte, nachdem von ehemaliger deutſcher Volkspoeſie die letzte Spur ſeit Jahrhunderten verſunken war, an's klaſſiſche Alterthum, an diejenigen Nationen ſich halten, die ſchon eine ſchöne Literatur beſaßen, um nur erſt den Anknüpfungspunkt zu finden für erneuerte edle Beſtrebungen. Wo ſonſt hätte Er den ſuchen ſollen? Ihn dafür anzuklagen, ſtatt ihn zu preiſen, iſt ebenſo unbillig, als ihm in die Schuhe zu ſchieben, daß ſeine Schüler, Nachahmer, Nachtreter nicht lauter Paul Flemminge geweſen; daß die Söhne des hohen Vaters deutſcher Dichtkunſt, daß die Enkel in Verfall geriethen. Leider ja, was Er geſchaffen, mußte durch unwürdiges Affenthum franzöſirender Reimſchmiede entdeutſcht, befleckt, in Erbärmlichkeit ausarten, bis ein neuer Tag neue Männer brachte, — oder die Männer den Tag; die Männer, welche ſich

Deutſchem wieder zuwandten. Hand auf's Herz, ihr geſtrengen Gegner Meiſter Martin's, war eine ſo glorreiche Epoche überhaupt möglich ohne ihn? Verſucht's doch, wenn ihr könnt: nehmt ihn heraus, löſcht hinweg was er gethan ... und iſt eure Phantaſie im Stande, ſich dieſe Lücke zu denken, dann ſeht zu, wie ihr ſie ausfüllen mögt; ſucht einen Erſatz in ganz Deutſchland für unſern Opitz! Für unſern, hab' ich geſagt. Der Schleſier ſpricht aus mir. Schon der ewige Leſſing ruft's gerade heraus in der Vorrede zum Logau, die ſchleſiſche Mundart ſei darum vorzüglicher Beachtung würdig, weil wir aus Schleſien die erſten guten Dichter empfingen. Wir dürfen eine ſelbſtſtändige Entwickelung ſchleſiſcher Poeſie, der Mutter aller übrigen Schulen, anerkennen; und deshalb ſtimmen wir aus voller Seele dem würdigen Caspar Friedrich Manſo bei, der „lediglich in Opitzens Kraft und Würde" die Urſache davon ſieht. Weshalb dürfte des Schleſiers Bruſt ſich nicht höher heben, läßt ſie dieſen Namen ertönen? Klar und wahr drückt ſich unſer Landsmann Auguſt Kahlert aus: Wenn Opitz einer nachtheilig gewordenen Ausländerei Thür und Thor geöffnet, ſo iſt der Ehrenmann nicht dafür verantwortlich, der ſelbſt am 28. Dezember 1628 ſchrieb: „Die deutſche Poeterei, ungeachtet der nunmehr langwierigen Kriege, wiettert und reget ſich alſo, daß es ſcheint, wir werden auch diesfalls mit der Zeit fremden Völkern das Urtheil ablaufen." Er hat ein deutſches Herz gehabt, Er iſt ein deutſcher Dichter!

Mehrfach iſt angedeutet worden, — und je weiter man ſich in ſein Leben und Wirken vertieft, deſto mehr tritt es hervor, daß eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Göthe waltet. Erſtreckt ſie ſich doch bis auf die Anklagen, die man gegen Beide richtet. Hat man doch, wie Opitzens, auch Göthe's deutſche Geſinnung, hat man doch auch ſeinen Einfluß als nationalen Dichter, hat man doch auch ſein deutſches Herz bezweifeln wollen. Es wäre eines literar-hiſtoriſchen, kritiſch-politiſirenden Plutarchs würdig, zwiſchen ihnen, nachdem er ihr Daſein geſchildert, eine lehrreiche Parallele zu ziehen. Dazu gehört ein anderer Mann als ich.

Am 23. Dezember 1597 wurde, hierorts wie bekannt, Martin Opitz geboren. Der Vater, Sebaſtian Opitz, war in der Stadt geachtet und einer ihrer Rathsherrn. Die Mutter, Martha, geborene Rothmannin, auch eines Rathsherrn Tochter, iſt geſtorben, da er noch ein Säugling geweſen. Der Sohn ſoll ihr an „Leibesgeſtalt und Gemüthsgaben" geglichen haben; eine Erſcheinung, die häufig beobachtet wurde bei hervorragenden großen Geiſtern; die unſer Opitz ebenfalls mit Göthe theilt. Er zeigte ſehr frühzeitig Begabung und Luſt zum Lernen, und da ſein eigener Oheim, Chriſtian Opitz, damals der Bunzlauer Schule vorſtand, ſo machte ſich Alles wie von ſelbſt. Nach des Oheims frühzeitigem Tode trat Valentin Sanftleben, der oft genannte, vielgeprieſene Schulmann ein. Wenn es Sokrates, ſagt ein ſpäterer Zeitgenoſſe, für eine große Ehre hielt, daß Plato ſein Schüler geweſen, ſo durfte Sanftleben den Ruhm mit ſich in die

Grube nehmen, Opitzen zuerſt auf die Bahn der Wiſſenſchaften geleitet zu haben. Sie nannten ſich Sohn und Vater. Auf Sanftleben's Tod dichtete Opitz eine Trauerklage, worin die rührenden Zeilen vorkommen:

Daß ich etwas Gutes ſchreibe, liebſter Vater, das machſt Du;
Denn Du führteſt mich den Muſen ſchon als einen Knaben zu.
Und daß mich der Ruf bis itzt einen ächten Dichter heiße,
Stammt von meinem nicht ſowohl, als vielmehr von Deinem Fleiße.

Während der Jahre 1614 bis 16 ſtudirte er in Breslau weiter, wo er das Gymnaſium zu Maria Magdalena beſuchte, deſſen Rektor Joh. Höckelshofen des Jünglings ſeltene Vorzüge ſogleich erkannte und ihn den bedeutendſten Perſönlichkeiten der Stadt vorſtellte. Caspar Cunrad, ausgezeichneter Arzt, ſelbſt als Dichter geſchätzt, erwählte Opitzen zum Lehrer ſeiner Söhne. Noch günſtiger geſtaltete ſich des lehrenden Schülers Lage, als er nach Beuthen a./O. (1617) auf das „Schönaichium“ gelangte. Dort hatte der hochherzige, fromme, reichbegüterte Georg von Schönaich (des tapferen und biederen Kriegshelden Fabian von Schönaich dankbarer Pflegeſohn und Erbe) ein akademiſches Gymnaſium gegründet. Rühmlich bekannte Docenten hatten die Lehrſtühle bereits eingenommen; Schüler aus ganz Deutſchland und dem benachbarten Auslande zogen herbei. Unter ihnen der „Urheber der hochdeutſchen Dichterei.“ Dort fand

der junge Dichter liebevolle Gönner. So eingeweiht und vorbereitet begab er sich 1618 an die hohe Schule zu Frankfurt a./O., wo er ein Jahr verweilte, um sie dann mit Heidelberg zu vertauschen. Dahin zog ihn hauptsächlich die unschätzbare Bibliothek, „die Feinheit und Zierde des Hofes," das besondere Ansehn hochgeachteter Staatsmänner. Hier fing er an, wie Caspar Lindner in der Uebersetzung der Lobrede des Colerus sich ausdrückt, die Güte seines Witzes, den Reichthum seines Wissens, die Vollkommenheit, so zu sagen: schon die Herbstreife (und er zählte einundzwanzig Jahre!) seines Verstandes und Urtheils auszubreiten.

Er unternahm verschiedene Reisen: nach Straßburg, Tübingen, gegen Ende des Jahres 1620 nach den Niederlanden, im Jahre 21 nach Holstein und noch vor Ablauf desselben in die schlesische Heimath zurück, wo er in Liegnitz verweilte. Ueberall wurde er von den vornehmsten Geistern, den berühmtesten und gelehrtesten Männern begünstiget, wie ein ihnen Ebenbürtiger, und legte durch persönliche Bekanntschaften den Grund zu unzähligen wissenschaftlichen Verbindungen, die er dann auch schriftlich bis an sein Ende nach allen Seiten hin unterhielt. Der arme Bürgersohn, der reisende Student war schon ein Weltmann, galt schon für eine europäische Celebrität. Als solche berief ihn Fürst Gabriel Bethlem nach Siebenbürgen zum Professor an der hohen Schule in Weißenburg. Da erklärte er seinen Schülern den Seneca und Horaz; da belebte er durch anmuthige Gespräche des Regenten Tafelrunde; da widmete er sich

vielſeitigen antiquariſchen Forſchungen; da ſehnte er ſich aber auch mit ächt ſchleſiſchem Heimweh nach ſeinem Quickborn und der Boberau; da entſtanden, aus dieſer poetiſchen Sehnſucht zum Theil, jene lieblichen Dichtungen „Von der Ruhe des Gemüthes," als z. B.

O ſolte doch auch ich nach ſolcher weiten Reiſe
Und ſo viel Ungemach, bei euch ſeyn gleicherweiſe,
Ihr Thäler, ihr Gebirg', ihr Brunnen, und du Strand
Des Bobers, da man mich zum erſten auf der Hand
Herumb getragen hat; da die begraben lieget,
So mich zur Welt gebracht! —

Im Frühjahr 1623 legte er die Profeſſur nieder und begab ſich abermals nach Liegnitz zu ſeinem theuern Herrn und Fürſten Georg Rudolph, unter deſſen Schirm und Schutz er ſo recht den Muſen lebte und im Jahre 1624 fürſtlicher Rath wurde. Aber häufig verließ er ſein behagliches Neſt, um Ausflüge in Nähe und Ferne zu unternehmen. Er kehrte bei Gönnern und Freunden auf ihren Landgütern ein; er ging nach ſeinem lieben alten Bunzlau; er ſtreifte in's Sächſiſche hinüber, wo er ſich bei der „Elb-Nachtigall," dem damals bewunderten Dichter Buchner aufhielt. Er wurde dem Kurfürſtl. Hofe zu Dresden vorgeſtellt; er wurde zum durchlauchtigen Mäcen aller Künſte und Wiſſenſchaften, zum Herzog Ludwig von Anhalt berufen; zu einem Fürſten von wahrhaft hohem Sinne.

Im Herbſt 1625 wurde er ſodann einer Geſandtſchaft beigeſellt, die der Herzog von Liegnitz an den kaiſer-

lichen Hof nach Wien schickte, und wurde daselbst mit allen Auszeichnungen empfangen. Ein Nostiz war es, der als kaiserl. Geheimerath viel dazu beitrug, ihn den Erzherzögen, später dem Kaiser selbst aufzuführen. Er durfte sein schönes Gedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl von Oesterreich kaiserlicher Majestät selbst überreichen und wurde dafür zum gekrönten Poeten ernannt. Kaiser Ferdinand der Zweite hat mit eigener Hand dem Sohne des kleinen Bunzlauer Rathmannes den Lorbeer auf's Haupt gelegt. Mit unverwelklichem Kranze geschmückt kehrte er nach Schlesien zurück, weilte zwischen Liegnitz und Brieg abwechselnd, bald unter vornehmen, bald unter gelehrten, bald unter ländlichen Freunden, in Schlössern, Bibliotheken, Schulhäusern, so daß er mit Recht von sich sagen konnte: „Ich reise zu Hause in der Fremde herum."

Im August 1626 ward Opitz Sekretair des Burggrafen von Dohna, eines mächtig-einflußreichen Herrn, der ihn, wie geschrieben steht: „bald als einen Mann kennen lernte, welcher seines aufgeweckten Geistes, seiner Gelehrsamkeit, seiner Verschwiegenheit wegen zu wichtigen Sachen geboren sei, und der nach den Umständen der Zeit wohl zu leben wisse." Daher schickte er ihn öfters an die Höfe der Fürsten und anderer Großen des Landes, damit er „mit seiner angenehmen und nachdrücklichen Beredsamkeit" die Gemüther der Widriggesinnten für seinen Vortheil gewinne. Insonderheit ließ er ihn (den Protestanten!) alle wichtigen Briefe an

den Papſt, an den Kaiſer, an Könige und Fürſten ausfertigen; welcher Aufträge ſich Opitz mit ſolcher Geſchicklichkeit unterzog, daß der Burggraf und er gleiche Ehre davon trugen.

Karl Hannibal von Dohna, Freiherr auf Wartenberg, Landvogt in Oberlauſitz und kaiſerlicher Kammerpräſident, war ein eben ſo milder Gönner des gelehrten Dichters, als tapferer Feldherr. Bei ihm wohnte Opitz auch immer, wenn er nicht auf Reiſen, ſondern in Breslau lebte. Der Dichter dürfte wohl ſchwerlich ſolch' diplomatiſch-bedenklicher Stellung gewachſen geweſen ſein, hätte ſich nicht der Staatsmann aus ihm entwickelt. Und deshalb wird ihm nachgerühmt: „Behaupten und nachgeben wußte Opitz überaus wohl zu vereinen. Er war kein knechtiſcher Ja-Herr; doch wenn er widerſprach, that er es mit eben ſo viel Klugheit als Gelaſſenheit. Er hielt mit ſeiner Anſicht durchaus nicht verzagt zurück; er ſprach frei heraus, wußte Scherz mit Ernſt zu vermiſchen, redete aber ſtets in kurzen, ſcharfſinnigen Sätzen, wobei er lächelnd die ſtrenge Wahrheit zu ſagen verſtand." — Welch' ein Bild des ganzen Mannes. Iſt's nicht wirklich, als hätte Goethe geſchildert werden ſollen?

Im Jahre 1628 ward unſer einunddreißigjähriger Poet zu Praz von Kaiſer Ferdinand II. in den Adelſtand erhoben als Martin Opitz von Boberfeld. Das hatte ſein Burggraf dem treuen Geheimſchreiber, dem unentbehrlichen Geſellſchafter glücklich errungen.

Dieſer Burggraf Hannibal muß ein tüchtiger Menſch geweſen ſein. Opitz ſingt ihn an:

˘ — ˘ — ˘ — Du haſt der Muſen Künſte
Aus ihrem Grund erlernt, ſo gar genau und wohl,
Als Einer, der den Bauch damit ernähren ſol,
Und ſeine Lebenszeit ſonſt nichts als dieſe treiben.
Wer iſt wie Du beredt? wer kann ſo zierlich ſchreiben?
Dein Römiſch kommt der Zeit des großen Cäſar zu;
Der mind'ſte Theil von uns verſteht es ſo wie Du.

Nun, ich ſetze keinen Zweifel in des Herrn Kammerpräſidenten Geiſt und Wiſſen; glaube auch gern, daß er ſeinen Opitz recht lieb gehabt und ihm herzlich wohl gewollt; — aber auf ſeinen Nachruhm war er dabei auch ein Bischen bedacht, will mir ſcheinen. Er hatte Recht, der Herr. War es ihm darum zu thun, daß mit ſeinem Namen auch ſeine perſönlichen Verdienſte und Eigenſchaften auf die Nachwelt gelangen möchten, an wen in ganz Deutſchland konnt' er ſich beſſer wenden, als an jenen Mann, der naiv-treuherzig von ſich ſelber ſagen darf, Er habe der deutſchen Sprache die erſte Bahn zur Poeſie gezeigt? Dohna hatte für Opitz geſorgt, und Opitz ſorgte für Dohna. Ohne Opitzens Verſe hätten wir ſchwerlich heute und hier vom guten Burggrafen geredet. Die großen Herren ſollten und könnten ſich mitunter ein Beiſpiel daran nehmen und bedenken, daß der Kiel eines berufenen Dichters längeres Leben verleiht, als die Schärfe manches Schwertes.

Weil wir eben vom Schwerte reden, an Krieg und

Schlacht denken .... so schwer es mir fällt, ich muß Etwas eingestehen, darf's nicht unterschlagen. Herr Martin Opitz von Boberfeld, nachdem er seinem Herrn unterschiedliche gute Rathschläge in Betreff taktischer Unternehmungen ertheilt, wurde aufgefordert, unter einem Kriegsobersten „Pechmann" mit in's Feld ziehen. Sei es nun, daß der Name Pechmann für ihn ominös gewesen; sei es, daß er dem großen Dichter Horatius nachahmen wollte; genug, er zeigte nicht den Mann; er riß aus — was man in Berlin „Pech geben" nennt.

Der Bericht lautet kürzlich: „Als diese Pechmannischen Völker einen Ausfall thaten und vom Feinde stark zurück getrieben wurden, so war unser Opitz der Allerletzte beim Kämpfen, der Erste und Fürnehmste aber in der Flucht." Er gesteht es ehrlich ein:

Daß aber etwan ich den sichern Weg genommen,
Und aus dem letzten Mars der erste worden bin,
Mein Roß dazu gezählt — so wisse, daß mein Sinn
Gar nie gewesen sei dem Feinde Stand zu halten.
Wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten
Und stirbt zu Tode hin. Es ward mir auch gesagt:
Der Fürwitz sei ein Ding, das Einem, der sich wagt,
Nicht allzuwohl bekömmt und wird ihm gar zu theuer.
Poetenvolk ist heiß, ist leichte wie ein Feuer ꝛc.

So legte er denn das Kriegsschwert hin und stritt desto tapferer mit der Feder. Sobald der Burggraf zu Felde zog, wendete sich der Secretair den älteren Freunden, den Büchern, voll erneuerten Eifers zu. Seine Correspondenz mit allen Notabilitäten der Wissenschaft

in vielen Ländern und Sprachen war unübersehbar. Derlei briefliche Anregungen mögen es gewesen sein, die ihn abermals zu größeren Reisen treiben. Sein Burggraf füllte ihm die Börse, und er ging (1630) über Dresden, Leipzig, Gotha, Hanau, Frankfurt, Straßburg nach Paris. Dort lernte er den weltberühmten Hugo Grotius, mit dem er längst in Briefwechsel gestanden, von Angesicht zu Angesicht kennen und brachte außerdem die gewaltigsten Eindrücke nach Breslau heim, wo man ihn wie einen zweiten Ulysses anstaunte. — Die Eisenbahnen waren eben noch nicht im Gange.

1633 ging Dohna zum letzten Male in den Krieg. Er verschied zu Prag an einem hitzigen Fieber. Da kehrte Opitz gern nach seinem lieben Liegnitz zurück und wurde mit offenen Armen empfangen.

Eine Abhandlung über verschiedene Punkte des polnischen Staatsrechtes, die er einst im Namen des Verstorbenen abgefaßt, ward Veranlassung, daß er bei Gelegenheit einer Vergnügungsreise nach Danzig, durch Vermittelung des Grafen Dönhof, zum königlich polnischen Historiographen und Secretarius ernannt wurde, wozu sein Herzog ihm die Beistimmung ertheilte. Betrachten wir seine früheren Anstellungen in Liegnitz, Weissenburg, Breslau und endlich diese letztere in Danzig, welche ihm die für jene Zeit bedeutende Summe von 1000 Thalern als Jahrgehalt eintrug, so finden wir uns berechtiget, die hier und da ausgesprochenen Stoßseufzer: „daß ein solcher Mann dürftig gelebt und Mangel erlitten habe!“ als unbegründet oder doch höchstens auf seine

Universitätsjahre anwendbar abzuweisen. Der treue Diener der Herzöge von Liegnitz und Brieg, des Burggrafen Dohna, ihr Freund Martin Opitz von Boberfeld brauchte nicht Hunger zu leiden. Er klagt allerdings hin und wieder über sein widriges Geschick und dergleichen! Wann hätten Dichter in momentanen Verstimmungen dies nicht gethan? Thun es nicht andere Leute gleichfalls oft ohne Noth? Nur mit dem Unterschiede, daß Jene niederschrieben, was Diese blos mündlich klagten, daß es dann gedruckt und von Vielen gelesen wird . . . das heißt: wofern die Dichter gelesen werden. Denn bekanntlich giebt es auch Dichter, die Niemand liest, und das sind vielleicht nicht immer die schlechtesten. Uebrig wird aber Opitz, gerade weil er ein Dichter war, Nichts gehabt haben, trotz seiner Einnahmen, und obgleich ihm auch unverhoffte, reiche Geschenke zuflossen. Wie er denn z. B. für das wunderbar herrliche Lied: „Auf auf mein Herz, und du mein ganzer Sinn" von „Einem Schlesischen von Adel" hundert Goldgulden empfing. Nein, übrig wird er Nichts gehabt haben! Dafür sorgten seine vielen Reisen, seine Bücherliebhaberei, seine Freigebigkeit und auch gewiß die kriegerischen Zeitläufte. Sein hoher Sinn erstrebte keinen Reichthum, vielmehr schreibt er: „Ich halte Nichts auf Geld, auf Ehre, die vergeht, auf Gaukelei der Welt." (Das Gold nennt er „den schönen Koth.") Und an einer anderen Stelle:

Ein Andrer habe Gold, ich habe freien Sinn,
Der Keinem dienen kan, der Keinem nach kan laufen,

Und wüßt' ich für ein Wort die ganze Welt zu kaufen.
Das Geld und Gut so ich für mich begehr' iſt klein,
Und habe mehr als die ſo arm bei Gütern ſeyn.

In einem lateiniſchen Briefe ſagt er: „Ueber die Zukunft habe ich mich niemals bekümmert; es werden ſich immer welche finden, die mich ernähren!"

Rührendes Zeugniß für jene jetzt ſo verſchrieene Epoche! Welcher in unſerer Zeit des Fortſchritts lebende Dichter dürfte ſo Etwas mit ähnlicher Zuverſicht ausſprechen? — Er ſtarb unvermählt. Vielleicht auch eine Folge des unſtäten Lebens? Der Kriegsläufte? Etwas Poſitives wüßt' ich von ſeinen erotiſchen Empfindungen nicht zu berichten, außer worauf manche lyriſche Gedichte hindeuten. Daß dieſe nicht immer mit günſtigen Augen angeſehen wurden, auch von Verehrern und Freunden nicht — (von Gegnern und Neidern zu ſchweigen; denn wen verſuchten Dummheit, Bosheit und Verleumdung nicht mit Schmutz zu bewerfen?) — das beſtätiget eine Stelle in der Lobrede des Colerus: „Jedoch gleichwie große Geiſter ebenfalls auch fehltreten, und wie ſelten Jemand auf den Helikon ſteigt, ohne daß er ſich verirre und ausſchweife; alſo hat auch unſer Opitz hierbei Fehltritte gethan, maßen er ſich manchmal das ſchöne Geſchlecht zu ſehr einnehmen laſſen, und von den lieblichen Geſängen der Sirenen verführen. Es iſt dieſes zwar ein Uebel, welches viele andere große Männer, und beſonders die Dichter betroffen hat, die gemeinlich rechte Meiſter in der Liebe ſind. Allein deswegen verlange ich nicht, es unſtrafbar zu nennen."

An Gegnern verſchiedenſter Gattung hat es ihm nicht gefehlt, und auch bei Lebzeiten ſchon hat er ſeine Wolfgang Menzel's und ſeine Puſtkuchen's gehabt. Auch dabei benahm er ſich wie Göthe. Dieſer äußerte ad vocem der in Quedlinburg erſchienenen „falſchen Wanderjahre“:

„Was will aus Quedlinburg heraus
Ein falſcher Wand'rer traben? —
Hat doch der Walfiſch ſeine Laus,
Muß ich auch meine haben.“

Und Opitz ſchreibt an Johann Riſt: Uebrigens hab' ich gelernt, dergleichen Inſulten mit hohem Geiſte gering zu ſchätzen. Und mein ſchönſter Troſt dafür iſt, daß ich mich von den Guten geliebt weiß.

Mit dieſem Troſte und im Rückblick auf Alles, was er geleiſtet, durfte er ſterben. Sein Tod war die Folge der Wohlthätigkeit. Am 17. Auguſt wurd' er auf der Straße von einem peſtkranken, mit Beulen bedeckten Bettler angeſprochen; er reichte eine Gabe hin, erkrankte ſchon über Nacht und wollte, wie ein Biograph ſich ausdrückt: „den göttlichen Willen durch Hoffen und Stillesein abwarten.“ Als jedoch am 19. das Gerücht von ſeiner Niederlage durch die Stadt ging, ſtellte ſich ein Geiſtlicher bei ihm ein, den er mit Faſſung empfing. Am 23. verſtummten die beredten Lippen für dieſe Erde. In der Marienkirche liegt er begraben.

Die Nachricht ſeines frühen Todes ging durch alle Lande und regte viele berufene und unberufene Sänger auf, gereimt wie ungereimt um ihn zu klagen. Auch aus

Asiens Steppen hallte das Trauer-Echo wieder, wo der unsterbliche Paul Flemming auf seiner Fahrt gen Persien dem betrübten Herzen Luft machte und dem Gedächtniß des angebeteten Meisters vier Sonette widmete, die mit der erhabenen Zeile schließen:
Dich recht besingen kann sonst Niemand als nur Du!

Man reiset nach Weimar, um die Häuser zu besuchen, in denen Wieland, Herder, Goethe, Schiller gewohnt. Man sucht deren Geburtsstätten in Frankfurt, Marbach und andern Orten auf. Man durchwandelt in feierlicher Stimmung die Plätze, auf denen sie einst wandelten, sannen, schufen und sangen. Ich kann beschwören, daß ich mit eben so aufrichtiger, vielleicht noch tieferer Andacht die Schwelle des Hauses betreten habe, wo der Genius Mensch ward, ohne dessen schöpferische Kraft, ohne dessen geistige Macht und Ausdauer unsere heilige Muttersprache in nüchternen Verseleien zu entarten drohte. Deshalb begrüßte ihn der lebensfrische Poet Simon Dach, da er am 20. Juli 1638 zu Königsberg in Preußen ansprach mit dem Festliede, worin es unter Anderem heißt:

Ist es unsrer Saiten Werk
Je einmal so wohl gelungen,
Daß wir Dir, o Königsberg,
Etwas Gutes vorgesungen,
So vernimm auch dies dabei,
Wer desselben Stifter sei.

Dieſer Mann, durch welchen Dir
Jetzt die Ehre widerfähret,
Daß der Deutſchen Preis und Zier
Sämmtlich bei Dir eingekehret;
Opitz, den die ganze Welt
Für der Deutſchen Wunder hält.

Ja, Herr Opitz, eurer Kunſt
Mag es Deutſchland einzig danken,
Daß der fremden Sprachen Gunſt
Merklich ſchon beginnt zu wanken,
Und man nunmehr insgemein
Lieber Deutſch begehrt zu ſein!

Wir ſind Deutſche! Sollen wir uns für einen Mann nicht begeiſtern, dem ein Sänger von Simon Dach's Bedeutung ſolch' begeiſtertes Zeugniß ausſtellt?

Wir ſind Schleſier! Sollen wir nicht mit Selbſtgefühl unſer Anrecht auf dieſen Landsmann geltend machen dürfen, von dem heute noch gilt, was vor drittehalbhundert Jahren galt? — Das ſind die Empfindungen, mit denen ich in dieſe Stadt kam. Halten Sie es nicht für Ziererei oder Uebertreibung, wenn ich bekenne: ich war nicht mehr bewegt, da ich zum erſten Male vor Goethe ſtand; ich war nicht mehr ergriffen, da ich beim Schillerjubelfeſte, zum Redner berufen, vor vielen Tauſenden in die Novembernacht hinein den Verklärten pries; — nicht mehr als dieſer Tage, da ich, dem Laufe des Bobers folgend, mir bei Tritt und Schritt ſagte:

Hier wandelte der Knabe, der Jüngling. Auf diesem Ufer lauschte er dem Rauschen der Woge, dem Flüstern der Quellen; auf diesem grünen Raine bot auch ihm der März die ersten Veilchen dar; vom Namen dieses Gewässers ward ihm der Ehrenname „Boberschwan." Hier prüfte er zuerst die reinen, weißen Schwingen, die ihn emportrugen in die Höhen unvergänglichen Nachruhms; hier prägte er sich den Grundsatz seines Daseins in die Brust: „haud viverem, nisi in litteris viverem."

Und wie ich dann ermüdet heim kam, nächtliche Ruhe suchend, labte ich mich an dem Gedanken: nur eine Mauer trennt dich von den Räumen, in welchen der Vater deutscher Poesie ein Kind war. Da führte mir mein williges Gedächtniß liebliche und kräftige Stellen aus seinen schönsten Dichtungen zu, und der „Mittler aller Sachen" (wie unser Dichter so tief und wahr den Schlummer benennt) ließ mich noch im Traume mit Simon Dach wiederholen:

Unser Name, Lust und Ruh
Stehet euch, Herr Opitz, zu. —

Vor vielen Jahren hab' ich einmal in Bunzlau auf eiligster Durchreise übernachtet. Als ich bei der Morgendämmerung nach dem Wetter ausschaute, erblickte ich ein hohes Denkmal. Ha, rief ich aus, eine Stadt, die ihren größten Sohn ehrt, ehret sich selbst! Wessen Monument könnte diesen Platz besser zieren, als das seinige? Wessen Name könnte würdiger in Erz oder Marmor prangen, und hier auf dieser Stelle, als der Name Martin Opitz von Boberfeld? Ich lief hin und las... den

Namen eines ruſſiſchen Generals. Eines Mannes allerdings, der geholfen hat Deutſchland vom franzöſiſchen Joche zu befreien; den ſein Czar alſo ehrte! Gut und ſchön; ich gönn' ihm ſein Denkmal. Aber wie lange wollen Bunzlau, Schleſien, Deutſchland noch zögern, ihre Verpflichtung zu löſen gegen einen andern Helden, der uns auch von einem fremden Joche befreien half? Deſſen Kunſt die Zeitgenoſſen es einzig dankten,

Daß man nunmehr insgemein
Lieber deutſch begehrt zu ſein?

Wollen dieſer Stadt Bürger nicht dereinſt ihre Enkel vor Opitzens Statue führen und ihnen mit Stolze zurufen: Seht, meine Kinder, das war auch ein Bunzlauer Bürgerſohn?

Georg Neumark.

Es blieb nicht erſt unſerer Zeit vorbehalten, daß ein kleines Luſtſpiel, eine kurze Erzählung, ein dünnes Bändchen, ja wohl nur gar ein Lied, Namen und Ruf ihres Autors verbreiten, von deſſen Leben, Streben, Wirken ſonſt Niemand wußte; um deſſen übrige Werke ſich Niemand bekümmerte. Wir hatten erſt kürzlich ein ſchlagendes Beiſpiel von dem, was ich meine: Das Rheinlied von Nicolaus Becker! Wer kennt es nicht? Der Dichter ſoll außerdem viele andere Poeſieen geliefert haben. Wer kennt ſie? Wer kannte ihn? Nicolaus Becker und: „Sie ſollen ihn nicht haben!“ Weiter wiſſen

wir Nichts. Und neidiſche Literaten (um nicht Poeten zu ſagen; denn neidiſche Poeten kann's ja wohl nicht geben? Wie?) wiſſen außerdem noch, daß ihm für dieſes eine Lied eine königliche Penſion ausgeworfen wurde. Das nennt man einen „glücklichen Wurf," den er mit ſeinem Rheingeſange gethan, weil er ihn zur paſſenden Stunde anſtimmte.

Ich behaupte, es giebt Lieder, Gedichte, die während gewiſſen politiſchen Zuſtänden, Aufregungen, vorherrſchenden Weltſtimmungen ſchon fertig in der Luft herum ſchwimmen. Es kommt lediglich darauf an, daß Einer mit ſicherer Hand hinaufgreift und ſie herunterholt. Das giebt dann ein Gelegenheitsgedicht nach großem Maßſtabe . . . und zuletzt iſt ja jedes lebenathmende Gedicht ein Gelegenheitsgedicht; muß es ſein; ſonſt wär' es . . . doch, das führt zu weit. Becker's Rheinlied war lebendig, war gut, hübſch, und verdient ein dauerndes Gedächtniß. So lange dauern wird's aber keines Falles, wie jenes Lied, an welches ich dachte, da ich anhub: „Es blieb nicht erſt unſerer Zeit vorbehalten ꝛc." jenes Lied, an deſſen Sänger ich erinnern will, und welches ihm ſeit mehr denn zweihundert Jahren einen Ehrenplatz, nicht allein in den Literaturgeſchichten, ſondern, was viel mehr bedeutet: im Munde und Herzen der Hunderttauſende bewahrt, die ihn von früheſter Kindheit an bis in's Greiſenalter ſangen und ſingen. „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und Georg Neumark haben ſich im ganzen evangeliſchen Deutſchland ſo innig mit einander verſchmolzen, weil in jedem pro-

testantischen „Gesangbuche," deren es ja unzählbare und nach unzählbaren Variationen zusammengesetzte giebt, dieses Lied und darunter dieser Name steht.

Georg Neumark wurde zu Mühlhausen in Thüringen am 16. März 1621 geboren, empfing seine Schulbildung in Schleusingen, sah sich aber dann genöthiget, vor den Kriegsgefahren, unter denen Mitteldeutschland am schwersten litt, nach Königsberg in Preußen zu flüchten, wo er Jurisprudenz studiren wollte, daneben jedoch, wahrscheinlich mehr als dienlich, seinen Neigungen für Poesie und Musik folgend, angenehme Talente entwickelte und übte. Dort sowohl, wie nachher in Danzig und Thorn (allwo er die Jahre 1649 und 50 zubrachte), scheint er viele Freunde und Gönner sich erworben zu haben, ohne daß man eigentlich erfährt, ob er seinen Aufenthalt daselbst zu etwas Anderem angewendet, als zum Verse machen und musiciren. Aus Allem geht hervor, daß er den für so manche Existenz höchst bedenklichen und gefahrvollen Ruf eines „vortrefflichen Gesellschafters" erworben hat und sehr beliebt und gesucht gewesen ist; theils als solcher, theils als Virtuose (auf der „Kniegeige"), als Sänger, Componist, Dichter! Wohin dergleichen Gaben führen, und wozu sie verleiten können, davon giebt so manches „zu Grunde gegangene Genie" lehrreiches Zeugniß.

Was uns von seinen weltlichen Gedichten und Liedern vorliegt, ist eben nicht geeignet, uns für ihn zu begeistern. Seine Huldigungspoemata sind trocken und

matt, ſeine Liebe- und Schäfer-Geſänge ſind Nürnberger Spielwaaren-Arbeit:

„Wohl dem, der in den Wäldern lebet,
In unſrer ädlen Schäferluſt,
Derſelbe ſtets in Freuden ſchwebet,
Kein Jammer iſt ihm je bewußt.
Unſterblich iſt und bleibet frey
Die Schäfer- und Poeterey.“

Welch' leeres, nichtiges Reimgeklingel! Sollte man doch für unmöglich halten, daß Opitz und Flemming ſchon da geweſen wären. Für noch unmöglicher, daß ſolcher Dichter ſeinen Bekannten ein Dichter ſein konnte. Und dennoch war er einer. Dennoch ſchlummerte der göttliche Funke im Grunde ſeiner Seele! Aber dieſe Seele wiegte ſich noch in Luſt und Tändeleien. Die ernſte Mahnung des Lebens und der Ewigkeit hatte ſie noch nicht erfaßt, gedrückt, geläutert.

Das luſtige Treiben in Thorn ging auf die Neige, wahrſcheinlich mit dem letzten Groſchen. Neumark machte ſich auf die Heimreiſe. Hin- und herwandernd gerieth er nach Hamburg und dort in die erbärmlichſte Noth. Der Hunger zwang ihn ſogar, ſeine treue Begleiterin, tröſtende Freundin, die geliebte, tonreiche „Kniegeige“ zu verſetzen. Aus dieſer Zeit ſchreibt ſich eines der Klagelieder her, in welchem der Dichter, der wirkliche Dichter zum erſten Male die Schwingen regt. Ich hab's in keiner „Anthologie“ gefunden; hab's in einem alten, vergeſſenen Geſangbuche entdeckt, . . . denn eine

ſelbſtſtändige Ausgabe Neumark'ſcher Schriften ſtand mir leider nicht zu Gebote. Mögen einige Strophen hier folgen.

— — — —

„Möcht' es Dir mein Gott gefallen,
Wollt' ich herzlich gern in's Grab,
Da mein Leid geſchnitten ab,
Da mein ſchmerzensvolles Wallen
Dieſes Lebens bald verſchwind't
Und ſein endlich's Ende find't."

„Ich verſchmachte faſt für Sorgen;
Meine wilde Thränenfluth
Und des Kreutzes heiße Gluth
Sind mein Frühſtück alle Morgen.
Furcht, Betrübniß, Angſt und Noth
Sind mein täglich Speiſebrot."

— — — —

„Dann geh' ich in meine Kammer,
Fall' auf meine matten Knie',
Heul' und ſeufze, Gott weiß wie,
Und beweine meinen Jammer.
Meiner Thränen wilder Lauf
Steigt zu Dir die Wolken auf."

— — — —

„Setze mich doch einmal nieder,
Laß' mich kommen doch zur Ruh',
Allerliebſter Vater Du!

Tröſte mich doch einmal wieder!
Gieb mir endlich doch einmal
Herzensluſt nach dieſer Qual!“

— — — —

Da kann man wohl ſagen: die Noth lehrt nicht nur beten, ſie lehrt auch ſingen. Und der Geſang ſcheint ſie gerührt zu haben. Sie zog mildere Saiten auf. Neumark's Lieder hatten das Herz eines Helfers erreicht. Die männliche Würde, womit der Dulder jeglich Trübſal und peinigenden Mangel ertragen, hatten ihm Hochachtung und Vertrauen erworben. Der ſchwediſche Reſident riß ihn aus den Schulden und nahm ihn mit einer Beſoldung von hundert Reichsthalern (damals genügend) als Secretair in ſeinen Dienſt. Da löſete Neumark zuerſt ſein lange ſchwer entbehrtes Saiteninſtrument wieder aus. Dann ſchrieb er das heilige Danklied nieder, gab ihm die ſchöne Melodie, und nachdem er ſich in Strömen heißer Thränen die Bruſt frei gemacht, griff er nach dem Bogen und begleitete ſich ſelbſt mit frommen Klängen zu dem Lobgeſange:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf Ihn allezeit! —
Der wird ihn wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchſten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!“

Neu erhoben und ausgerüſtet wendete er ſich 1651 in die Thüringer Heimath. Sein Ruf zog ihm voran.

Wilhelm der Vierte, ein muſenfreundlicher Fürſt, machte ihn zum Kanzleidirector und Bibliothekar. 1653 ward er unter dem Namen „der Sproſſende“ in die „Fruchtbringende Geſellſchaft“ aufgenommen, deren Erzſchreinhalterſchaft er ſpäter empfing, und deren Geſchichte er auch verfaßte. Sein Fürſt beförderte ihn zum herzoglichen Archivſecretarius, — man ernannte ihn zum kaiſerlichen Pfalzgrafen — doch 1679 erſt erreichte er den längſt gehegten (uns heut zu Tage höchſt beſcheiden dünkenden) Wunſch: Mitglied des Blumenordens zu werden.

Er hat wohl auch in höherem Alter — ſein Tod erfolgte am 8. Juli 1681 — noch mancherlei zierliche Verslein gedrechſelt, die dann, eben ſo wenig als frühere, die Bedeutung ſeiner Kirchenlieder gewannen, von welch' letzteren freilich die meiſten ebenfalls längſt verſchollen ſind.

Dennoch zählen wir ihn zu den Wohlthätern der Menſchheit. Wer einen Geſang dichtete und in weihevolle Melodie brachte, der Jahrhunderte nach ſeinem Abſcheiden noch Millionen tröſtet und erquickt, der hat ein ſchöneres Monument, als die ſtolzeſten ſich in Erz und Marmor zu thürmen vermögen. Georg Neumark iſt unſterblich durch den Ausſpruch:

„Denn Welcher ſeine Zuverſicht
Auf Gott ſetzt, den verläßt Er nicht!“

Johannes Rist.

Sein Vater, dem er am 8. März 1607 zu Ottensen in der Grafschaft Pinneberg geboren wurde, hatte den Sohn, bevor noch dieser das Licht der Erde erblickt, schon für den geistlichen Stand bestimmt. Er ließ ihn die Gymnasien in Hamburg und Bremen besuchen und sendete ihn sodann nach Rinteln, wo er Theologie studirte, außerdem aber zu seiner eigenen Befriedigung, Medizin trieb. Der junge Johannes war jedenfalls ein ausgezeichneter Kopf; denn während er seine Gottesgelahrtheit später in Leyden und Utrecht weiter verfolgte, beschäftigte er sich daneben mit .... Mathematik! Unsere jungen Herren, wie sie gegenwärtig manche Universitäten zieren und sich angelegen sein lassen, kaum dasjenige zu treiben, was sie für bevorstehende Examina zur höchsten Noth brauchen; die aber jeglichem nicht obligatem Collegio mindestens so weit aus dem Wege gehen, als ihre Kneipe von den Hörsälen entfernt liegt, würden (wofern sie sich der Gefahr aussetzen wollten, von Johannes Rist Etwas zu vernehmen,) gar bedenklich die Häupter schütteln und ihn wahrscheinlich für's Irrenhaus reif halten. In dieses gelangte er jedoch nicht; sondern in das Predigeramt der Gemeinde Wedel zu Stomarn, welches er zweiunddreißig Jahre hindurch segensreich verwaltete. 1644 wurde er zum gekrönten Dichter, 1653 durch Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben. Herzog Christian von Mecklenburg er-

nannte ihn zum Kirchenrath. Es waren dies die übelberufenen „finstern Zeiten!“ Seltsam, daß diese Einen manchmal anheimeln? Es mag wohl Alterschwäche sein, die dem rapiden Fortschritt und seiner Partei nicht mehr nachzueilen vermag. Aber hat es nicht für den armen deutschen Dichter etwas Rührendes, Erhebendes, zu denken, daß Eine k. k. apostolische Majestät einen kleinen Landprediger Ausburger Konfession im fernen Mecklenburg mit dem Reichsadel bekleidet, nur um seiner Verse Willen? Solcher hat denn Rist viele und sehr verschiedentliche geliefert. Weltliche wie geistliche. Von den weltlichen hat er in späteren Jahren nicht mehr viel gehalten. Er äußert selbst einmal: „Ein rechtschaffener Poete darf sich solcher heydnischen Lumpengetichte gar nicht bedienen. Er kann alle Tage neue, und zwar nicht gemeine, sondern gute und nützliche Erfindungen haben.“ (Allen Respekt vor dem guten Herrn Kirchenrathe, aber diese Behauptung erscheint mir doch etwas zu kühn!) „Er hat dazu keines Jupiters, keines Apollo, keines Merkurius, noch auch der leichtfertigen Venus-Metzen von nöthen. Und Lieber, sagt mir doch, sollte man ohne den garstigen Kupido nicht lustig seyn können? Das müßte ja gar ein seltsamer Handel seyn. Leid ist es mir von Hertzen, daß ich eines Einzigen dieser heydnischen Götzen in meinen jugendlichen Getichten, wiewohl aus kindlichem Unverstande, jemals habe erwähnt. Ja, ich wünsche von Grund meiner Seelen, daß alle meine Verß, in welchen dieser, vornemlich der Venus, gedacht wird, unver-

züglich in das Feuer geworffen, und also der ewigen Vergeſſenheit möchten aufgeopfert ſeyn und bleiben!"

Das klingt nun allerdings verzweifelt zelotiſch-beſchränkt. Wir dürfen den Standpunkt des frommen Mannes nicht vergeſſen, der eben die Kanzel inne hat. Als einen gründlich deutſchen Ehrenmann erkennen wir ihn darum doch, wenn wir auf Stellen bei ihm ſtoßen wie folgende: „Aber was iſt es Wunder, daß man in gebundener Rede und Reimen dergeſtalt ſeinen Hochmuth (hätte ſchier Thorheit geſaget) läſſet blicken, da doch nunmehr in freier und ungebundener Rede ſo unteutſch, fremd und ſeltſam von etlichen wird geſchrieben, daß es von recht geborenen Teutſchen ſchier nicht mehr kan verſtanden werden. Es mag aber dieſe kauderwelſche Art denjenigen gefallen, welche Luſt und Liebe dazu tragen, ich halte es mit Jenem, welcher ſchreibt: Man ſollte doch das ſchöne Teutſch laſſen Teutſch bleiben und nicht eine überwendiſche, lappländiſche, oder ſchlavoniſche Sprache daraus machen, wie wir ſehen, daß es von etlichen mit der Zeit wird angefangen."

Riſt's Hauptgattung iſt, ſehr begreiflich, das Kirchenlied. Unter den Geſängen, welche in Sammlungen für lutheriſchen Gottesdienſt aufgenommen und über alle Länder und Provinzen Deutſchlands verbreitet ſind, zeichnen ſich manche durch poetiſche Kraft, alle durch gläubiges, wenn gleich einſeitiges Chriſtenthum aus.

Da gab es ein kleines Kotzebue'ſches Luſtſpiel, welches vor etwa fünfzig Jahren, gleich den meiſten Almanach-

stückchen jenes fruchtbaren, heftig geschmäheten, und dennoch nie ersetzten Bühnenpraktikers, mit wahrer Gier von sämmtlichen Theaterdirektionen ergriffen, aufgeführt, abgehetzt und todt gespielt wurde. Nur wenige dieser Sachen haben ein dauerndes Dasein auf den Brettern behalten; sie waren gewöhnlich nur für den Moment berechnet. Dasjenige, von welchem ich hier sprechen will, weil Rist's darin Erwähnung geschieht, fällt in meine Jugendzeit; in eine Epoche, wo der (nun auch zu Grabe getragene) Jubelgreis Anschütz, die Zierde des damaligen breslauer Theaters, ein stattlicher Mann, der geachtete Liebling aller gebildeter Theaterfreunde, so recht eigentlich la pluie et le beau temps machte. Ich seh' ihn noch als eleganten, die Damen entzückenden Husarenoffizier, in rother, goldbeschnürter Uniform! Die Posse hieß, dächt' ich, „der Edukationsrath" und behandelte, so viel ich mich des Inhalts entsinne, das Thema: wie ein etwas leichtsinniger Lieutenant in der Maske eines frömmelnden Erziehers sich in das Vaterhaus der Geliebten schleicht. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch jenes Kirchenlied verspottet. Die ersten Verse:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
Du Schwert, das durch die Seele bohrt,"

gaben Herrn von Kotzebue Stoff zu bittern Späßen, und Anschütz sparte das Bestreben nicht, durch salbungsvollen, karrikirenden Vortrag eine ziemlich wohlfeile Wirkung hervorzurufen. Mir, der ich in formenstrengen, religiösen Umgebungen aufgewachsen, auch, trotz meiner schon eingeschlagenen theatralischen Ab- und Irr-Wege,

in ſtetem Familienverkehr mit den erſten ſtädtiſchen Geiſtlichen geblieben war, erſchien ſolches Citat eines Kirchenliedes wie ein Sakrilegium, und ich begriff den Cenſor nicht, der dieſe Stellen hatte ſtehen laſſen. Zunächſt jedoch ſucht' ich das Lied auf, um es im Ganzen zu leſen. Damals, will ich gern geſtehen, ſchauderte ich davor zurück, es kam mir ſcheußlich vor, und ich begann allſogleich mich mit Kotzebue und Anſchütz auszuſöhnen wegen ihrer traveſtirenden Verwendung der erſten Strophe. Ich wußte Nichts von Riſt, kannte Nichts von ihm, als eben dieſe Höllen-Qualen-Schilderung. Jetzt, ein volles Menſchenalter hinter mir, da ich, ſeinen „Poetiſchen Schauplatz" durchlaufend, auch nach anderswo zerſtreuten Liedern ſuchte, welche dieſes Namens Unterſchrift tragen, fiel mir das eigenthümliche Gedicht gleich als alter Bekannter in die Augen. Ich las es nun abermals, doch dieſes Mal mit ganz andern Empfindungen. Entſetzlich erſcheint mir's zwar immer noch, poetiſch-unſchön in ſeiner grauenhaften Phantaſie, . . . dazwiſchen tauchen Zweifel in mir auf, ob es denn buchſtäblich zu nehmen, ob es nicht vielleicht ganz anders gemeint, ob nicht etwa gar nur ein Paar von Fragezeichen vergeſſen iſt, welches, wenn man es einſchiebt, den Dichter wie einen ſich trotzig krümmenden Wurm erſcheinen läßt, der ſich, ſo weit ſein eigener Köhlerglaube geſtattet, gegen unbarmherzige Grauſamkeit auflehnen möchte?

Wenn es nach umſtändlicher Auseinanderſetzung der ewig-dauernden Strafen unter Anderem heißt:

„Nun aber, wenn Du die Gefahr
Viel hundert tausend tausend Jahr
Hast kläglich ausgestanden
Und von den Teufeln solcher Frist
Ganz grausamlich gemartert bist,
Ist doch kein Schluß vorhanden:
Die Zeit, so niemand zählen kan,
Die fänget stets von Neuem an."

„Ach Gott, wie (?) bist Du so gerecht. (?)
Wie strafest Du den bösen Knecht
Im heißen Pfuhl der Schmerzen!
Auf kurze Sünden dieser Welt
Hast Du die ew'ge Pein bestellt —
Ach nimm es wohl zu Herzen ꝛc."

Ich frage, bedarf es da mehr als der beiden von mir hinzugefügten, eingeklammerten Fragezeichen, um einen ganz andern milden Sinn hineinzulegen?

Möglich, daß des Dichters unterwürfige Gemeinde, und manche andere nach ihr, in Höllenängsten dieses Lied mitgesungen. Ueber den Dichter und seinen unbedingten Glauben an ewige Martern als Strafe für irdisch-menschliche Vergehungen laß' ich solche Anklage nicht kommen. Johann Rist stand seinem Gotte näher, kannte den Menschen und die Bedeutung des Wortes „Ewigkeit" besser, um den Hohn zu verdienen, den weiland Kotzebue's Schwank auf ihn ausgoß. Rist wußte, daß der Zweck des Göttlichen nur sein kann, zu

veredeln, zu erheben, nicht in den Abgrund zu ſtoßen, zu verderben, zu quälen, durch Qual zu vernichten. Riſt wußte oder ahnete doch mit dem Inſtinkt edelgeborener Seelen, daß geiſtig eben ſo wenig Etwas im Reiche des Univerſums verloren gehn darf, als körperlich im kleinen Bereiche des Erdballs. Nein, Riſt hat nur jene zwei Fragezeichen hinzuſtellen vergeſſen! So lautet meine Conjectur. Und ſie ſcheint mir nicht minder berechtiget, als manche ungleich kühnere, die ſich berühmte Philologen und Interpretatoren erlaubt haben. In dieſem zuverſichtlichen Vertrauen auf des alten Herrn gutes Herz werden wir noch beſtärkt durch nachſtehende milde Worte, die er an ſich ſelbſt richtet:

Was hilft mir doch ein hoher Stand?
Was nützet mir ein reiches Land?
Was bringet mir das ſchnöde Geld?
Was ſchaffet alle Luſt der Welt?
Was frag' ich nach der Eitelkeit
In dieſer kurzen Jammerzeit,
Wenn Gott, die Tugend, Lehr' und Kunſt
Mich ſchließen ein in ihre Gunſt?
Iſt Gott in mir, und lern' ich nur
Ihn kennen recht, ſammt der Natur,
So weiß ich, daß ein armer Riſt
Viel reicher als der Kaiſer iſt.

Andreas Gryphius.

Groß-Glogau, am 16. September 1861.

Es kann leicht in's Lächerliche gezogen werden, wenn in einer Zeit, die so reich ist an Aufrufen zu Vereinen und zu Denkmälern, sich ein alter fahrender Sänger noch bemüht zeigt, deren Fülle zu vermehren. In Bunzlau gab ich den Anstoß zu einem Monumente für Martin Opitz von Boberfeld, und hier trete ich auf, die mehrfach gehegte Idee lebendig machen zu helfen, daß dem Glogauischen Sohne Andreas Gryphius ein bleibendes Zeichen dankbarer Anerkennung gewidmet werde. Wie gesagt, es läßt sich darüber spötteln, — und mag denn auch wohl schon gespöttelt worden sein. Theils von Solchen, die weder von Gryphius noch von seinem Walten das Geringste, — theils von Jenen, die überhaupt von Vergangenheit Nichts mehr wissen wollen, die nur der materiellen Gegenwart und ihren großen Fortschritten leben; die uns, — mich und meines Gleichen, — verächtlich laudatores temporis acti schelten. Ja, zu diesen zähle ich mich wirklich in gewissem Sinne und mache kein Geheimniß daraus. Vielmehr halte ich es für Pflicht, auch darin offen und ehrlich die Farbe zu tragen, zu welcher ich mich bekenne. Wie ich niemals verleugnete, daß ich meiner Gesinnung nach Royalist bin — (was ich um so entschiedener aussprechen darf, weil ich Nichts dafür begehrte, sondern unabhängig blieb, wie meine Gesinnung; unabhängig und arm!) — eben

ſo werde ich nicht verleugnen, daß es mir aus vollſtändiger Freiheit des Geiſtes und Herzens heraus wie eine ernſte Lebensaufgabe erſchien, Blick und Sinn mit Pietät nach den edlen Männern zu richten, denen die deutſche Poeſie ihre früheſte, gründliche Berechtigung, — denen Schleſien durch ſie den unſterblich dauernden Ruhm verdankt: „der deutſchen Nation (nach Leſſing's großem Ausſpruche) die erſten guten Dichter gegeben zu haben.“ Da ſteht Opitz obenan, trotz Herrn Gervinus und deſſen mehr politiſch-mäkelnder als kritiſch-treffender Widerrede. Und neben Opitz, welcher ewig deutſcher Dichtkunſt Vater bleibt, unſer Gryphius, den der Preis zieret, der erſte rühmenswerthe Dramatiker geweſen zu ſein.

Im Oktober 1616 (dem Todesjahre William Shakeſpeare's) ward Andreas hier geboren und verlor ſeinen Vater, einen hieſigen Prediger, als er ein fünfjähriges Kind war. Der Verſtorbene ſoll vergiftet worden ſein? — Wer mag wiſſen, welchen Einfluß die aus ſolchem Ereigniſſe hervorgegangenen häuslichen Scenen auf die Phantaſie des Knaben, und welche Nachwirkung ſie geübt haben auf den Hang zum Schauerlichen und Grauenhaften, der in ſeinen Tragödieen vorherrſcht? Auch daß die verwittwete Mutter ihm einen Stiefvater gab, der dies im üblen Sinne des Wortes für ihn wurde, konnte nicht beitragen, ihn heiterer zu ſtimmen. Er beſuchte die Schule in Frauſtadt, floh vor der Peſt nach Görlitz und lernte frühzeitig durch Verkehr mit fremden Kriegsvölkern ſein Sprachtalent üben, welches er dann fleißig ausbildete. Es ſteht zu ver-

muthen, daß er Werke von Cervantes und Calderon erhaschte und las. Schon 1634 ward eine seiner poetischen Arbeiten, in dieser Stadt hier, gedruckt. Dann wurde er in Danzig, späterhin wiederum in der schlesischen Heimath Hauslehrer. Eines Gönners Vermächtniß verschaffte ihm, dem unterdessen schon zum gekrönten Poeten Erhobenen, die Mittel, eine größere Reise anzutreten. Er ging nach Holland, promovirte in Leyden, kehrte wieder heim, reisete wieder fort, sah Frankreich, Italien und ließ in Venedig drei Bücher voll Gedichte drucken, die er der Republik widmete und in feierlicher Audienz überreichte.

Nach langer Abwesenheit, reich an poetischen Erzeugnissen, kehrt er Ende 1643 nach Schlesien zurück und bittet Gott, „der ihm gegeben habe dem Vaterlande zu leben, Er möge das Vaterland nun auch heißen, ihm zu leben!" Er blieb in Glogau, verheirathete sich 1649 mit Rosina Deutschländer, lehnte Vokationen an ausländische Universitäten ab, ward zum Syndikus von den Glogauischen Ständen erwählt, scheint durch angestrengte Arbeit, nicht vom poetischen Produciren, wohl aber von düstern, melancholischen Selbstquälereien abgekommen zu sein, glücklich gelebt zu haben, bis er am 16. Juni 1664, hundert Jahre nach Shakespeare's Geburt, plötzlich starb. Er sank auf dem hiesigen Ständehause mit dem Ausrufe: „Mein Jesus, wie wird mir?" danieder — und war todt. Er hinterließ drei Kinder, unter diesen den Sohn Christian, den Dichter.

Ich muß meinem ehemaligen Gönner, dem unver-

geßlichen Aug. Wilh. Schlegel, widerſprechen, in ſeinem abfertigenden Urtheil über die Dramen Gryphius', die er ſchon wegen ihrer häufigen Geiſtererſcheinungen und ſeltſamen Wunderbarkeiten verwirft. Dergleichen Dinge ſind wohl abſcheulich, wenn ſie mit kaltem Bewußtſein angewendet, als Popanze für die Maſſe zur Maſchinenſpielerei herabſinken. Bei Gryphius kamen ſie aus dem Innern einer, wenn auch verdüſterten, doch lebendigen Dichternatur. Er glaubte an derlei Spuk — wobei wir durchaus ſein Zeitalter mit in Anſchlag bringen müſſen. Da noch Hexenprozeſſe möglich, die Tortur im Gange geweſen, — mag immer ein beſonnener Praktiker andere Anſichten gehegt, ein zu Wundern geneigter Poet darf Wunder geſehen haben. Man höre ihn ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem ſchauerlichſten, zugleich bedeutendſten Trauerſpiele:

„Als ich von Straßburg zurück in Niederland gelanget, und zu Ambſterdam bequemer Winde nacher Deutſchland erwartet, hat eine ſehr werthe Geſellſchaft etlicher auch hohen Standes Freunde, mich zu einem Pankuett, welches ſie mir zu Ehren angeſtellt, gebeten. Als bei ſelbem man auf Erzählung verſchiedener Zufälle gerathen und damit einen ziemlichen Theil der Nacht verzehret. Wohlgedachte meine Liebeſten wolten, was ich auch bitten oder einwenden möchte, nicht unterlaſſen, mich bis an mein damahliges Wirthshaus durch die ſo weite Stadt zu begleiten und geriethen, ſobald ſie auf die Gaſſen kommen, wieder auf ihr voriges Geſchichtsgeſpräch, dabei mir auf ihr anhalten Anlaß gegeben, den Verlauf dieſer

zwei unglücklich Verliebeten zu erzählen. Die Einsamkeit der Nacht, die langen Wege, der Gang über den einen Kirchhof und andere Umbstände machten sie so begierig aufzumerken, als frembde ihnen diese des Cardenio Begebnüß, welche man mir in Italien als eine wahrhafte Geschichte mitgetheilet, vorkommen, daß sie von mir begehret, ihnen den ganzen Verlauf schriftlich zu hinterlassen. Habe statt einer begehrten Geschichtbeschreibung gegenwärtiges Trauerspiel aufgesetzet."

Nun erzählt er den Inhalt desselben, die Tendenz: „eine keusche sittsame Liebe in Olympien; eine rasende, tolle, verzweifelnde in Celinden abzubilden." Der letzteren giebt eine Zauberin den Rath, Cardenio's Gegenliebe dadurch zu erreichen, daß sie dem Leichnam eines Jünglings, der treu liebend gestorben, das Herz ausschneide, um sich dessen für Liebestränke zu bedienen. Celinde entschließt sich zur verruchten That; doch der Begrabene (der eben sie geliebt und im Zweikampfe für und um sie sein Leben verloren,) richtet sich nun im Sarge auf, redet sie an, erhebt sich aus der Gruft, folgt ihr in die Kirche, wo dann die Leiche, an einen Pfeiler gelehnt, gefunden wird. Gryphius sagt, von der dunkeln Zauberschwester „Tyche" redend: „Ihr Mittel, das sie vorschlägt, ist so abscheulich als boshaft; gleichwohl weiß ich, daß eine Person hohen Standes in Italien ein weit ärger Werk versuchet. Und welches Land ist von solchen Händeln reine? Wenn jemand die Zeit auf solche Sachen wenden, und alle Künste, verlorene Dinge zu finden, Schätze zu graben, Liebe zu stiften, Eheleute zu

verknüpfen, Todte zu beschwören, Krankheiten zu vertreiben, — auf welche Viele in Deutschland halten, — niederschreiben wollte, er würde ein ungeheures Buch zusammen bringen."

Hierauf führt er allerlei haarsträubende Citate an und schließt seinen Vorbericht mit den Worten: „Deren Meinung aber, die alle Gespenster und Erscheinungen als Tand und Mährlin oder traurige Einbildungen verlachen, sind wir in kurzem an seinem besonderen Orte vernünftig zu erwägen entschlossen, und geben ihnen indessen unsern Cardenio vor ein Trauerspiel, das ist: vor ein Getichte!"

Mich dünkt, der wackere Syndikus hatte auf seinem Standpunkte vollkommen Recht; und der große Gelehrte und Meister Schlegel hatte entschieden Unrecht, ihn einseitig zu verhöhnen. Was seine Zeit noch theilweise glaubt, woran der Dichter selbst glaubt, das darf er benützen; das ist seine Domaine. Andreas war berechtiget, dies abenteuerliche Werk zu dichten, welches mit allen Extravaganzen eine merkwürdige, gewaltige, tiefergreifende Conception bleibt; — aber unser Immermann beging einen poetischen Fehltritt, als er dasselbe Werk für die moderne Bühne zurichten wollte. Mag der Schöpfer des „Trauerspiel in Tyrol," da er den ersten Gedanken zu dieser Umarbeitung faßte, vielleicht in jener poetischen Stimmung gewesen sein, welche auch ihn einmal an Wunder glauben und ihn einen Engel von Fleisch und Blut dichten ließ, der dem Oberkommandanten Hofer dessen in die Felsspalte versenktes Racheschwert realiter

wieder heraufholt — während der Ausführung von „Cardenio und Celinde" hat solcher wunderfromme Glaube nicht Stich gehalten, und der skeptische Verfasser des „Münchhausen" ist mit des naiven Gryphius Nachlasse schlecht zu Stande gekommen. Der alte Glogauer Syndikus zeigt mehr Lebenskraft in einer Scene, als der junge Düsseldorfer Landesgerichts-Rath in fünf Akten wiederzugeben wußte. Hatte sich doch Achim von Arnim schon lange vorher dieselbe Mühe unnütz gemacht. Es bearbeitet sich nicht so leicht in andere Epochen hinein! Requiescant in pace!

Unser Gryphius, bei späteren Jahren zu heiterer Lebensanschauung gelangend, die ihn trübe Jugendeindrücke verwinden ließ, versuchte sich auch im Scherzhaften und hat köstliche Possenspiele geschrieben. An einem derselben: „Das verliebte Gespenst und die Dornrose" können sich aufmerksame Leser, auch wenn ihnen ältere Editionen unseres Dichters nicht zugänglich wären, leicht ergötzen, nachdem unser gelehrter Landsmann Hermann Palm, der in diesem Felde unermüdlich fortarbeitet und fördert, eine musterhafte Ausgabe davon (Breslau, bei Trewendt, 1855) geliefert hat, welche auch in sprachlicher Beziehung, durch sorgfältiges Auffassen des um Glogau heimischen Idioms, lehrreich ist.

„Peter Squenz" behandelt denselben Gegenstand, den Shakespeare im „Sommernachtstraum" als Intermezzo einschiebt. Die Gelehrten sind, glaub' ich, immer noch nicht einig, auf welchem Wege Daniel Schwenter, von dem Gryphius wahrscheinlich den Stoff entlehnte,

dazu gelangt sei? Ob engländische Komödianten, die dazumal in Deutschland reiseten (auch in Holland), vielleicht gar das Original aufführten, aus welchem auch Shakespeare geschöpft? Gleichviel! Mir, der ich, lange bevor man an dessen Bühnendarstellung in Deutschland dachte, den „Sommernachtstraum" häufig öffentlich vorgetragen, Berlin und Wien zufrieden gestellt, also wohl eine Meinung über diesen Schwank habe; mir ist, ich darf's nicht leugnen, die Gryphius'sche Behandlung zusagender als jene des Shakespeare; weil die Figuren bei Letzterem mir den Eindruck erregen, wie wenn sie wüßten, daß sie die Bühnenwelt parodiren sollten, wie wenn sie über der Sache stünden und sich mit uns nur einen Spaß machten. Das ist beim Gryphius ganz anders. Seine Handwerker meinen es verzweifelt ernsthaft, und schon dadurch, daß sie nicht phantastischem Gefolge fabelhafter Griechen-Herzöge, sondern ihren heimischen, eingebornen Herrschaften gegenüber stehen, gewinnen sie sammt ihren künstlerisch-possierlichen Anstrengungen festeren Boden. Für meine Seele gern möchte ich auch einige Stellen aus dem „Schimpfspiel Absurda comica" vortragen — aber ich darf ja nicht. Es wäre ja wider den Anstand! Es kommen ja Unschicklichkeiten darin vor!

Nicht als ob der edle Gryphius, da er seine „Glogauischen Lokalpossen" schrieb, vergessen hätte, wer er war, und was er galt! Gewiß nicht! Jedoch er heuchelt nicht; er nimmt kein Blatt vor den Mund; er läßt die Leute reden, wie die Schnäbel gewachsen sind. Und das darf ja jetzt nicht mehr sein! In einer Lokalposse schon

gar nicht! Da darf um Gotteswillen nicht frei, ehrlich, deutsch herausgeredet werden. Nein, da muß Alles hübsch zweideutig, schlüpfrig, gemein, nach Umständen niederträchtig sein, mit einiger mageren, abgestandenen Tugendbrühe begossen. Und wenn dann nur arme Leute, Bettler, womöglich auch Spitzbuben überschwänglich edele Personagen und alle wohlhabenden oder vornehmen Leute infame Schurken sind, und ein recht abgeschmacktes Lied mit tausend Mal abgebrauchten und eben so oft scharfgeschliffenen „Pointen" auf eine noch albernere Melodie gesungen wird, so ist eine solche Mißgeburt der Zeit, — man tauft sie bisweilen „Charakterbilder," — eben so gewiß gut aufgenommen und auch bei zarten Damen beliebt, wie mein Peter Squenz perhorrescirt werden würde.

Ich muß mich begnügen, die Denkmal-Angelegenheit durch einige andere kurze Proben gleichsam zu rechtfertigen; lebendig darzuthun, daß Glogau sich selbst ehrt, wenn es dem Meister ein Ehrenzeichen errichtet.

Dem Meister — habe ich gesagt und dadurch gewissermaßen zu der Frage berechtiget: Sind denn seine Dramen für Meisterwerke zu betrachten?

Darauf läßt sich unparteiisch nur mit Nein antworten. Woher sollten Meister- oder gar Muster-Werke für ein Theater kommen, welches noch nicht vorhanden war?

Vieles in Gryphius' Tragödieen erscheint uns, dem heutigen Begriffe nach, roh, oder schwülstig, oder breit; Manches undramatisch; das Meiste ungelenk. Wie

könnte das in solcher Zeit, zwischen solchen Umgebungen anders gewesen sein? Aber der Kern, das innere drastische Feuer, die geistige Kraft, die leidenschaftliche Gluth, die eigentliche Productionsfähigkeit treten mächtig zu Tage. Zweierlei Eigenschaften sind es, die in meinen Augen dem Dichter eine ganz eigenthümliche Bedeutung, noch neben dem Werthe seiner übrigen hohen Autorgaben verleihen. Erstens die schwungvollste Phantasie, — die sich freilich in's Gebiet düsteren Grausens und moderduftigen Entsetzens verliert, — die aber in ihrem tiefpoetischen Walten um so erstaunenswürdiger ist, weil sie einem ernsten, redlichen, pflichtgetreuen Geschäftsmann, einem seinen Akten ergebenen Syndikus entspringt, und weil sie zugleich einen so streng gläubigen, der christlichen Poesie eifrig obliegenden Dichter veranlaßt, jene an's Wildheidnische streifenden Gebiete dämonischer Mysterien zu durchirren.

Zweitens seine echt komische Begabung, womit er von frömmsten, dem Heilande gewidmeten Sonetten, von hochtragischen Dramen plötzlich zur Ausarbeitung niedrig gehaltener Possenspiele übergeht, in denen Alles, bis in's kleinste Detail, Naturwahrheit wird; in denen er vor dem gemeinsten Ausdrucke nicht zurückschreckt; worin er nur die nackte Natürlichkeit schildert; und woran Nichts vom künstlerischen Streben eines gelehrten Philologen mehr bemerkbar bleibt, außer dem tiefen Eingehen in die Sprach- und Denkweise des ungebildeten Volkes, ja des Pöbels; außer der humoristischen Gewandtheit, Sitten, Unsitten, Bräuche, Ausdrücke wirksam wiederzu-

geben, plaſtiſch darzuſtellen. Mich erfüllen jene — mitunter ſehr derben Scherze und Poſſen mit Rührung, bei dem Gedanken: wie groß doch die Macht an- und eingebornen Talentes ſein muß, wenn es einen ſolchen Mann aus ſeiner Frömmigkeit, aus ſeinem von Pedanterie nicht freien Wiſſenſchafts- und Amts-Eifer, aus ſeinem ihm ebenbürtigen Umgange gleichſam hineintreibt und ſtürzt in das friſche Leben volksthümlicher Schwänke, übermüthiger Späße, unverfänglicher Zoten, daß er ſein Staatskleid mit Manſchetten, daß er ſeine Allongen-Perrücke auf den Lehnſtuhl wirft und in Hemdsärmeln hinabläuft, Kindereien zu treiben auf grünem Graſe, hinter dornigten Hecken, wohl gar um üble Pfützen herum, völlig unbekümmert, ob die Schnallenſchuhe einige Flecke, ob die geſtickte Weſte einige Riſſe davon tragen könne? Droben im Amte fungirt er als ernſter Syndikus. Drunten geberdet er ſich wie ein vielſeitiges Dichtergenie und rufet fröhlich: Laßt mich einen Menſchen ſein zwiſchen Menſchen.

Ja, Andreas Gryphius iſt ein wahrer Dichter. Er wußte es! Bei allen Zweifeln, wie eine von ſchwerem Familienunglück, von langem Kriege, Peſt, grauenhaften Schickſalen bedrückte Bruſt ſie nur immer hegen mag, gewann doch ſtets wieder das himmelaufhebende „auch ich!" neue Gewalt in ihm. Was ihm ſeine ſo grauſam zerriſſene Gegenwart nicht gewähren konnte, vertraute er mit kindlichem Glauben der Zukunft an. Zum Schluſſe der Vorrede einer von ihm edirten Samm-

lung „Glogauiſcher Fürſtenthums-Landes-Privilegien“ ſagt er:

„Doch beruhet jedwede Sach' auf dem Außſpruch der Nachkommen und Gottes.“

Das Exemplar, welches mir zur Einſicht anvertraut worden, iſt ſein eigenes, für den Amtsgebrauch beſtimmtes geweſen. Unter dem vorgedruckten Extrakte aus dem Landes-Protokoll ſtehet ſeines Namens Unterſchrift nebſt dazu gehörigem manu propria. Die Tinte, womit er das ſchrieb, iſt vergilbt und halb verblichen, die Hand, welche die Feder führte, iſt längſt vermodert. Aber die Werke des Mannes leben noch — allerdings ein ſehr zurückgezogenes ſtilles Leben, in den Bibliotheken eingeſtäubt, in den Schränken einiger Sammler, auf den Tiſchen etlicher Gelehrten. Nichts deſto weniger leben ſie. Auch vor unſeren Augen, durch ſpätere Arbeiten, deren Verfaſſer aus jenen geſchöpft haben; in andere Kleider und Gewänder neumodiſchen Zuſchnitts gehüllt, treten uns Geſtalten entgegen, die Gryphius urſprünglich erſchuf. Wie ſo oft im Leben werden Schöpfer und Erfinder neben oberflächlichen Nachahmern vergeſſen! Möge ſich dieſe Stadt ſolcher Ungerechtigkeit gegen ihren großen Sohn nicht ſchuldig machen. Ich bin ſtolz darauf, heute — wenigſtens theilweiſe — meine Schuld für ſo viel hier erfahrene Zuvorkommenheit und Güte abtragen zu dürfen, indem ich das Meinige thue, des edlen Geiſtes Gedächtniß aufzufriſchen. „Es beruhet jedwede Sach' auf dem Außſpruch der Nachkommen“ hat er ge-

ſagt. Wir wollen ſein Vertrauen nicht zu Schanden machen. Wir wollen ſein Bildniß aufgeſtellt ſehen vor der Fronte des ſchönen Rathhauſes, auf dem Hauptplatze der Stadt, deren Zierde Andreas Gryphius vor länger als zweihundert Jahren war; deren Zierde Er bleiben wird, ſo lange es ein Schleſien, ein Deutſchland, deutſche Sprache, Wiſſenſchaft und Kunſt giebt!

Wir werden dreierlei kurze Bruchſtücke aus ſeinen umfangreichen Werken mit einander durchgehen. Eine Scene aus einer Tragödie; einige Auftritte aus einer Poſſe, wenige lyriſche Gedichte; und ihn dadurch auf ſeinen Hauptgebieten kennen lernen.

Was die Tragödie anlangt, will ich nur eine abgeriſſene Stelle aus dem erſten Akte von „Cardenio und Celinde" wählen. Sie genügt, Ihnen darzuthun, welche geiſtige Macht dieſe Einleitung belebt, wie jede Zeile von innerer dramatiſcher Handlung zeugt. Und nun die Diction ..... ich muß bekennen, höre ich jetzt im Jahre 1861 kritiſche Beurtheiler eines jüngſtentſtandenen Drama's rühmend hervorheben: „es habe eine ſchöne Sprache!" ſo packt mich Entſetzen, und ich denke: damit muß es ſehr ſchwach beſtellt ſein, weil der günſtige Referent Nichts zu loben weiß als die „Sprache" — die ſich ſchier von ſelbſt verſteht. Wer macht jetzt nicht wohlklingende Verſe? Vor länger als einem halben Jahrhundert ſchon durfte Schiller äußern: „Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache" ꝛc. — Wie viel gültiger iſt das heut zu Tage, wo die jungen Herren bereits ganze Phraſen fertig finden, die ſie nur (bewußt

oder unbewußt) einfügen dürfen? wo eigentlich Alles ſchon geſagt iſt?

Aber zu einer Zeit, wo aus dem Rohen gearbeitet werden mußte; wo ein Dichter für ſeine Gedanken und Gefühle ſich erſt den Ausdruck bildete; wo er zugleich Geſetzgeber für Nachfolger wurde, während er Schöpfer, Erfinder, Umgeſtalter, Veredler für ſich ſelbſt war! Damals ſo zu reden, ſo ſeine handelnden Perſonen reden zu laſſen .... Es iſt wohl die Frage erlaubt an jeden Kenner deutſcher Literatur: Verdient der Mann, der unſere Mutterſprache zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zu ſolcher Höhe gebracht, .. verdient er nicht, daß ſeine Vaterſtadt ihm ein Denkmal errichte? Er bittet:

„Du haſt, mein Schöpfer, mir das Vaterland
gegeben,
Zu leben; — heiß' Du mir das Vaterland auch
leben!"

Nun wohl, es hat ihm gelebt. Es hat ihn anerkannt, da er auf Erden weilte. Es weiß ihn zu würdigen Jahrhunderte nach ſeinem irdiſchen Tode. Die größten Geiſter deutſcher Nation haben ihm gehuldiget, und wo Martin Opitz, Simon Dach, Paul Flemming ehrfurchtsvoll genannt werden, da fehlt auch Glogau's Andreas Gryphius nicht.

Benjamin Schmolcke.

Mancher meiner Leſer, dem ein gewiſſer Schelmen-Roman, „Die Vagabunden“ betitelt, in die Hände gerathen iſt, dürfte ſich, das Buch durchblätternd, gewundert haben, in ſolchem Romane ein altes, überfrommes Sterbelied eingeſchaltet zu finden? Der Verfaſſer entgegnet darauf: Nur die Schönheit, die Meiſterſchaft jener Dichtung veranlaßte mich dazu; ich freute mich, gefühlvollen Kennern einen der Vergeſſenheit anheimgefallenen, glücklich entdeckten Schatz mitzutheilen!

„Und wer iſt der Meiſter, der dieſes Wunderwerk ſchuf?“ fragt ein Dritter. Ich erwiedere, faſt verlegen: Benjamin Schmolcke . . . und vernehme lautes Hohngelächter.

„Benjamin Schmolcke? heißt nicht ſo der berüchtigte Verfaſſer des albernen Gebetes, welches Schieferdecker ſprechen ſollen, wenn ſie vom Dache ſtürzen? und vieler anderer, ähnlicher abgeſchmackter Frömmeleien?“ —

Sie wiſſen weiter Nichts von ihm, mein Herr? Haben weiter Nichts über ihn gehört? Nun, ſei's drum. Ich nehme mein Urtheil nicht zurück. Ich halte den Mann für einen großen Dichter. Wenn's Ihnen recht iſt, plaudern wir ein Bischen von ihm. Vielleicht ändern Sie Ihre auf leeres, nachplapperndes Geſchwätz begründete Meinung.

Der alte, ehrliche Benjamin bietet keinen von Wechſelfällen oder intereſſanten Begebenheiten durchkreuzten

Lebenslauf zu ſchildern dar. Er ward am 21. December 1672 in Brauchitſchdorf bei Liegnitz geboren, ſtudirte in Leipzig, wurde ſeinem Vater im Amte adjungirt, kam 1702 als Diakonus nach Schweidnitz und ſtieg dort nach und nach bis zum Oberprediger und Inſpector der Schulen und Kirchen, als welcher er 1737 ſtarb. Weiter hätte ich von ſeinem Erdentreiben Nichts zu berichten, außer daß er den Ruf eines frommen, gläubigen Gottesmannes mit in's Grab genommen. Er iſt vergeſſen. Die Literarhiſtoriker führen ihn mit einigen abfertigend-anerkennenden Floskeln auf, loben ihn vielleicht beſpöttelnd, reihen ihn den ſchwülſtigen Pietiſten an, geben ein paar obenhin herausgegriffene Pröbchen und . . . ſind mit ihm fertig. Geleſen, ordentlich durchgeleſen hat ihn Keiner; das möcht' ich beſchwören. Wie wär's auch möglich? Wer die Dichter heerdenweiſe vornehmen und kritiſch ſcheeren ſoll, kann ſich in Einzelne nicht vertiefen. Es heißt nur, ſo beſtimmt und ſicher, daß Niemand zweifeln dürfe: Dieſes iſt ein Bock, jenes ein Lamm, dieſer hat grobe, jenes hat feine Wolle . . . und damit Baſta. Deshalb, ich muß es eingeſtehen, geb' ich nicht viel auf die in's Beurtheilen eingehenden Literargeſchichten der Poeſie. Die Herren Gelehrten, wenn ſie ſo ganze Jahrhunderte abthun, geberden ſich wie rechte Herodeſſe und Kindesmörder. Geht es doch ſchon bei kritiſchen Inſtituten, die nur Erzeugniſſe der Gegenwart beurtheilen, leichtſinnig und oberflächlich genug zu. Und könnt' es anders? Bedenkt man, wie viele Tage und Nächte der fleißig producirende, redlich wollende Schriftſteller

(von ſorgloſen Vielſchmierern iſt nicht die Rede!) an ſeine Schöpfung ſetzt, bis ſie in den Buchladen gelangt ... bedenkt man dagegen, in wie viel Minuten der Recenſent von Metier ſolche Arbeit manchen Jahres überfliegt... Er muß; es iſt eben ſein Metier. Der ganze Tiſch liegt voll „Novitäten.“ Was gelobt werden ſoll, iſt ſchon bezeichnet; nicht minder, was getadelt werden darf. Gute Freunde, Parteigenoſſen, vorzugsweiſe ſolche, die kritiſche Journale inne haben oder beeinfluſſen, werden beachtet. Die Uebrigen ſind bald bedient. Gewiſſe Phraſen ſtehen ſchon fertig in Blei; ſind ſtereotyp geworden; der Setzer braucht ſie gar nicht auseinander zu legen.

Es fällt mir dabei ein ſelbſterlebtes Geſchichtchen ein. Während meines Aufenthaltes in Rußland ließ ich einen „Almanach für Privatbühnen“ erſcheinen, der ſechs kleine, nicht ungern geſehene Liederſpiele enthielt. Ich hatte Sorge getragen, daß Exemplare deſſelben von Leipzig aus an Redactionen deutſcher Zeitſchriften verſendet wurden. Ein Jahr ſpäter kam ich nach Berlin, wo ich einen Abend bei meinem Univerſitätsfreunde Wilibald Alexis zubrachte, der auch Journaliſt und als ſolcher nach allen Richtungen hin thätig war. Die Geſellſchaft beſtand aus alten Bekannten; unter dieſen v. d. Hagen, Friedrich von Raumer u. A. Es wurde Seitens der Damen der Wunſch geäußert, ich möchte eine Kleinigkeit vorleſen. Aber was? Mir fiel ein, daß unſer Wirth in ſeinem „Freimüthigen“ meinen Almanach günſtig beurtheilt habe; das ihm geſendete Exemplar mußte ja vorhanden

ſein; ich erbot mich, ein Liederſpiel zu leſen. Das Buch fand ſich — man nahm Platz, ich ſetzte mich an den Tiſch, auf dem die zwei Kerzen de rigueur brannten ... ich wollte beginnen ... der Almanach war noch nicht aufgeſchnitten; nur die Blätter, welche die den Inhalt beſprechende Vorrede enthielten, ließen ſich umſchlagen.

Und Alexis war ein Mann von Ehre; ein unbeſtechlicher. Wie mag es erſt bei beſtechlichen Richtern zugehen? Ach, die brauchen nicht einmal die Vorreden zu leſen!

Schon für einen Recenſenten, dem die Verpflichtung obliegt, mit der Leipziger Meſſe gleichen Schritt zu halten, wäre die Arbeit, will er gewiſſenhaft verfahren, eine übermenſchliche, erdrückende, wenn man ſich dieſelbe nicht ziemlich leicht machte — allerdings mit Ausnahmen. Es giebt ſolche verehrungswürdige Ausnahmen. Der ſelige Markgraf hat den ſchwer verdienten Nachruhm in's Grab genommen, eine ſolche zu ſein. Häufig ſind ſie nicht, doch möglich ſind ſie. Wie aber Kritiker es anfangen wollen, die nicht nur einzelne neue Werke, ſondern ſämmtliche Werke ſämmtlicher Autoren ſämmtlicher Jahrhunderte durchzuarbeiten hätten, ſollte jedem Einzelnen ſein volles Recht werden; — und wie ſie, wären ihnen gleich Methuſalem etliche Menſchenalter verliehen, an ſolche Rieſen-Pläne gehen können, ohne ihr Gewiſſen zu belaſten; — das hätt' ich nie begriffen, wäre mir nicht immer wieder eingefallen, daß viele dieſer Herren ſich für Rieſen halten, die über Zwerge zu Gerichte

ſitzen. Meinetwegen! Nur bedaure ich Diejenigen, welche ſich aus Allgemeinen Literatur-Hiſtorien andere Weisheit holen, als jene poſitive Kenntniß feſtzuſtellender Leiſtungen, Lebensläufe und Jahreszahlen. In Allem, wo es bei Würdigung eines Dichters um ſubjective Anſicht, perſönliche Unbefangenheit, momentane Stimmung, unparteiiſche Empfänglichkeit, eingehendes Verſtändniß, Innigkeit des Urtheils, Wärme des Gefühls, hingebende Liebe ſich handelt, werden ſie gewiß ſchlecht bedient ſein. Denn: einen Geiſt, der mit univerſell-umfaſſender Gerechtigkeit, mit gleich-vertheilter Schärfe wie Milde, alle Schulen, alle Parteien, alle Naturen, alle Individualitäten zu erkennen, zu würdigen, herauszufühlen verſtünde; dem Nichts zu klein wäre, daß er nicht die Größe darin zu erforſchen wüßte; .... den kenn' ich nicht! Er müßte etwa zufällig Gotthold Ephraim Leſſing heißen.

Dieſer würde, davon halt' ich mich überzeugt, wär' ihm mein Benjamin Schmolcke in die Feder gefallen, zuverläſſig beigeſtimmt; würde mit ſeiner unerreichbaren Klarheit deutlich gemacht haben, was ich zwar innig fühlen, was ich leider nicht klar beweiſen kann.

Ich bin kein Heuchler, der „in Frömmigkeit und Chriſtenthum macht," wie ein Commis-Voyageur in künſtlichem Champagner, und der mittrinkt, um ſeine Waare anzupreiſen. Vielmehr geſteh' ich's frei: ich bin mit meinen religiöſen Begriffen und Glaubensartikeln ſo weit von den Schmolcke'ſchen entfernt, daß er mich armen Büchermacher (Gott geb' ihm ſeine gehoffte Seligkeit!) wahrſcheinlich für einen Höllenhund erklären

und von ſich ſtoßen würde, käm' er noch einmal unter uns zu wandeln. Ebenſo wie er den im Elend frühzeitig untergegangenen, für einen wüſten Geſellen ausgeſchrieenen, darum doch reichſten Poeten ſchleſiſcher Dichterſchule, den Striegauer Johann Chriſtian Günther von ſich ſtoßen würde, ſammt all' deſſen Reichthum; obgleich Günther's jugendliche Muſe, noch auf der Schweidnitzer Schulbank ſitzend, ihm bei'm Antritt ſeines Inſpectorats einen ihrer erſten Geſänge gewidmet hat. Der geiſtreiche, ſchöne Knabe, der vielverſprechende fleißige Schüler, der bald darauf „ein verworfener Jüngling" genannt wurde, begrüßte den frömmſten aller lutheriſchen Kirchenlehrer mit einem Liede, welches anhebt:

„Wir verpfänden Dir die Herzen,
Dein Befehl iſt unſre Luſt ꝛc."

Wollt' ich den wiederum die Erde beſchreitenden Schmolcke anreden: „Ich verpfände Dir mein Herz" ... wie geſagt, es dürfte mir ein „Höllenhund" entgegen geſchleudert werden, den ich geruhig einſtecken und nur erwiedern wollte: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" Wahrlich, was geht mich der Hyper-Orthodox an? Ich hab's mit dem Dichter zu thun. Iſt mir's doch nie in den Sinn gekommen, daran zu glauben, daß ein ſteinernes Crucifix, von einer wilden, blutigen, zuletzt reuigen Mörderin brünſtig umfaßt, eine Luftreiſe in den Himmel antreten und die Sünderin mit hinaufziehen könne? Darum doch gilt mir die Conception des Drama's „die Andacht zum Kreuze" für eine der grandioſeſten

und der erste Akt dieses Gedichtes für ein Wunderwerk der Poesie. Goethe hat nie daran gedacht, aus seinem Standpunkte zu billigen, daß Ferdinand von Portugal nach Afrika hinüber segelt, um in Heilands Namen liebenswürdige, ritterliche, kunstsinnige Mauren abzuschlachten. Darum doch spricht er's aus: „Wenn die Poesie dereinst von der Erde verschwände, aus Calderon's „Standhaftem Prinzen," wäre dieser nur übrig geblieben, könnte sie neu geboren werden!" Calderon, als Dichter, muthet uns zu, wir sollen an seinen Glauben glauben; und gestatten wir diesem seine Berechtigung, dann meint er, habt Ihr's blos mit dem Poeten zu thun!

Gerade so verhalt' ich mich zu Schmolcke. Ich gestehe ihm sein gutes Recht zu: Er zu sein — bleibe, was ich bin — und entzücke mich an seinem Genius. Denn er ist ein dichterisches und ist zugleich ein Sprach-Genie! Wie weit übertrifft er in Beherrschung seiner fruchtbaren Phantasie, in besonnener Anordnung seiner Gedankenfülle, in energischer Präcision des Ausdrucks, in Gediegenheit des Versbaus, in anmuthiger Gewalt über die Form nicht allein sämmtliche Zeitgenossen, sondern auch die nach ihm sangen! Nur Gellert schließt sich ihm würdig an, ohne doch im Kirchengesange seine markige Kraft zu haben. Lieder, wie: „Der Tod ist todt, das Leben lebet" — „Gott der Jüden, Gott der Heiden" — „Halt' an, halt' ein, halt' aus!" — „Nur immer nach durch Dick und Dünne!" — „Thränen, Thränen, lauter Thränen" — „Ich bin der reichste Mensch

auf Erden" — und viele, viele andere, ſind ſo vollkommene Kunſtwerke, wie nur ein großer Dichter liefert. Eins ſtehe hier für alle:

„Mein Gott, ich weiß nicht wann ich ſterbe?
Kein Augenblick geht ſicher hin.
Wie bald zerbricht doch eine Scherbe?
Die Blume kan gar leicht verblühn,
Drum mache mich nur ſtets bereit
Hier in der Zeit zur Ewigkeit."

„Mein Gott, ich weiß nicht wie ich ſterbe?
Dieweil der Tod viel Wege hält;
Dem Einen wird das Scheiden herbe,
Wenn ſonſt ein And'rer ſanfte fällt.
Doch, wie Du willt; gieb, daß dabei
Mein Ende nur vernünftig ſey."

„Mein Gott, ich weiß nicht wo ich ſterbe?
Und welcher Sand mein Grab verdeckt?
Doch wenn ich dieſes nur erwerbe,
Daß Deine Hand mich auferweckt,
So nehm' ich leicht ein Stellchen ein.
Die Erd' iſt allenthalben Dein."

Gellert.

(Aus einem öffentlichen Vortrage über deutsche Lyrik, gehalten zu Gräz in Steiermark.)

Manchen Namen braucht man nur auszusprechen, um durch seinen Klang augenblicklich das ganze Bild des edlen Menschen hervorzurufen, der ihn trug und unsterblich machte. Ein solcher in vollster Bedeutung ist der Name Gellert. Dieser, 1716 zu Hainichen in Sachsen geborene, auf der berühmten Fürstenschule zu Meißen gebildete Gelehrte und Dichter gehört unter die seltenen, ausgezeichneten Geister, die mit ihrem Erdenleibe ein stilles, an der Scholle haftendes Leben führten und dabei dem großen, weiten Leben der Welt wichtiger und wirksamer wurden, als Viele, die viel und Vieles erlebten, und deren Biographen ganze Musterkarten interessanter Vorgänge und Ereignisse zu entwickeln haben. — Gellert, nachdem er einige Jahre Hauslehrer gewesen, habilitirte sich in Leipzig, wurde dort Professor und blieb seiner Studirstube, seinem Katheder getreu, bis er 1769 starb. Er zog nicht durch die Welt, — aber die Welt zog durch ihn. Sein Lehrstuhl, sein Arbeitszimmer wurden geweihete Stätten, zu denen sich die Söhne aller Länder, aller Stände ohne Unterschied drängten. Niemals war ein Lehrer, niemals ein Dichter so populär im schönsten Sinne; — nie mit größerem Rechte. Frömmigkeit und Tugend bildeten den Kern seines Daseins, blieben der Mittelpunkt seiner Lehren und Schriften. Doch wie fern von Frömmelei, von Heuchelei waren sein

Weſen und ſeine Lehren! Er ſelbſt, kränklich und leidend, erſchien weder ſtrenge, noch mürriſch im Umgang. Heiter wie ſein Verkehr waren ſeinen Dichtungen. Er liebte den Scherz, den Frohſinn, die Freude, beförderte ſie nach allen Seiten hin, — und wo er nur wußte und konnte, würzte er dadurch ſeine noch ſo ernſthaft gemeinten Ermahnungen, ohne jemals in docirenden Rigorismus zu verfallen. Er, der Frömmſte, der Reinſte im eigenen Wandel, der liebenswürdigſte Lobredner des Gebetes zu Gott, nahm keinen Anſtoß daran, für die Bühne luſtige Stücke zu dichten; ja, gab in einem derſelben, unbekümmert um das Zetergeſchrei anklagender Zeloten, jenes gedankenloſe, zur Gewohnheit herabgeſunkene Betſchweſterthum dem öffentlichen Spotte Preis. Seine Schäferſpiele behandeln Lieb' und Leid der Jugend in ungezierter Anmuth, ebenſo freiſinnig und furchtlos, wie ſeine moraliſchen Vorleſungen irdiſcher Macht ihre Unmacht vorhalten. Ein fein erzogener, im Umgange mit Vornehmen ſtreng die Formen beobachtender Mann von Welt, ſtand er gleichwohl Königen und Fürſten muthig und ſeiner ſelbſt bewußt entgegen und vergab ſich in der Würde des Gelehrten auch dann Nichts, als des großen Friedrich Feuerblick ihn anblitzte. Er gewann durch ſeine Haltung dem Verächter deutſcher Muſe Hochachtung ab.

Wie ſollen wir ſeine poetiſchen Erzählungen genugſam preiſen? Dieſe unerreichten Meiſterwerke! Man muß ſo alt ſein wie ich, um jene Tage noch erlebt zu haben, wo Greiſe und Matronen kleinen Kindern vorſagten, was Jung und Alt entzückte. Bei gewiſſen An-

fangszeilen Gellert'ſcher Fabeln (wie ſie wohl uneigentlich heißen) geht alten Leuten gleich mir ein friſcher, duftiger Jugendfrühling auf; man wähnt ſich in die harmloſen Tage zurückverſetzt. Und nicht etwa blos, weil mit ſolchen Erinnerungen die Bilder unſerer Jugend friſche Farbe erhalten; — denn woher käm' es ſonſt, daß andere Gedichte, die wir ebenfalls hörten, als wir Kinder waren, denſelben Zauber nicht mehr ausüben? Nein, es iſt Gellert's Verdienſt, ſein heute noch unübertroffenes Talent für die Gattung, welches uns erwärmt und verjüngt. „Ein Zeiſig war's und eine Nachtigall" — „Ein Bär, der lange Zeit ſein Brot ertanzen müſſen" — „O, Jüngling lern' aus der Geſchichte" — „Zween Hunde dienten einem Herrn" — „Ein armer Schiffer ſtak in Schulden" — — wer könnte, wenn er ſie als Knabe in ſich aufnahm, dieſe Blüthen ſanfter, heiterer Weisheit jemals in ſeiner Seele welken laſſen? Ich verlange nicht, daß die berühmte Erzählung vom „Phylax, der ſo manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht," auf die Leſer unſerer Tage den tiefen Eindruck mache, den ſie in mir erregte, als ich ſie 1804 las und in Thränen ſchwamm bei der Stelle: „hier ſtarb der Hund!" Meine Pflegemutter ſtürzte herbei, die Urſache des Geheuls zu erfahren, und ich verſicherte, ich müßte dermaßen weinen, weil ich durch den Tod des Hundes an ihren möglichen Hintritt gemahnt würde. Wie geſagt, ſo viel Mitgefühl begehr' ich nicht mehr. Doch denk' ich, dürfte den Ausgang eines ernſteren Gedichtes: „Um das Rhinoceros

zu sehn“ auch heute kein Mensch von Gemüth lesen, ohne Rührung.

„Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom
schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht ....
O Gott, Du weißt's! mehr sprach er nicht.“

Dieses „o Gott, Du weißt's“ ist mehr werth, als lange Elegieen voll von falscher Sentimentalität und modernem Weltschmerz. Nur ein großer Meister vermochte in drei Worte solches Gewicht zu legen und jede Silbe darüber zu unterdrücken. Auch im Verschweigen spricht der wahre Poet.

Gellert's geistliche Lieder will ich nicht unbedingt preisen. Es würde mir, der sich seinen Zuhörern als glühenden Verehrer der älteren Kirchengesangsdichter zu erkennen gab, übel anstehen. Von der geharnischten Kraft, von der ehernen Glaubenstiefe, die rücksichtslos einherschreitet, wie bei Paul Gerhardt und Benjamin Schmolcke, ist bei ihm keine Rede mehr. Der humane, duldsame Leipziger Magister herrscht vor. Niemand kann aus seiner Zeit heraus. Die Madonnen und Kirchenbilder von heute tragen auch nicht mehr den Stempel naiver Zuversicht. Aber Zeit und Umstände genommen, wie sie waren, hat doch auch in diesem Gebiet unser Gellert die höchsten Verdienste sich erworben. „Gott, Deine Güte reicht so weit“ — „Nicht daß ich's schon ergriffen hätte“ — „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ — „Meine

Lebenszeit verſtreicht" — dieſe und ähnliche Lieder werden ewig jung und ſchön bleiben, werden ſeinen Namen lebendig erhalten, ſo lange deutſche Sprache währt. Und jenes ihm aus dem Innerſten quellende: „Nach einer Prüfung kurzer Tage" — wenn die ſiebente Strophe anhebt:

„Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was meine Seele dunkel ſah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforſchlich hier geſchah;
Da denkt mein Geiſt mit Preis und Dank
Die Schickung im Zuſammenhang."

Ich wüßte nicht, wo die jedem edleren Gemüthe eingeborene Sehnſucht nach Unſterblichkeit inniger und unſeren hoffnungsbangen Ahnungen entſprechender von irgend einem Dichter ausgeſprochen wäre! Dieſer in zwei Zeilen gefaßte Troſt, daß der von ſeiner Erdenhülle befreite Geiſt „die Schickung im Zuſammenhange denken," folglich „im Licht erkennen werde, was er auf Erden dunkel ſah," — enthält er nicht in ſeiner Kürze doch Alles, was der philoſophiſche Forſcher, wie der demüthig Glaubende von jenem Leben wünſchen dürfen? Es iſt eine faſt all' ſeinen lyriſchen Dichtungen innewohnende Eigenthümlichkeit Gellert's, für jeden Stoff die richtige Form zu treffen und den Hauptgedanken in wirkſamer Gedrungenheit vorzuführen. Ich hoffe, meine verehrten Zuhörer durch die ausgewählten Beiſpiele genügend davon zu überzeugen. Doch vorher noch eine andere Mittheilung. Sie haben ſchon bemerkt, daß ich

bemüht bin, dieſen Vorträgen eine möglichſt perſönliche Färbung zu geben, und daß ich lieber unvollſtändig und ungenügend bleibe, als gedankenlos abſchreibe, was in bekannten Hand- und Lehrbüchern ſteht. Deshalb freut es mich, Ihnen einen Gellert'ſchen Brief bringen zu können, — (Nichts charakteriſirt den Menſchen ſo ſprechend als Briefe!) — der nicht aus gedruckten Sammlungen entlehnt, ſonden als unbekanntes Original in meiner Autographen-Mappe befindlich iſt.

„Leipzig, 15. Nov. 1759. Nachmittags.

Gnädige Gräfin! Heute Vormittag meldete ich Ihnen nur flüchtig, daß mir die Stunde mit Ihren lieben Söhnen bald mehr Vergnügen als Arbeit ſeyn würde. Jetzt will ich dieſe Nachricht fortſetzen und von Nichts reden, als was dieſe beiden Herren angeht; denn der Herr von Schulenburg, der ſeine Stunde nicht beſucht, giebt mir Zeit zu dieſer Pflicht. — Es iſt alſo gewiß, daß ich mit dieſen meinen Schülern ſehr zufrieden bin; zufriedner, als ich gehofft habe. Dieſes ſage ich auf mein Gewiſſen. Sie ſcheinen nicht mit Zwang zu mir zu kommen. Sie ſind die ganze Stunde hindurch achtſam, willig, und meiſtens fertig und richtig in ihren Antworten. Denn ich laſſe ſie ſtets leſen und frage ihren Verſtand und ihr Gedächtniß aus. Dieſes muß Ihnen, gn. Gräfin, nicht deswegen merkwürdig ſeyn, als ob Ihre Söhne in meiner Stunde viel Gelehrſamkeit einſammeln würden, ſondern deswegen, weil ſie Achtſamkeit, Luſt und Geduld zum Lernen bezeigen, — und auch Geſchicklichkeit. Dieſes ſind die Haupteigenſchaften, wenn

das Studium glücken ſoll. Fritz hat mehr Genie als Adolf, das iſt gewiß; aber Adolf wird das durch Fleiß erringen, was ihm die Natur nicht gutwillig zu gewähren ſcheint. Er iſt ſeit gewiſſer Zeit ſehr fleißig. Das ſagt ſein Hofmeiſter, das ſagen ſeine Freunde, — und ich ſehe es! Aber eben dieſer Adolf, der in anderen Dingen langſam und ſchläfrig iſt, iſt bei den Studien übereilt, und aus Hitze, die Sache den Augenblick zu treffen, begeht er leicht Fehltritte. Fritz, der in anderen Dingen haſtig und flüchtig iſt, iſt vorſichtiger im Denken, und nicht ſo geſchwind, und eben deswegen glücklicher. Ein ſonderbarer Kontraſt! — — Fritz — ja Fritz, gn. Gräfin! Wollte der Himmel, er wäre nicht von ſeiner Geburt an zum Offizier beſtimmt geweſen, er würde ebenſo viel Geſchmack zum Studiren bekommen als Adolf, und es dieſem zuvorthun. Aber genug, er ſoll und wird wenigſtens die Wiſſenſchaft faſſen, die der gute Soldat, der Soldat von Verſtand, Geſchmack und Lebensart ſich zu eigen machen muß. Ich gewinne ihn alle Tage lieber, aber ich will ihn doch nie auf Koſten des Aelteſten lieb gewinnen. — Das Herz beider Brüder iſt gut und zu aller Tugend zu bilden. Das ſicherſte Mittel aber für ihre Jahre und ihre Charaktere iſt der fortgeſetzte Umgang mit den beſten jungen und alten Leuten. Denn Unterricht haben ſie genug. Sie ſind ſonſt nicht gern z meinem Bruder, zu mir, und ſolchen Geſchöpfen gegangen. Aber freuen Sie ſich, ſorgfältige und glückliche Mutter, ſie kommen itzt gern zum Bruder, und ich hoffe von dieſen Beſuchen mehr, als ich Ihnen ſagen darf.

Die Sache ſoll bald einen Einfluß in ihre übrigen Geſellſchaften haben, und mein Bruder iſt zu dieſem Dienſte mehr nütze, als zehn Profeſſores; das muß ich aus Liebe zur Wahrheit ſagen. Er iſt Beiden gewogen, aber dem Jüngſten vorzüglich. Seyn Sie alſo ſo gnädig, theuerſte Frau Gräfin, und belohnen Sie den Bruder mit ein paar Zeilen, damit wir ihn eifrig genug erhalten, die leeren Stunden der jungen Herren auf eine angenehme und nützliche Art auszufüllen.

Iſt es möglich, ſo befreien Sie den Hofmeiſter gänzlich von den Geldſachen. Es iſt ein ehrlicher, gutwilliger, und auch religiöſer Mann; aber er iſt kein guter Rechnungsführer, kein Herr über das Geld, obgleich er kein Verſchwender iſt.

Ein langer Brief — und doch hab' ich noch wenig geſagt. Aber dieſes Wenige muß Ihnen doch, da es wahr iſt, und aus meinem ganzen Herzen fließt, angenehm und eine Beruhigung auf eine künftige unruhige Stunde ſeyn. Gott, der die Sorgen ſo guter Mütter gewiß ſegnet, und das Gebet des Herzens für die Wohlfahrt der Kinder gewiß erhört; der wird auch Ihnen die Freuden ſchenken, die gutgeartete Söhne ihren Müttern zur Belohnung gewähren können. Seyn Sie alſo dankbar und froh! Ich verharre mit der vollkommenſten Hochachtung u. ſ. w. Gellert."

Und noch ein zweites Briefchen an dieſelbe Dame, nicht lange vor ſeinem Tode geſchrieben, enthält einige rührende Worte.

„Auch ſchriftlich, wie ich merke, kann ich nicht ohne

Thränen von Ihnen Abschied nehmen. Und was soll ich Ihnen sagen? Beten Sie für mich, gnädige und fromme Gräfin, und leben Sie, der Gnade Gottes nebst Ihrem ganzen Hause empfohlen, immerdar wohl! An meinem Geburtstage gehe ich wieder in's Karlsbad, und weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird. Aber Gott ist überall mit seiner Huld und Hülfe. Getrost also und unverzagt! „Hat er es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängniß gehn!" (Da haben wir unseren Paul Flemming bei Gellert!) Dieses Lied ließ ich mir heute früh von vier Thomasschülern singen und weinte herzlich dazu. Seitdem ist meine Stube nicht leer von Besuchen. — Nun so leben Sie denn wohl mit Ihrer guten vortrefflichen Tochter, mit Ihrem würdigen Gemahle, und mit Ihrer lieben Mama, mit Ihren beiden guten Söhnen, mit Ihrem ganzen Hause! Lebenslang und immerdar, Ihr Verehrer und Schuldner G."

Es ist doch eine ganz eigenthümliche Empfindung, dasselbe Blatt vor sich zu erblicken, auf welches die zitternde Hand eines allverehrten kranken Dichters mit unsicherer Feder den Namen schrieb, der heute, wo ein Jahrhundert zwischen jenem Abschiede und unserer ihm gewidmeten Erinnerung liegt, noch immer die Herzen bewegt und zu andächtiger Zuneigung und Dankbarkeit aufruft. Da ist noch die Thräne sichtbar, die seinem Auge während des Schreibens entfiel ..... aber wo ist das Auge, das sie weinte? —

Gleim.

(Aus einem öffentlichen Vortrage über deutsche Lyrik, gehalten zu Gräz in Steiermark.)

Die meisten meiner Hörerinnen und Hörer werden sich noch eines sehr alten Mannes erinnern, der die letzten Jahre seines Lebens hindurch gar mühselig durch die Gassen der Stadt Gräz am Stabe hin humpelte und nicht eher auf dieser Erde Ruhe fand, als bis er in der Erde lag. Schon gebrechlich und fast blind, mußte er bald nach München, bald nach Triest und Venedig, bald nach Wien reisen, um seine hohen und höchsten Gönner heimzusuchen. Und so lästig und unbequem er hier und da auf seine alten Tage bisweilen werden mochte, — man gedachte der Freuden, die er einst geboten, und nahm ihn immer gütig auf, wenn es hieß: der Sydow ist wieder da! Er und ich — denn darauf geht dieser Eingang hinaus — dienten 1815 bei einem schlesischen Freicorps; er als vierzigjähriger Mann, ich als achtzehnjähriger Jüngling. Franzosen haben wir Beide nicht todtgeschlagen, wohl aber manchen Thaler, wenn wir im schönen Harz umherzogen, wo wir lange campirten, bivouakirten, garnisonirten. So wanderten wir auch eines schönen Sommertages von Quedlinburg nach Halberstadt, suchten den würdigen Klamer-Schmidt heim, ließen uns von diesem zu Gleim's Grabe geleiten, das Andenken des Biedermannes zu feiern, von dem ich dazumal wenig wußte. Aber das wußte ich doch: Gleim sei ein deutscher Dichter gewesen, und das genügte

mir. Und die miſerablen Verſe, mit denen ich ſein Grab beſang, genügten auch dem höchſt genügſamen Klamer-Schmidt, der von ſeinem ſeligen Meiſter die unſelige Nachſicht gegen jedwede poetiſche Alltäglichkeit, wofern ſie nur ein gutes Herz wies, geerbt hatte.

Dreißig Jahre ſpäter befand ich mich wieder in Halberſtadt, und da ſollte ich dem Vater Gleim näher rücken. Es war wieder ein Schmid, der mir Kunde gab; aber diesmal nicht der längſt begrabene Klamer, ſondern der Gymnaſialdirektor Theodor Schmid, der würdige Schwiegervater des würdigen Dr. Heiland, welcher Letztere bei Einweihung des Schiller-Goethe-Denkmals in Weimar die herrliche, auch im Druck erſchienene, Standrede gehalten hat. Im Jahre 1846 lebte dieſer Letztere noch in Halberſtadt und zierte den ſchönen, häuslichen Kreis, der mich, den fahrenden Sänger, gaſtlich aufgenommen. Welche herrliche Stunden! — Vor uns aufgeſchlagen lag das große, ſtattliche Buch des Göttinger Hainbundes, wohinein die Miller, Hölty, Voß, Stolberg u. ſ. w. mit eigener Hand ihre Dichtungen eingezeichnet. Von den Wänden rings herum ſchauten die durch Meiſter gemalten Köpfe aller dichtenden, ſchaffenden Zeitgenoſſen des edlen Greiſes, „der drei Menſchenalter ſah;“ eine Reihe deutſcher Sänger und Lehrer. Gleim hat mit königlicher Freigebigkeit große Summen an dieſe Gallerie gewendet. Friedrich Wilhelm III. hat all' dieſe Schätze aus der Verlaſſenſchaft gekauft und dem Gymnaſium zu dauerndem Eigenthum geſchenkt. Der jedesmalige Rektor iſt des Muſeums Hüter.

O Gott ja, sie sind leicht lächerlich zu machen, diese alten Anakreontiker und Odensänger, mit ihrer schwatzhaften Breite, ihrer Gevatterei und gegenseitigen Bewunderung; mit ihren süßen Liebeslispeleien ohne Fleisch und Blut, mit ihren Bachusfesten und Hymnen; — und ich selbst habe nachträglich lachen müssen, wenn mir einfiel, was Klamer-Schmidt vertraulich geplaudert, daß sie bei solchen in sprudelnden Versen ausposaunten Zechgelagen — (Klopstock war auch dabei, wie er in einer Ode eingesteht) — manchmal ihrer drei, vier zusammen kaum einen Römer zu leeren im Stande gewesen; bei ihren Zechgelagen im rosendurchdufteten Gartensaale Gleim-Anakreons, dem der deutsche Bursch sein beliebtes: „Trink, betrübter Rebenhasser u. s. w." und sein noch beliebteres, bis in Kneipen und Herbergen gedrungenes: „Hier sitz' ich auf Rosen mit Veilchen umkränzt ꝛc." verdankt; — wobei ich nicht umhin kann, historisch festzustellen, wie der Student, besonders der renommirende Fuchs, gern die Variante anbrachte: „Hier sitz' ich ganz rasend u. s. w.," was sich zu dem: „mit Veilchen umkränzt" toll genug ausnahm. Und der Dichter dieser Lieder, bei denen schon so viele Räusche gewonnen wurden, vertrug kaum einen Fingerhut voll Wein! Ja, das ist komisch! Aber bei all' dem ist's doch immer ein großer Gedanke, zu erwägen, daß da ein halbes Jahrhundert lang der Kanonikus eines reich dotirten Kapitels gewohnt, der seine Einnahmen verwendete, seltene Bücher zu kaufen, neue werthvolle drucken zu lassen, berühmte Maler zu beschäftigen, arme Schriftsteller zu unterstützen.

Der als Dichter hohe Verdienſte erwarb. Der mit den Beſten in ſtetem Verkehre blieb, nach allen Seiten hin ermunterte, förderte, ſich ohne Neid an allem Gelungenen freute, alles Mißlungene ſchonend beurtheilte, für alles Große ſich und Andere begeiſterte; endlich für ſein Vaterland, für ſeinen König ſo Hohes that, als irgend einer der feurigſten Patrioten. Wenn ich in Jean Paul leſend an jene Stelle komme, die von deſſen kümmerlichſter Zeit handelt, wie er in bittrer Noth, faſt hungernd, auf einmal durch die Poſt ein bedeutendes Geſchenk an Golde empfangen, ohne auch nur im Entfernteſten auf den Spender rathen zu können, — und daß er lange Jahre nachher erſt zufällig erfahren habe, dieſe Hilfe, die ihn ſich ſelbſt und der Arbeit wiedergegeben, ſei aus Gleim's („dieſes Urdeutſchen") Händen ergangen, — da ſchlägt mir das Herz ſchon vorher, ehe ich die unzählige Mal geleſenen Zeilen wieder leſe.

Von den bedeutendſten, in voller Kraft und reinem Enthuſiasmus geſungenen Liedern unſeres halberſtädtiſchen Poeten brauche ich kaum zu reden. Die Geſänge des preußiſchen Grenadiers ſind bekannt genug und blieben Muſter für patriotiſche Volkslieder. Sie waren eine That; nicht unwichtiger, als Rückert's gewaltige Hymnen aus den Jahren 1813—15.

Aber es iſt Keinem das Alter erlaſſen, ſagt Grillparzer in einem Sinngedicht auf Goethe. Auch Gleim hatte an ſeinem Greiſenthum ſchwer zu tragen. Sein Held und König ſtarb, — die „neue Zeit" begann; — die franzöſiſche Revolution verbitterte ihm ſchon das über-

reizte Leben, — und dann kamen die Xenien dazu! Ueber diese beiden Erschütterungen der Staats- und Ideenwelt konnte er sich nicht zu Gute geben. In einer Masse von poetischen Aussprüchen macht er sich Luft: über die Barbaren, die einen guten Herrscher enthauptet — über die Titanen, welche mit Keulen darein geschlagen haben im Reiche des deutschen Parnasses.

So redet er einmal die Königsmörder an:

„Für Freiheit streitet ihr Franzosen nicht. Ihr streitet
Für dreier Teufel Tyrannei!
Ihr werdet, alle gleich, am Narrenseil geleitet,
Von euch ist keiner frei!"

Und so spricht er, als der Xenien-Almanach erschienen war, von Schiller und Goethe:

„Und ging' ein Schröter, seinen Mond
Am hellen Tage zu beschauen;
Und ging' ein Kleist auf seinen Auen,
Zu sehn den jungen Lenz, sie würden nicht verschont."

„Seht, das sind Wespen, keine Bienen,
Ihr Witz ist Flittergold;
Der Almanach ist nicht von ihnen,
Ich wette was ihr wollt!"

Oder:

„Ha, welch' ein weiter Weg von Iphigenien
Zu diesen Xenien!"

Am ergreifendsten äußert sich des milden, weichen Greises tiefer Schmerz über diese Federkriege in den Versen:

„Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufnen hörten,
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tiger-Ungestüm;
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm.
Als alle Sänger noch einander ihre Lieder
Vorsangen, alle noch wie Brüder
Sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu
sehn,
Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön!"

Du durftest das ausrufen, Du Herz voll Liebe für die Menschen und für die Kunst. Und wir zürnen Dir nicht, wir klagen Dich nicht an, weil Dein mattes Auge, schon halb gebrochen, die gewaltigen Streiter für eines neuen Tages Klarheit und Wahrheit verkannte. Jetzt, wo sie im ewigen Lichte weilen mit Dir, wird euch Allen ein Tag lächeln, und ihr werdet euch Brüder nennen und Genossen! Ja, Du wirst singen:

Wie ist es wieder schön auf unserm Helikon!

Ein Brief von Iffland.

Mein alter Freund, der Buchhändler S. J. Josephy hatte mir gestattet, mit dem prüfenden Blicke eines habgierigen Autographensammlers diejenigen seiner Papiere zu durchsuchen, welche als Erbtheil der ehrwürdigen

Firma „Haude und Spener“ in seinen Besitz gelangt sind. Unter mancherlei Schätzen dieser Gattung, deren Werth unsere jugendliche Gegenwart kaum begreifen dürfte, weil sie Autoritäten weder achtet, noch liebt, befand sich ein Brief Iffland's.

Als ich die mir wohlbekannte Handschrift entdeckte, freute ich mich lebhaft. Doch wie soll ich die Empfindungen schildern, die mich beim Durchlesen erfüllten? Es war, als tauche eine bessere, längst begrabene Kunst-Epoche aus der Dämmerung vor mir auf; als wehe mich ein Frühlingshauch kindlicher Träume an, wie er mich damals erfrischt und belebt, da ich noch reich an Hoffnungen im Bühnenleben mein Leben gesucht.

Iffland gehörte unter die am meisten angefeindeten, häufig verlästerten Schauspieler. Welche Anfechtungen hatte er zu bestehen! Wie heftig fielen die Romantiker über sein Spiel, wie bitter die Kritik über seine Dramen, wie giftig die allgemeine Klatschsucht und die Coulissen-Kabale über seine Verwaltung her! Man sollte meinen, auch auf ihn und seinen Charakter hätten diese Ungerechtigkeiten zurückwirken, auch ihn hätten sie bitter und feindselig machen müssen? Doch läuft Alles, was ich von Genossen jenes collegialischen Zusammenwirkens über ihn und seine Persönlichkeit vernahm, auf dankbare Anerkennung seiner Verdienste um das Ganze, seiner Umsicht, seiner Gerechtigkeitsliebe hinaus. Der Brief, den ich hier mittheile, giebt die schönste Bestätigung solch' ehrenhaften Zeugnisses.

Wenn nach Schröder ein Mensch auf den Bret-

tern wandelte, der Iffland den Kranz rauben konnte, so war es Fleck, der Titane, der Gewaltige, Geniale!

Gegen diesen nun ist bei Herrn Spener, dem Redacteur und Inhaber der Zeitung (1799), ein Gedicht eingelaufen, welches Iffland preiset und seinen großen Nebenbuhler tadelt. Spener hatte es im Manuscripte dem Director mitgetheilt, wohl ahnend, daß dieser sich kaum daran ergötzen dürfte; — denn der selige Spener war ein feiner Kopf. Und jetzt antwortet ihm Iffland:

„„Hier meine offene Meinung:

„Der Verfasser will mir wohl, das freut mich, und ich danke ihm herzlich und ungeheuchelt. Will er unserer Bühne wohl, so muß dieses Gedicht mit der Strophe auf Fleck nie, nirgend gedruckt werden. Hat er Recht, so ist das nicht die Art zu bessern, da dem unleugbaren Genie des Mannes mehr Achtung gehört, als hier erwiesen ist. Hat er Unrecht, — wohin führt die Bitterkeit?

„Fleck und ich leben in wahrer Eintracht. Fleck ist Künstler, wenn auch zu viel thun müssen, ihn Etwas verringert hätte. Kraft und Geist liegt in ihm. Er wird sich schnell wieder finden. Er ist ein sehr ehrlicher Mann, ein edler Mensch. Soll aus dem Chaos des Berliner Theaters Etwas werden, so kann es nur unsere Eintracht schaffen. Kann sie bei solchen Ausfällen bestehen? Und wie stehe ich dann neben Fleck?

„Sehnsuchtsvoll wünsche ich, daß dies nicht erscheine! Schreiben Sie dem Verfasser ein Resultat aus Diesem. Ist er ein edler Mann, wie ich glaube, so wird er das

faſſen, und Sie haben das Verdienſt, daß dem Theater eine tödtliche Wunde nicht widerfährt.

„Ich komme in ein paar Tagen zu Ihnen. Mich, in meinen Wanderungen treffen Sie ſchwerlich.

Berlin, 10. April 1799. Ihr

Iffland."

„P. S. Vermögen Sie ihn, daß es nirgend erſcheine! Der Schaden iſt zu groß! Sie werden es mit Güte und Erfahrung behandeln. — Jahrelanges Bemühen kann nicht halb erſetzen, was dies ſchaden würde. Das Publikum würde dabei leiden, mehr als ich."

Welcher Leſer, wenn er irgend noch ein Herz für unſer deutſches Theater hat, könnte wohl ohne Rührung über dieſe Zeilen hinweggleiten? Und darf man nicht annehmen, daß dies doppelt eintreffen wird, wenn Perſonen dieſen Brief leſen, die dem Theater angehören? Kann er auf ſie die Wirkung verfehlen, die er auf mich hervorgebracht?

Ach, leider ja! Ich habe mit einem Rückblick auf unſere Bühnenzuſtände Urſache zu befürchten, daß gar Viele über mich und meine Rührung mitleidig lächeln und bei ſich denken werden: „Der iſt ein Narr, und Iffland war es auch! Wenn ein unbequemer Nebenbuhler in den Journalen tüchtig gezauſet wird, deſto beſſer für uns. Wer mag dergleichen Beihilfe verhindern? Im Gegentheil, aufſuchen muß man ſie, erbitten, nöthigenfalls erkaufen und gut bezahlen."

So werden Viele denken. Mögen ſie doch. Es wird ihrer auch wiederum geben, die mit mir empfinden; die, von Neid und Mißgunſt frei, ſich ſtets bemüht haben, den Regungen kleinlicher Eiferſucht zu gebieten; die ſich zu erfreuen vermögen an Allem, was ſchön und groß iſt; ſogar dann, wenn ihre eigenen Beſtrebungen dadurch in Schatten geſtellt werden ſollten. Und ſie werden mit mir einſtimmen in dieſe Gedächtnißfeier Iffland's, des oft angefeindeten, verleumdeten Ehrenmannes, der ſtets für Wahrheit und Recht glühte, ob er auch, wie wir Menſchen ohne Ausnahme jeder in ſeiner Art, menſchlichen Schwächen und Irrthümern unterworfen war. Gedenkt man ſeines Wirkens und Schaffens, nicht nur als Schauſpieler; nicht nur als dramatiſcher Dichter; auch als Führer und Veredler des ihm untergeordneten Theaters; reihet man ſeine Verdienſte als darſtellender Künſtler, charakteriſirender Schöpfer, Volksſchriftſteller, Dramaturg, Beamteter und Patriot zuſammen — und erwägt man daneben die tückiſchen Schmähungen, die ihn verfolgt; die überſtrenge Kritik, welche von Mitgliedern einer neu poetiſchen Schule wider ihn ausgeübt wurde; erinnert man ſich endlich der albernen Fabeln, die böſer Wille gefliſſentlich über ſeine Todesart verbreitete, — während doch des berühmten „Formey" authentiſcher Krankenbericht gedruckt vorliegt! — Dann wird man ſich nur ſchwer jenes Unmuthes, jenes Ueberdruſſes am ganzen Erdentreiben entſchlagen können, welcher den armen Prinzen Hamlet ausrufen läßt: „Pfui, pfui darüber!"

Ich habe Iffland in seinen bedeutendsten Rollen gesehen. Ich war noch ein halber Knabe, als ich ihn sah, aber es fehlte mir nicht an Wahrnehmungsvermögen, und wie Erinnerung und Gedächtniß mir treu blieben, vermag heute noch eine stets willige Phantasie in mir hervorzurufen, was ich damals anstaunte, um es jetzt geistig zu durchdringen. Ich sehe ihn lebendig vor mir. Und ich sah ihn lebendiger als je, wie ich das Blatt in Händen hielt, dessen Inhalt hier mitgetheilt wurde.

Fleck lernte ich leider nur aus Berichten, mündlichen wie schriftlichen kennen. Was sein größter Bewunderer, was Ludwig Tieck, der ihm Kränze für die Nachwelt wand, begeistert in epischem Schwunge von ihm kündet, — was er auch an ihm tadelt, — das trifft mit Iffand's Worten zusammen.

Bei Lob und Tadel, wenn eines von beiden über den Schauspieler ergehen soll, kommt es nur darauf an, welches von beiden der Beurtheilende vorherrschen lassen will. Ich mache mich anheischig über die Darstellung eines Talentes zwei Aufsätze zu schreiben; der eine soll unbedingt preisen, der andere unbedingt schmähen, und in keinem von beiden soll ein unrichtiges, unwahres Wort vorkommen; denn der eine braucht nur das Gute, Gelungene hervorzuheben, während er das Fehlerhafte, Mißfällige ignorirt; und der andere umgekehrt.

Wie leicht hätte es folglich Iffland gehabt, an dem Manne, der so oft auf seine Kosten erhoben, ihm als bevorzugter Genius spottend gegenüber gestellt, zu seinem Nachtheile mit ihm verglichen wurde, in kritischer Schärfe

einen verzeihlichen Scepticismus zu üben; an ihm zu zweifeln; ſich zu tröſten in dem Bewußtſein: „er reicht nicht an meinen Fleiß, meine Bildung, meinen Scharfſinn, meine Kunſt!“ — Wie Viele hätten das gethan an Iffland's Platze.

Und was thut Iffland? Er zeigt ſich als wahrer Freund, er zollt Achtung dem Genie des Nebenbuhlers; er entſchuldigt Nachläſſigkeit mit allzu häufiger Anſtrengung; er baut auf des redlichen Mannes Sinn; er räumt ſorgſam und theilnehmend-ängſtlich das Steinchen aus ſeinem Wege und will ſich lieber nicht angeſungen, als den Collegen verletzt wiſſen. Ganz im Stillen, ohne Oſtentation bittet er Herrn Spener, ja, er fleht ihn an, die Sache zu ordnen. — Das thut Iffland im Jahre Siebzehnhundertneunundneunzig.

Nun denn, Ihr großen Schauſpieler vom Jahre Achtzehnhundertneunundfünfzig und ſechsundſechszig gehet hin und thuet desgleichen!

Ernſt Raupach.

(1852.)

Wer einige Jahre vor Raupach's Rückzug von der Bühne, vielleicht nach längerer Abweſenheit aus der Fremde in's Vaterland heimkehrend, mit unſeren Zuſtänden unbekannt, deutſche Journale in die Hand genommen und in manchen derſelben all' die gehäſſigen, geringſchätzenden Verdammungsurtheile über jenen ausge-

zeichneten Mann geleſen, hätte wähnen müſſen, Raupach ſei ein talentloſer, Nichts könnender Scribler, und das deutſche Theater ſchwelge im Ueberfluß neuer, geiſtiger Schöpfungen von anderen Verfaſſern, ſo daß es den Getadelten, Beſpöttelten nimmermehr brauche. Es war förmlich Mode geworden, den Mann, der die Bretter ſo lange beherrſcht, herabzuſetzen und von ihm zu ſchreiben, über ihn abzuurtheilen wie über einen Stümper. Theils mögen es wohl ſogenannte politiſche Gründe und abweichende Meinungen geweſen ſein, welche ſo vielerlei Federn gegen den conſervativſten aller Schriftſteller in Bewegung ſetzten; theils auch mag ſein häufig abſtoßendes Benehmen ihm Widerſacher zugezogen haben. Hauptſächlich jedoch war es der bleiche, gelbe, ſchlecht verhehlte Neid, der dem geiſtvollen, energiſchen Manne ſeine unerſchöpfliche Thatkraft, ſeinen ſtets regen Fleiß, ſeine Erfolge vor dem Publikum, ſeinen Einfluß auf die Vorſtände der bedeutendſten Bühnen mißgönnte und ein Heer zurückgewieſener Mitbewerber in wüthende Recenſenten umwandelte.

Leider war es ſo. Und ich kann ſogar von ähnlichem Vorwurf zwei Dichter nicht freiſprechen, die wir hoch achten und verehren, die aber, wie ſie ſonſt untereinander bitterſte Gegner geweſen, ſich doch in einem Punkte vereinigten: in dem blind ſein wollenden Grolle wider Raupach, dem ſie zuletzt als Verbrechen anrechneten, daß ſeine Stücke Abend für Abend geſpielt wurden, während man die ihrigen als unaufführbar zurücklegte. Ich meine Platen und Immermann und weiß ſehr genau, was

ich mit dieſer hingeworfenen Andeutung meine. Aus Platen kann es Jeder, der einigermaßen, auch zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, ſelbſt herausſuchen; und bei Immerman bin ich, ehe es mit ihm und Raupach zum völligen Bruche kam, der ungenügende Vermittler oder doch Vertraute geweſen, als Raupach ſeine anerkennende Meinung über Immermann's Kaiſer Friedrich mit einigem die Darſtellungs-Möglichkeit betreffenden Tadel verwebte; was ihm der in Düſſeldorf geiſtig Herrſchende, dort keinen Widerſpruch Duldende mächtig übel nahm.

Immermann vertrug nun einmal keine Einwendungen, wie ich bei Gelegenheit ſeines „Andreas Hofer" und ſeines Luſtſpiels „die Verkleidungen" zu meinem eigenen Schrecken habe erfahren müſſen. Er hat es mir niemals ganz vergeſſen, daß ich, ein körperliches Wunder aus dem „Trauerſpiel in Tirol" wegwünſchend, dieſen beſcheidenen Wunſch in mein Entzücken über das ganze Werk eingemiſcht. Und als ich ihm ſpäter von Berlin aus einige Bedenklichkeiten wegen der „Verkleidungen" ſchriftlich mittheilte, erwiederte er mir ſehr kurz, ohne auf Details einzugehen: „Das Königſtädter Theater würde Urſache haben Gott zu danken, wenn es lauter ſolche Stücke aufführen könnte, — und keine ſchlechteren."

Bezeichnend genug für die Zuſtände unſerer Literatur mag hier erwähnt werden, daß die zunächſt von mir gerügten Stellen in giftigen Ausfällen gegen Michael Beer und deſſen Familie beſtanden. Der gute Michael, dem ich wahrſcheinlich Etwas davon verrathen, war nicht der

Menſch, einen Gegner wie Immermann gleichgültig und leichten Herzens zu betrachten. Er begab ſich nach Düſſeldorf, machte daſelbſt einen längeren Aufenthalt, — was er um ſo unbefangener thun konnte, als er mit dem verehrungswürdigen, berühmten Wilhelm Schadow, dem Stifter und Lenker dortiger Kunſt-Akademie, von Berlin her befreundet war; — näherte ſich auf dieſe Weiſe ſeinem hochbegabten Feinde, gewann deſſen Wohlwollen, wurde des Feindes Freund, und die Folge war, daß Immermann eiligſt jene anzüglichen Ein- und Ausfälle aus dem poſſenhaften Luſtſpiele herausſtrich, weil er, wie er mir ſchrieb: „von ſeinen ungerechten Vorurtheilen zurück gekommen ſei.“ Er und Michael blieben herzliche Freunde, bis zu des Letzteren frühzeitig erfolgtem Tode; was ein in meinen Beſitz gelangter Brief noch beſtätiget, worin Michael Beer ſeinem lieben, theuren Immermann für deſſen liebe, liebe Zuſchriften dankt, über die „Schule der Frommen“ ſich huldigend ausſpricht und ihm zugleich als Gegengabe eine bei Cotta erſchienene Edition eigener Tragödien überſendet, welche Immermann's „freundlich-nachſichtiger Sinn liebevoll in Schutz genommen.“

Und waren Michael's Tragödien unterdeſſen anders, beſſer geworden, als ſie geweſen, da derſelbe nachſichtige Sinn über ſie unnachſichtig den Stab gebrochen?

Ich glaube nicht. Dichter und Dichtungen waren dieſelben geblieben, nur der Standpunkt der Betrachtung hatte ſich verändert. Gott behüte mich, daß ich über ſolche Veränderung etwas Anderes äußern ſollte wie

Freude! Ich will dabei nur hinweiſen auf die Wandelbarkeit menſchlichen Urtheils überhaupt, auf die Einflüſſe, welche Perſönlichkeiten und Verhältniſſe ausüben, bei Für und Wider, ſo lange wir Menſchen bleiben und als Menſchen mit Friedrich Schlegel bekennen müſſen: „Wir können nicht heraus aus unſerem Leibe.“

Raupach reiſete nicht nach Düſſeldorf, um ſich Immermann, ſo wenig wie er nach Spezia oder Palmaria reiſete, um ſich Platen zu verſöhnen. Und hätte er's thun wollen, er hätte, widerharig und borſtig, wie Gott ihn nun einmal geſchaffen, die beiden ſtolzen, edlen, gebieteriſchen Naturen nur um ſo mehr verletzt mit ſeiner rauhen Schale, welche Jeden verletzen mußte, der nicht Muth, Geduld und Liebe mitbrachte, durch häßliche Stacheln bis zum Kern zu dringen; Liebe und ausdauernden Willen. Woher aber kann ſolcher Wille anders entſtehen, als aus der ſchon angeborenen Fähigkeit, ſich Demjenigen geiſtig unterordnen zu wollen, deſſen Ueberlegenheit an Geiſt und Wiſſen ihm bei ſcheinbarem Hochmuth zur Entſchuldigung dienen wird, wenn nur ſonſt Redlichkeit und Mitgefühl in ſeinem Innern leben?

Weil der Dichter Raupach mir dafür galt; weil ich in beſcheidener Selbſterkenntniß dem Denker, dem Gelehrten ſein Uebergewicht willig zugeſtand; weil ich endlich den um ſo viel älteren ſchleſiſchen Landsmann in ihm begrüßte, ging ich ihm mit treuherziger Unterwürfigkeit entgegen.

Ich habe bereits an einem andern Orte*) zu ſchildern verſucht, daß es mich beim erſten Begegnen verblüffte, ihn voll unerſchütterlicher Zuverſicht vorherſagen zu hören, er habe ſich nach Berlin begeben, um an Ort und Stelle nachzuſchauen, wie er es anfangen müſſe, ſich der deutſchen Bühne zu bemächtigen. Eine Vorherſagung, die er ohne Aufſchub in's Werk ſetzte.

Er kam damals, vor ſiebenundzwanzig Jahren etwa, aus Weimar, wo er anfänglich nach ſeiner Ueberſiedelung aus Petersburg zu weilen den Entſchluß gefaßt, wo er es aber begreiflicher Weiſe nicht ausgehalten. Er — und Goethe! Das ging unmöglich.

Dieſe Beiden mit- und nebeneinander zu beobachten, dürfte man gern einen hohen Eintrittspreis erlegt haben. Der verſtorbene Stephan Schütze, dem bei all' ſeiner anbetenden Verehrung für Goethe doch niemals die Laune fehlte, was in jenen Kreiſen komiſch wirkte, mit Humor aufzufaſſen, und der auch ſehr an Raupach hing, hat mir Schilderungen von unſeres Freundes Ungeberdigkeiten gemacht, — des Verfaſſers einer „Theorie des Komiſchen" würdig.

Raupach hätte ſich, auch Goethe'n gegenüber, niemals entſchloſſen, von ſeiner Petersburger Lehrkanzel herabzuſteigen; dieſe war ihm gleichſam um den Leib gewachſen; er trug ſie mit ſich wie einen Reifrock und docirte auch in Weimar.

---

*) „Vierzig Jahre."

Dergleichen litt Goethe im persönlichen Umgange nur dann, wenn er Hoffnung hegte, von Docenten etwas Neues zu erfahren, durch ihn positiv belehrt zu werden. Wäre Raupach z. B. im Stande gewesen, im Gebiete der Naturwissenschaften wichtige Entdeckungen und Ansichten zu enthüllen, so würde der erhabene Meister sich ihm willig subordinirt haben. Aber was Raupach dem Goethe sagen konnte, daran hatte dieser ein so viel längeres Leben gesetzt; hatte mit seinen Meinungen abgeschlossen; und der Greis wendete sich ab von dem Manne, der ihm schroff und ohne äußere Huldigung in's Antlitz starrte, — noch obenein mit einer Brille bewaffnet, was Goethe verabscheuete. Sie trennten sich kalt.

Damit soll nicht etwa ausgesprochen sein, daß der weltumfassende Geist sich deshalb auch von Raupach's künftigen dramatischen Werken kalt abwenden wollen? Nein. Auch darin unterschied sich Goethe von allen übrigen Celebritäten, daß er in objectiver, großartiger Unparteilichkeit die Erzeugnisse niemals entgelten ließ, was deren Erzeuger vielleicht — wissentlich oder unwissentlich — an ihm verschuldet. Er, der von Kotzebue vielfach geneckt, gehöhnt, verklatscht, geärgert, das vollste Recht besaß, diesem unverträglichen, unbequemen Stadtgenossen zu zürnen, und desselben Schauspiel „der Schutzgeist" dennoch mit Fleiß und Sorgfalt in Scene setzte; so daß Kotzebue beschämt auf einer Redoute (wo sie sich begegneten) ihm dankte und die Antwort empfing: Möge dieser Schutzgeist Sie nicht verlassen! — Er, der keinen Feind und Gegner kannte, wenn es darauf ankam, den

Werth einer literariſchen Arbeit, ſei's auch nur den relativen, zu meſſen und zu würdigen; — er bewahrte unſerem Raupach ſtete Theilnahme, deren anerkennende Bereitwilligkeit ich mehrfach von ſeinen Lippen vernahm und dann, nach Berlin heimgekehrt, freudig darüber berichten konnte.

Goethe ſchätzte gebührend die Bedeutung derjenigen dramatiſchen Dichter, die in fruchtbarer Gewandtheit „für das tägliche Brod der Bühne" ſorgten, und war weit entfernt von jener vornehm ſein wollenden Excluſivität der Kritik, wie wir, Gott ſei's geklagt, an ſo Vielen finden, welche geneigt ſind, alle Kinder mit dem Bade zu verſchütten. Er wußte, was es heißt: ein Theater führen, und daß jeder Tag ſein Recht verlangt*). Mit ſchonender Würdigung ging er auf Raupach's eminente Verdienſte um dieſe täglichen Bedürfniſſe des realen Theaters ein und erhob das Talent des Unermüdlichen. Ueber die Bearbeitung der Calderoniſchen „Tochter der Luft" ſprach er einmal gar tiefe, wunderſame Worte, aus denen ein Zauberhauch früherer Zeiten und der Erinnerung an ſelbſteigene Bemühungen wegen ſpaniſcher Poeſie auf deutſcher Bühne zu wehen ſchien; aus denen

---

*) Der Verfaſſer nimmt ſich die Freiheit, auf einen Aufſatz Gutzkow's „die Menge muß es bringen" hinzuweiſen, der daſſelbe Kapitel behandelt und um ſo ehrenwerther genannt werden darf, weil der Dichter Gutzkow hier nicht in eigener Sache, ſondern lediglich in jener des Theaters und der Wahrheit ſprach. Je mehr Einer ſelbſt vermag, deſto nachſichtiger wird er als Kritiker ſein. Nur die Impotenten lieben die Grauſamkeit.

er jedoch, wie häufig seine Weise, in einen halb-frivolen Scherz überging, der ihm so gut behagte, daß er ihn mit schelmischem Schmunzeln begleitete. Raupach hatte nämlich, da er von Weimar schied, ein Kind zurückgelassen. Nicht ein Kind seines Geistes, wie man der Autoren Arbeiten betitelt. Im Gegentheil: eine wirkliche, lebendige Tochter; was die deutsche Sprache — kränkend genug für den heiligen Ehestand — als natürliche Tochter bezeichnet. Dieses Mägdlein nannte Goethe nun kurzweg „die Tochter der Luft" und verwob deren irdische Existenz höchst anmuthig in seine Kritik der aus dem Spanischen nach Berlin versetzten Semiramis.

In unserer Literaria, deren fast niemals fehlendes Mitglied Raupach wurde und bis zu seinem Tode geblieben ist, obgleich die näheren Freunde um ihn her Einer nach dem Andern fast alle geschieden oder abgeschieden waren, galt er für unentbehrlich. In entsagender Geduld, schweigend, resignirt, höchstens eine Prise mehr als gewöhnlich schnupfend, ließ er sich den zweistündigen Vortrag auch derjenigen literarisch-poetischen Novitäten gefallen, die ihm mißfielen, oder vor denen er gar Abscheu hegte. Beim schlichten Mahle, welches der Vorlesung folgte, behauptete er seinen festen Platz am obersten Ende der Tafel, so daß Hauptmann von H ..... (jetzt hoffentlich General!) zu sagen pflegte: wenn Raupach fehlt, dann kommt mir unser Tisch vor wie ein Degen ohne Knopf. Ein Gleichniß, welches, ohne übel gemeint zu sein, doch übel ausgelegt werden konnte, sobald man unter Degenknopf etwas Derbes, Hartes, Unerbittliches

verſtehen will. Er kannte keine Schonung im Urtheil. Abſprechend und hochfahrend mußte er einem Jeden, der ihn ſo hörte, herzlos, unempfindlich, arrogant erſcheinen. Ach, und er war ſo weich, ſo gut, ſo rechtlich. Der bärbeißige Iſegrimm, der ſich neben Dich hinſetzte, als ob er Dich und noch ein halbes Dutzend Anderer freſſen wollte, ſobald Du ſein Herz traf'ſt, floß es ihm über, und er wurde ein gerührtes Kind. Wie war er doch ſo lieblos, ſo grob, ſo verletzend, wenn Widerſpruch ihn aufreizte! Und wie war er ſo zuthunlich, ſo bereit, durch Sanftmuth und Freundlichkeit gut zu machen, zu heilen, was er im Unmuth ſchmerzhaft berührt hatte!

Ich erinnere mich eines Abends, wo er — in übelſter Stimmung — von Shakespeare's „Heinrichen" redend, in dieſen nur die Falſtaff-Späße anerkannt wiſſen, ſämmtliche hiſtoriſche Scenen dagegen für langweiliges Geſpräch erklären wollte. Ich, in ſeiner Nähe ſitzend, fuhr dagegen auf, vergaß die Achtung, die ich, der im Vergleich mit ihm unwiſſende junge Mann, dem bejahrten Gelehrten ſonſt ſo gern zollte, und ließ in meiner Heftigkeit ſogar Aeußerungen laut werden, wie folgende: „Freilich, neben den hiſtoriſchen Dichtern des königlichen Hoftheaters kommt ein Shakespeare nicht auf."

Die Geſellſchaft fühlte ſich verlegen und erhob ſich frühzeitiger als ſonſt.

Chamiſſo, ein faſt unbedingter Anhänger Raupach's, hatte die heutige Polemik doch zu ſtark gefunden und ſeine langen, grauen Locken bedenklich geſchüttelt, während Jener die Heinriche abkanzelte. Jetzt, wo wir die

Mäntel umnahmen, raunte er dem immer ſanften, wohlwollenden Eichendorf zu: „Der Senf iſt dem Holtei in die Naſe geſtiegen.“

Ich fühlte ſelbſt, daß ich zu bitter geworden ſei in Bekämpfung eines Ausſpruches, an deſſen Wahrheit Raupach ja ſelbſt nicht glaubte, nicht glauben konnte; den er nur hinausgeworfen wie einen alten Handſchuh, und den ein minder heftiger Ritter hätte aufnehmen müſſen, um den Kampf beſonnen und in allen Ehren durchzuführen. Mir that mein beleidigendes Wort innig leid. Ich betrachtete mich durch daſſelbe wie auf immer von einem verehrten Manne getrennt, von dem ich erwartete, daß er mir nie verzeihen werde. Ich wickelte mich — (es war bitterlich kalt) — in meinen Mantel und ſagte am Thorweg des „Engliſchen Hauſes“ eine allgemein gültige: gute Nacht! mit dem Gedanken „geh' Du rechtswärts, mich laß linkswärts gehn.“

Seitdem es glatteiſete — und man muß wiſſen, welche Eisbahnen oftmals durch Berlins Gaſſen blinkten — hatte ich an vergangenen Abenden dem in ſeinen koloſſalen Ueberſchuhen unſicher wandelnden Raupach meinen Arm gereicht, um ihn vorſichtig bis zu ſeiner Wohnung zu geleiten; ein Liebesdienſt, deſſen ich mich nicht mehr würdig fand. Er jedoch, als er bemerkte, daß ich entſchlüpfen wollte, rief mich zurück, obwohl es ihm an beſſeren Führern nicht gefehlt haben würde. Und er fragte gutmüthig: „Wollen Sie heute nicht mit mir gehen, weil ich an Ihrem Shakespeare gefrevelt? Sie ſind ein Kind! Der hat unſer Lob nicht nöthig und iſt

über jeden Tadel fort. So weit bringen wir's Beide nicht; *ſeinetwegen* brauchen Sie mich nicht auf dem Eiſe tanzen zu laſſen.“ Von meiner Ungezogenheit war nicht mehr die Rede, und er unbefangen und freundlicher als jemals.

Außer unſerer Literaria, in welcher, trotz mannichfacher, ihm unvermeidlich widerſtrebender Elemente, er ſich heimlich fühlte und gern bewegte, war ſein geſelliger Verkehr wenig ausgebreitet. Mit den poetiſchen und äſthetiſchen Cirkeln in großen Berliner Häuſern vermochte ſeine rückſichtsloſe Derbheit nicht fügſam zu beſtehen. Man ſchalt ihn deshalb. Ich muß ihn loben. Um ſo aufrichtiger, weil ich ſelbſt in bedauernswerther Nachgiebigkeit kennen und erfahren gelernt, wie die *meiſten* Gönner und Gönnerinnen von Kunſt und Literatur es mit dieſer zur Schau getragenen Gönnerſchaft meinen, und wie verzweifelt wenig dahinter ſteckt; womit ich aber nicht etwa Berlin gegen andere große Städte, in denen es noch ſchlimmer iſt, zurückſetzen möchte.

Ein alter — wenn ich nicht irre Halliſcher Univerſitäts- — Freund, der Geheime Oberfinanzrath Skalley, der zugleich als Mitglied einer Prüfungscommiſſion ſämmtlicher für's Hoftheater eingehender Stücke günſtigen Einfluß auf ſeine Productivität übte, ſtand ihm ſehr nahe.

Sodann pflegte er vertrauteren Umgang mit Hegel, welcher in Raupach's Dramen vielleicht mehr ſah, als ein weniger großer Philoſoph und dagegen praktiſch zuverläſſiger Bühnenfreund geſehen haben würde. Denn

Hegel fand ſich und ſeine äſthetiſchen Meinungen in manchen neueren Arbeiten des Dichters verkörpert; was, wo es eintraf, eben nicht zum Vortheil der Dichtungen einſchlug. Sie Beide im Verein lehnten ſich heftig gegen Ludwig Tieck auf, gegen Ironie, gegen romantiſchen Nihilismus, gegen Shakespeare's Luſtſpiele u. ſ. w., ſchienen doch aber dabei zu vergeſſen oder zu überſehen, daß verſchiedene Verſuche Raupach's eben auch nur für poetiſche Negationen, wenn gleich für ſehr geiſtreich combinirte, gelten konnten.

Friedrich von Raumer, zwar begeiſterter Freund und Vertreter des von Jenen perhorrescirten (und auch Jene redlich rück-perhorrescirenden) Tieck, wurde dennoch durch die Dramatiſirung ſeiner Hohenſtaufen angezogen und gewonnen, von welcher groß angelegten, weit verzweigten, dichteriſchen Unternehmung die deutſche Bühne leider nicht den Vortheil gezogen, der allen dabei aufgewendeten Mitteln an Gelehrſamkeit, Fleiß, Willen und Fähigkeiten entſprochen hätte. Der Rahmen war doch wohl zu eng, vielleicht zu — modern, um darin mit Erfolg nachzuahmen, was dem kindlichen Ur-Genius britiſcher Poeſie, freilich unter völlig anderen Formen und Anſprüchen, gelungen iſt: ein ganzes, großes Völkergeſchick ſammt Schlachten, Niederlagen, blutigen Siegen und Triumphen hineinzuzwängen.

Außer jenen gelehrten und berühmten Freunden beſaß Raupach noch einen, allerdings minder gelehrten, doch für den Theater-Dichter nicht minder wichtigen, für ſeine Zwecke gewiß nützlicheren: den berühmten Schau-

ſpieler Pius Alexander Wolff, den Liebling und Schüler Goethe's, den Theilnehmer, den Zögling Weimariſcher Herrlichkeiten, den Erben glorreicher Erinnerungen, den Gatten jener wahren Künſtlerin Amalie, Malcolmi's Tochter, deſſelben Malcolmi, dem Goethe nachgeſungen:

„Reichen Beifall hatteſt Du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Perſonen ſind in Dir geſtorben,
Und Du haſt ſie alle wohl geſpielt."

Ich beſitze das Blatt, worauf Goethe mit eigener Hand dieſe vier Zeilen geſtellt, um es der Tochter eines unvergeſſenen Vaters darzureichen. Amalie Wolff ſchenkte mir's, als ich ſie, die ſchon erblindet, mich nicht mehr ſehen konnte, zum letzten Male ſah, in Berlin im Frühjahre achtzehnhundertfünfzig, an dem nämlichen Abende, wo ich bei ihr mit Raupach, bei dem ich zu Mittage geſpeiſet, noch einmal unerwartet zuſammentraf. Das war mir ein düſterer, doch feierlicher Abend. Es war, als ob wir, auf Gräbern ſitzend, mit einander plauderten; auf zugeworfenen, wie auf offenen. Zwei haben ſich ſeitdem geſchloſſen, für ihn, für ſie. Das dritte harrt noch ſeines Bewohners. — Nur wer Wolff und deſſen Frau perſönlich kannte; nur wer ſich ihres vertraulicheren Umganges erfreuen dürfen; nur wer Raupach aus anderen Umgebungen im Gedächtniß hatte und ihn dann in dieſen wiederfand, — nur der mag beurtheilen, wie mächtig des liebenswürdigen Künſtlerpaares Einfluß auf ihn geweſen. Bei Wolff's gab ſich der ſonſt ſo unzugängliche, abſprechende, ſeiner Sache ſichere, keinen Widerſpruch

duldende Poet mittheilend, nachſichtig, wohlwollend, empfänglich, heiter; nahm belehrenden Tadel dankbar hin. Er liebte Wolff; er verehrte in ihm den denkenden, hochſtrebenden Schauſpieler, den feingebildeten Mann; er bewunderte die unerſchöpfliche Erfindungsgabe der geiſtvollſten Schauſpielerin; die Lebensfriſche des ſeltenen Weibes; den ſcharfen Blick Beider, dem er gern und oft folgſam war.

Als der kranke Wolff in Folge vieljährigen Halsleidens kaum noch zu flüſtern vermochte, ſchrieb Raupach eigens für ihn ein Drama, „das Ritterwort," worin er den verſtummenden Meiſter der Rede mit einer pantomimiſchen Rolle bedachte. Dieſes Schauſpiel kam mit Wolff nicht mehr zur Aufführung: der Tod ſtellte ſich dazwiſchen. Auf der Heimkehr aus ſüdlichen Bädern blieb — wie wir in einem nachfolgenden Aufſatze finden — Wolff in Weimar liegen, damit ſein Grab ihm auf dem Friedhofe bereitet werde, wo jetzt Karl Auguſt, ächt fürſtlicher Anordnung gemäß, zwiſchen Schiller und Goethe modert. Zu dieſen gehörte auch im Tode der große Redner, der im Leben ihre ewigen Worte lebendig gemacht, der ihnen Wohllaut und Fülle der Sprache verliehen. Und als nun Amalie verwittwet in Berlin wieder eintraf; als Raupach ſie beſuchte .... Sie haben ihn einen kalten, herzloſen Egoiſten zu nennen beliebt, ſeine jungen Herren Gegner. Hättet Ihr ihn geſehen, da er die Räume zum erſten Male wieder betrat, in denen er des verſtorbenen Freundes ſich gefreut! Da er der Freundin entgegentrat, die ſich bemühete, Faſſung zu

gewinnen, während er fassungslos in lautes Schluchzen ausbrach und sich dem ungezügelten Schmerze ehrlich und herzlich hingab; hättet Ihr ihn gehört, da er mit dem Schrei tief-innerster Empfindung ausrief: „Ob die Kunst einen Ersatz für Wolff zu hoffen hat, das weiß ich nicht. Für mein Herz giebt es keinen! . .“

Ja, ja, der Mann, der „Isidor und Olga“ gedichtet, war ein kalter, gefühlloser Professor, der, ohne geborener Poet zu sein, nur mit dem Verstande arbeitete, nur momentane Effecte berechnete, nur, um Geld zu erwerben*), Stücke schrieb! Hieß es nicht so? Ich dächte, wir hätten dergleichen öfter gelesen? — Nun, Gott gesegn' es Euch; aber unser Einer weiß es besser.

Viele wurden ihm neidische Schimpfer, weil der Geschimpfte bei Hofe Geltung fand; weil er sich in Berlin so lange behauptete. Diese „Tages- und Splitterrichter,“ denen der Alte in Weimar väterlich zuruft:

„Splittert nur nicht Alles klein,
Denn fürwahr der schlecht'ste Dichter
Wird noch Euer Meister sein.“

Und was hat es ihnen geholfen? Raupach wird

---

*) Er war nicht ohne Vermögen. Aber daß er durch schriftstellerische Thätigkeit große Summen gesammelt, ist erlogen. Einen Theil seines mäßigen Besitzthumes hatte er schon aus Rußland mitgebracht, wo er als Professor bei der Universität in Petersburg früher in vornehmen Häusern lehrte. Außer den Zinsen seiner Ersparnisse bezog er eine wohlverdiente, schwererworbene Pension als Hoftheaterdichter. Hätten sie ihm nicht auch diese am liebsten mißgönnt? ... O, es geht Nichts über die „Kameradschaft“ deutscher Schriftsteller.

ſeinen Platz in der Geſchichte deutſcher Literatur einnehmen, wie unbeſtochene Würdigung der Nachwelt, wie ausgleichende Gerechtigkeit ihm anweiſen, während jene namenlos im Nichts vergehen.

„Die Wahrheit (ſprach Napoleon auf St. Helena) kommt endlich immer zu Ehren; nur freilich, daß ſie oft gar lange Zeit braucht; — und meiſtentheils wartet ſie, bis ſie ſich auf einen Grabſtein ſetzen kann."

Sie wird ſich auch auf Raupach's Grabſteine einfinden.

Niemals war er poſſierlicher, als wenn er die Abſicht hegte, zu loben. Das heißt: einen Anweſenden; einen neben ihm Lebenden, gleich ihm nach dem Beifall des Berliner Theater-Publikums Ringenden. Mehr oder weniger betrachtete er doch jeden Solchen wie einen kecken Eindringling, der ihm in die Quere kommen könnte. Denn das hilft einmal Nichts, eingeſtehen müſſen wir's: er meinte, das ausſchließliche Recht, die Bühne mit Neuigkeiten zu verſorgen, habe er ſich erobert, und es weile auf ſeiner Seite. Gewiſſermaßen hatte er's auch. Von uns Allen, die wir (um von den Herren Ueberſetzern zu ſchweigen!) ein oder das andere Originalſtück ſpielen ließen, durfte ſich keiner mit ſeiner Vielſeitigkeit, ſeiner Fruchtbarkeit, ſeinen Erfolgen meſſen. Gewöhnlich ſchwieg er über die erſte Vorſtellung eines fremden Produktes. Und wurde etwa in der literariſchen Geſellſchaft davon geſprochen, ſo verſtummte ein ſolches Geſpräch gewiß bei ſeinem Eintritt. Nur zwei Mal beſinn' ich mich, daß er mir ein Wort der Anerkennung geſagt, eben in

ſeiner Art und Weiſe. Ein Mal geſchah es, nachdem durch ein wirklich ſeltſames Zuſammentreffen an dem nämlichen Tage, wo ſein „der Müller und ſein Kind“ auf dem Hoftheater, — mein Schauſpiel „die Majoratsherren“ in der Königsſtadt zum erſten Male gegeben wurde, und alſo um dieſelbe Abendſtunde zwei ſchleſiſche Schriftſteller, jeder mit einer am Chriſtabend in Schleſien ſpielenden Neuigkeit auftraten. Da ſagte er mir, er habe gehört, mein Stück ſei günſtig aufgenommen worden. (Das war es allerdings; und es fehlte auch damals nicht an Freunden, die laut verſicherten, mir gebühre die Palme des Abends. Mein Himmel, glaubt' ich es nicht ſelbſt? Und nun? — „Der Müller und ſein Kind“ lebt jetzt nach dreiundzwanzig Jahren noch auf allen deutſchen Bühnen, während „die Majoratsherren“ längſt vergeſſen, nach kurzem Scheinleben den Schlaf der Gerechten ſchlafen.) — Das andere Mal redete er mich an, nachdem er „Lenore“ geſehen, die damals innerhalb Preußens Grenzen zum Volksſtück wurde. Er tadelte ſcharf und ohne Erbarmen, ſchloß jedoch mit den Worten: „Ich ſage Ihnen das nur, weil Sie am Ende von all' den Hieſigen der Einzige ſind, der Etwas (für's Theater) zu Stande bringt.“

Hitzig ließ ſich's nicht nehmen, auf dieſes Almoſen Raupach'ſcher Anerkennung dürfe ich ſtolz ſein. Ich war es auch. Denn aus ſeinem Jargon, in geſellig-herkömmliche Floskeln übertragen, enthielt es mehr Lob, als ich verlangen konnte. Uebrigens vermochte er meine Arbeiten, wie wir dieſelben zu jener Zeit für's König-

ſtädter Theater machten, nur einſeitig zu beurtheilen, weil ihm das lyriſche Element derſelben fremd blieb. Wohl verſtanden, jenes lyriſche, welches zu Liederſpiel und Melodrama ſeine Zuflucht nehmen mußte, um die engbegrenzte Conceſſion einer Anſtalt zu umgehen, welcher Tragödie und höheres Drama unterſagt blieb. Von muſikaliſchen Regungen und Richtungen ſchien in ihm nicht viel zu walten. Er ſelbſt erklärte ſich offen als Opernfeind. Dennoch umgarnte ihn Spontini und fing ſich ihn ein zur Anfertigung eines großen Operntextes, den der Dichter wie den Stoff zu einem fürſtlichen Hochzeitkleide mit ſcharfer Scheere aus dem vorräthigen hohenſtaufiſchen Zeuge herausſchnitt; den aber der Compoſiteur ſo langſam verarbeitete, daß die gemarterte „Agnes," — eine prinzliche Vermählungsoper, nur aktweiſe erſchien und für verſchiedene vaterländiſche Feſttage ausreichte.

Spontini und Raupach mit einander waren auch der Mühe werth zu betrachten.

Raupach liebte franzöſiſch zu reden; er ſprach es vortrefflich. Spontini lauſchte bewundernd dieſer bei einem deutſchen Fachgelehrten ſeltenen Beredtſamkeit und beugte ſich vor dem ſattelfeſten Hiſtoriker, der ſeinerſeits den Diners des General-Muſikdirektors gern beiwohnte. Sobald von Muſik die Rede kam, beugte ſich wiederum Raupach vor Jenem, — inſofern der Rücken des geraden Mannes überhaupt der Beugung fähig war. Doch der gute Spontini hatte ſich längſt ausgeſchrieben, und Raupach's Textbuch allein trägt wahrlich nicht die Schuld, wenn ſich die gewaltigen oder lieblichen Melodieen einer

„Veſtalin," eines „Cortez" nicht mehr erneuern wollten. Hatten ſie ſich doch ſchon bei „Olympia" widerſpenſtig gezeigt, ſo viele Jahre früher, wo Hoffmann, der phantaſtiſche Kammergerichtsrath, ſelbſt Opernkomponiſt und ehemaliger Kapellmeiſter, aus einem kritiſchen Gegner zum bereitwilligen Mitarbeiter umgewandelt, ſich bemühet, ihnen Bahn zu brechen! Hatten ſie ſich doch bei „Nurmahal, dem Roſenfeſt in Kaſchemir" (welche Oper der Berliner Gaſſenwitz in „Nur nich' noch 'n mal, oder der Hoſenreſt von Kaſimir" umtaufte) ſparſam eingeſtellt. Und waren bei „Alcidor" (Allzutoll) entſchieden ausgeblieben, trotz aller Lockungen von dreißig harmoniſch geſtimmten Amboſſen. Spontini empfand dieſen Mangel am tiefſten. Er ſtand noch nicht auf jener hohen Stufe gegenwärtiger Anſchauung, welche, Mozart für den Verderber der Oper haltend, eine Oper der Zukunft prediget. Er machte nur aus Verzweiflung Spektakel, weil ſein Genius ihm trauernd zuflüſterte, daß die Quelle verſiegt ſei, aus deren ſüß murmelnden Wogen Licinius und Julia ihre Liebesgluthen geſchöpft. Deshalb zog es ihn zu jenen Tagen zurück, wo der Jüngling in Orangenhainen von Lorbeerzweigen geträumt, die eines Welt-Beſiegers Hand für ihn flechten werde: die Erinnerungen ſeiner Jugend, ſeiner Erſtlingsverſuche tauchten auf, und ehe noch „Agnes von Hohenſtaufen" zu Ende gebracht war, begehrte er von Raupach, dieſer ſolle ihm die Oper „Milton" aus einem Akte in mehrere ziehen und ſpinnen helfen. Er wollte dann mit der dazu gehörigen Muſik daſſelbe thun und aus der Operette

„un grand ouvrage“ machen. (Das war ſein Favoritausdruck, weshalb wir ihm den Beinamen „Ouvragetapage“ gegeben.) Raupach, der bei belebter Tafelconverſation dieſem Anſinnen zu genügen verſprochen, bedauerte nachher, daß er es gethan. Dadurch wurde ich in's Mitleiden gezogen, und unter Umſtänden, die, weil ſie wunderlich ſind, mir mittheilungswerth erſcheinen. Im Sommer achtzehnhunderteinunddreißig geſchah es, daß Raupach mich in Kemper's Garten, wo ſich die Literaria während der ſchönen Jahreszeit verſammelte, bei Seite nahm und mir eröffnete, er ſtehe im Begriff, ſeine Brunnenkur anzutreten und nach — ich weiß nicht welchem? — Badeorte abzureiſen. Dadurch werde es ihm unmöglich, ſogleich an den „Milton“ zu gehen, und er habe, weil Spontini ſehr ungeduldig ſei und ſich gerade jetzt im Sommer vorzugsweiſe produktiv glaube, mich in Vorſchlag gebracht, damit ich an ſeiner Statt die Arbeit übernehme. Sie erweiſen mir zugleich, ſetzte er hinzu, eine Gefälligkeit. Ihnen liegt, der Sie ohnedies in Ihre Komödieen immer Lieder einflechten, der Singſang näher als mir, und ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie mir erlauben, in Ihrem Namen zuzuſagen. Erlöſen Sie mich! — Ich willigte ohne Widerrede ein. Ich hatte in meiner excentriſchen Freundſchaft für unſern von Spontini beneideten und im Stillen angefochtenen C. M. von Weber ſo viele jugendliche, ja jungenhafte Ungezogenheiten gegen den italieniſchen Ritter verübt, daß es mir erwünſcht kam, durch Bereitwilligkeit und Bemühungen einigermaßen gut zu machen, was ich gedan-

kenlos am Sänger der „Vestalin“ verbrochen. Meine Absicht war, recht bald zu ihm zu gehen, meine Dienste ihm anzubieten; das gelobte ich dem scheidenden Raupach. Wer schildert mein Erstaunen, als ich schon am nächsten Tage, von einem Spaziergang zurückkehrend, meine Frau hinter einem Bücher-Gebirge fand und vernahm, Spontini sei dagewesen, habe stundenlang meiner geharrt, lasse mich auf morgen zum Essen bitten und recommandire mir vorliegende hundert Bände, die sein Diener keuchend aus der Kutsche heraufgeschleppt, damit ich mich durch die Lektüre derselben in das Kostüm des Landes versetzen möge, in welchem die projektirte Oper vor sich gehe. Es war Walter Scott von A bis Z in französischen Uebersetzungen und eine Menge anderer schottischer Geschichten, Reiseberichte, Dichtungen, unter welchen auch Ossian nicht fehlte; Milton aber sich von selbst verstand.

Ich dachte: der nimmt das Ding ja verdammt ernsthaft, und begab mich Augenblicks auf den Weg, mich ein- für alle Mal von seinen Diners loszumachen, bei denen ich die Begegnung eines Dr. Sobernheim, Spontinischen Leib- und Magenrecensenten, mir der unerträglichste aller Journal-Scribenten, fürchtete, und mir andere Stunden für unsere Zusammenkünfte zu erbitten. Da fand ich denn bereits alle Dekorationen für die künftige große Oper „Milton,“ nicht etwa als Skizzen, sondern als künstlerisch ausgeführte Bilder von Meistern gemalt. Auf seinem Arbeitstische, wo kostbare Schwanenfedern bereit lagen, befand sich zierlichst geschrieben der

nicht zu lieben, weil er die Meinung hegte, man müsse von einer Kunst gründliches Verständniß haben, um gründlich darüber zu sprechen. Und da er nicht gelernt hatte, c von cis zu unterscheiden; da er keine musikalischen Fähigkeiten in sich spürte, so gefiel er sich, brummige Unempfänglichkeit dagegen zu heucheln. Doch das war nur auswendig. Raupach konnte unmöglich „der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst" für Diejenigen bleiben, die sein tiefes Gefühl kannten und schätzten. Mochte er die große Oper mit ihrem Ballet hassen, weil sie anspruchsvoll und verdrängend den Raum einnahm, der, seiner Ansicht nach deutscher Poesie auf den Brettern gebührte! — Aus Gluck, Mozart, Weber, Boyeldieu, ja aus Rossini hörte er schon heraus, was in seiner Brust wiederklang. Seine Wuth gegen bewunderte Virtuosen und Sängerinnen (die Sontag ließ er doch gelten) blieb mir eine wahre Fundgrube von Neckereien; mir, — aber auch ihm, da er mich mit meinen Verzückungen verspottete, wenn ich ihm seine Unempfindlichkeit vorwarf. Als Paganini in Berlin Concerte gab, und ich wirklich schon halb verrückt war vor Begeisterung, sagte ich ihm in meiner Ekstase: Sie müssen Paganini hören, sonst erklär' ich Sie für einen nordischen Barbaren; und wenn er Sie nicht entzückt, dürfen Sie mir ein paar Ohrfeigen geben. Er nahm eine Prieſe und lächelte mir zu: „Holtei, Sie sind ein Narr!" — Das war eine seiner Lieblingsanreden für mich. Auf tausend Meilen weit war ich von dem Gedanken entfernt, er könne meiner Anmahnung doch Folge geben. (Und er hätt' es auch

Platen in ungerechtem Grolle ihn das „Jüdchen Raupel“ nennt. Eine seiner Schwestern, an den Geheimerath von Unruh in Liegnitz verheirathet, wurde Ursache, daß er mit diesem Schwager in Gemeinschaft ein Landgut kaufte und sich auf einige Jahre in die Agricultur warf. Es ist dabei nicht gut ergangen, und sie mußten froh sein, ohne große Verluste wieder zu verkaufen.

Raupach! Dr. Ernst Raupach! der Professor, der Poet! als schlesischer Landstand, in ritterschaftlicher Uniform, zu Pferde, einen Reitknecht hinter sich! — Er verstand ganz gut, den Seigneur zu machen. Auch zeichnete ihn im Umgange mit hohen, höchsten, ja allerhöchsten Herrschaften eine sichere, noble Haltung aus. Freilich behielt er Etwas von einem Schulmeister, benahm sich aber doch wie ein vornehmer Herr. Dabei bewahrte er offen, freimüthig, furchtlos, unfähig zu schmeicheln, stets die Würde des Gelehrten, des Dichters. Er vergab sich und seiner Stellung Nichts. Deshalb stieß er häufig an. Und es ist in meinen Augen ein gültiger Lobspruch für den Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin K. H. [1852], daß dieser Mann, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, Jahre lang bei Ihnen aus- und einging, Ihnen Privatissima über Geschichte las, sich Ihres ganzen Zutrauens rühmen durfte bis an sein Ende. Auch König Friedrich Wilhelm der Dritte, so wie Friedrich Wilhelm der Vierte haben ihn in seiner derben Gradheit, seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe, seiner unerschütterlichen Treue stets geschätzt.

Der König Friedrich Wilhelm der Vierte reisete zu

einer Militair-Inſpektion durch Schleſien, während Raupach ſich auf ſeinem Landgute befand. „Sobald ich erfuhr" — mit dieſen Worten hat R. die Begebenheit mir erzählt — „ſobald ich erfuhr, daß Seine Majeſtät in Lüben Halt machen werde, ſetzte ich mich zu Pferde und ritt hinein, meine Aufwartung zu machen. Ich ſtand im dickſten Gedränge unter den übrigen Leuten, als der König ausſtieg. Aber Er entdeckte mich gleich und rief mir im Vorübergehen zu: Wo Teufel kommen Sie hierher, Raupach? Bald darauf ſuchte mich ein Adjutant, mit dem Befehle, mich bei Tafel einzufinden. Das Geſpräch war ſehr lebhaft und kam auch auf den jüngſt gefaßten Plan, griechiſche Tragödieen auf die Bretter zu bringen, zunächſt Antigone; worüber ſich der König freudig ausließ und ſich eine bedeutende geiſtige Wirkung davon verſprach. Ich entgegnete: dazu fehlt uns nur dreierlei: die Schauſpieler, ein ſolches Gedicht darzuſtellen; die Zuhörer, es zu verſtehen; die griechiſche Bühne unter griechiſchem Himmel für Beide. Und es wird dennoch gehen, rief der König. Und ich wage daran zu zweifeln, Eure Majeſtät, erwiederte ich....."

Der Erfolg ſcheint gewiſſermaßen dem Könige Recht gegeben zu haben. Scheint! Denn in Wirklichkeit — doch das gehört nicht hierher und würde zu weit führen. Meine Abſicht war nur, in Kürze durch ein Beiſpiel aus dem Leben zu zeigen, wie Raupach ſeine Meinung unverhohlen überall ausſprach und überall faſt in demſelben

Tone; mit jener ihn und ſein Weſen bezeichnenden Entſchiedenheit, welche ihm ſo viele Feinde ſchuf; welche ihn für Beamtete und Mitglieder des Berliner Hoftheaters, dem ſeine Thätigkeit zunächſt gewidmet blieb, ſchier zu einem Kinderſchreck und Wauwau machte. Daß er deshalb nicht minder innig und fein fühlte, als mancher ſüßliche, glatte, hofmänniſche Formen-Menſch; daß er, ſobald vertrauensvolle Bitten ihn in Anſpruch nahmen, gern gefällig und fördernd war; daß er, weich wie ein Kind, leicht in Thränen überfloß, wenn lang-verhaltene Rührung ihn übermannte; daß er, ein redlicher Freund ſeiner Freunde, Jedem das Schlimmſte in's Geſicht, hinter dem Rücken des Abweſenden aber nur Gutes ſprach und ſich des Angegriffenen muthig annahm; — dies Alles weiß ich aus vieljähriger eigener Anſchauung und Erfahrung. Sich ſelbſt und den Dualismus ſeiner Natur hat er treffend geſchildert in jenem viel zu wenig gekannten Buche, welches die aus Italien geſchriebenen Briefe eines ſicheren „Hirſemenzel" enthält. Beſagter Hirſemenzel, den ſein Herr mit auf die Reiſe in's gelobte Land der Künſte genommen, faßt in ſchulmeiſterlicher, pedantiſcher Hypochondrie alles Italieniſche von der ſchlimmen Seite auf, ärgert ſich und klagt, wo der optimiſtiſche Reiſegefährte Entzücken findet. Offenbar hat der Verfaſſer in dieſen beiden verſchiedenartigen Perſönlichkeiten die verſchiedenartigen Eindrücke wiedergeben wollen, die ſeiner eigenen Perſon zu Theil wurden. Raupach „hirſemenzelte" auf dieſe Weiſe durch's ganze

Leben. Wer thut es nicht? Nur daß die Wenigſten ehrlich genug ſein wollen oder können, ſich zu geben, wie ihnen um's Herz iſt.

Aber „Jedweder hat, er ſei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag!" läßt Goethe in dem wundervollen Epiloge, den er zu einem alten Schauſpiele „Eſſex" dichtete, Königin Eliſabeth ausrufen. Ein ſolches letztes Glück überlebte auch Raupach in ſeiner Bühnenherrſchaft. Durch einige mißlungene, boshaft angefeindete Aufführungen neuer Stücke verſtimmt, zog er ſich, unwillig über die Undankbarkeit eines ſo oft und ſo lange von ihm unterhaltenen Publikums, zurück und überließ ſeinen Neidern den Raum, den er bunt und reich mit Geſtalten ſtets reger Geiſteskraft bevölkert hatte. Das Scepter war zu haben! Schade nur, daß gerade von jenen Fingern, die ſo eifrig Federn in Bewegung geſetzt, es ihm zu entwinden, ſich keine hervorthaten, es zu ergreifen, zu halten, zu führen gleich ihm! Sie konnten ihn ſtürzen, — zu erſetzen vermochten ſie ihn nicht. Hat ſich aus dieſem Scribler-Heere eine der ſeinigen an gediegener Sprache, an Klarheit des Gedankens, an Reichthum der Erfindung nur vergleichbare Productivität entwickelt? Ich bin kein Kritiker; ich erkühne mich nicht als ſolcher aufzutreten. Doch ich denke und ſcheue mich nicht dies auszuſprechen, daß ein Dichter, aus deſſen Bühnenrepertoir die Erinnerung des Mitlebenden unvorbereitet, ohne ſchriftlichen Nachweis, auf gutes Glück mit einem Griffe folgende Namen zieht, wie: „Die Fürſten Chawansky, — die Erdennacht, — die

Gefeſſelten, — Raphaele, — die Schleichhändler, — Iſidor und Olga, — die Tochter der Luft, — Vormund und Mündel, — Vater und Tochter, — Genovefa, — der Müller und ſein Kind, — Cromwell, — die Royaliſten, — der Nibelungen Hort, — Kaiſer Friedrich, — Heinrich der Sechſte, — König Enzio, — Kritik und Antikritik, — Conradin, — der Bettler, — die Bekehrten, — Laßt die Todten ruhn, — Doktor und Apotheker, — der verſiegelte Bürgermeiſter, — Jakobine von Holland, — Corona von Saluzzo, — der Zeitgeiſt, — Mulier taceat in ecclesia, — der Platzregen als Eheprokurator," (folglich von der hiſtoriſchen Tragödie durch alle möglichen Uebergänge und Abſtufungen bis zur Berliner Lokalpoſſe!) — Namen von Stücken, die auf den meiſten und beſten Theatern Glück gemacht haben; .... daß ein ſolcher Dichter denn doch nicht ſo ganz obenhin abzufertigen ſei; mochten immer unzählige unbedeutende — und leider auch manche bedeutende Beurtheiler darauf ausgehen! —

Raupach zog ſich zurück von der Bühne und zugleich von der Welt. Die Freunde hatten ſich zerſtreut, — ſie ſtarben ab. Er begnügte ſich mit ſeiner ſtillen Häuslichkeit, die eine durch Achtung und Freundſchaft ihm kürzlich verbundene jüngere Gattin belebte.

Wenige Genoſſen aus früheren, beſſeren Tagen blieben ihm noch bis an's Ende. Er trieb wiſſenſchaftliche Studien, beſchäftigte ſich unausgeſetzt, lächelte dabei bitter, oder wehmüthig, je nachdem, in die Verwirrung jüngſt vergangener Jahre und zeigte ſich dankbar für

jedes Zeichen alter Anhänglichkeit und Verehrung. So fand ich ihn im Frühjahre achtzehnhundertfünfzig, wo er eben in einem Drama „Mirabeau" seine Ansichten von dem, was die Welt draußen bewegte, niedergelegt hatte. Noch einmal: ich bin kein Kritiker, der sich ein entscheidendes Urtheil anmaßen wollte, aber mein gesunder Menschenverstand hat bis heute noch nicht enträthseln können, wie es zuging, daß Raupach's „Mirabeau" auch nicht auf einem einzigen Hoftheater Eingang fand, während ein aus Lamartine's Tiraden zusammengewürfelter „Robespierre" auf so vielen Bühnen poltern durfte? Armer Raupach, was konntest Du Klügeres thun, als Deine Augen schließen und sterben! Friede mit Deiner Asche! Und Ehre Deinem Andenken, Du braver deutscher Mann!

Hammer-Purgstall

(als französischer Lyriker).

Der Tod des weltberühmten gelehrten Greises hat zur Mittheilung von verschiedenen Anekdoten aus seinem Leben vielseitig angeregt, und man hat dergleichen Mittheilungen überall mit Interesse aufgenommen. Vielleicht findet nachstehende kurze Schilderung einer Scene, in welcher ich mitzuwirken die Ehre hatte, einige wohlwollende Leser?

Ich befand mich im Winter 1834/35 in Wien, wo ich im Vereine mit meiner Frau eine Reihe kleiner Lieder-

ſpiele und melodramatiſcher Stücke zur Aufführung brachte. Obgleich keines derſelben auf Befriedigung der Schauluſt eingerichtet, vielmehr in Handlung und Scenerie alle ſo einfach wie möglich, durch ein ganz kleines Perſonale dargeſtellt wurden, übten dieſelben, — wahrſcheinlich nur durch die Fremdartigkeit der Gattung, die wie alles Neue reizte, — ein halbes Jahr hindurch ihre Anziehungskraft auf ein großes Publikum. Eins der beliebteſten jener unbedeutenden Stückchen: „Der ſchottiſche Mantel" erfreute ſich vorzüglich günſtiger Aufnahme bei der vornehmen und literariſchen Welt. Und in dieſem war es wieder vorzugsweiſe ein einfaches Lied, worin ein armer verſchmähter Magiſter ſeine wehmüthigſüßen Gefühle einem Blumenſtrauße anvertraut, welches Wiederklang in dem leicht empfänglichen Herzen der Wiener und Wienerinnen erregte.

Wir wohnten, — wie reiſende Comödianten pflegen, wenn ſie eben umherziehen, ſich ein Neſt zu ſuchen, — den Wandervögeln auf Bäumen nicht unähnlich, in einer auf gutes Glück meublirten Wohnung, umgeben von Kiſten, Koffern, Hutſchachteln, Theaterſtaat, Partituren, Orcheſterſtimmen und Manuſcripten, unter welchen gute Ordnung nicht immer zu erhalten war, bei aller Fürſorge weiblicher Hände. Beſuche, die uns im Laufe des Tages zu Theil wurden, fanden uns etwa ſo leidlich vorbereitet, ſie anſtändig zu empfangen. Nur gar zu zeitig durfte Niemand kommen. Schauſpieler, die den Abend vorher bis zehn Uhr auf den Brettern ſtanden, dann bis gegen Mitternacht am Tiſche ſaßen,

beim traulichen Mahle, dem ſich wohl öfters Witthauer, Bauernfeld, Grillparzer, Raimund — oder ein anderer Freund geſellte; ſolche ſind keine paſſionirten Frühaufſteher, wie begreiflich. Nun geſchah es aber eines Morgens, daß bei wildem Schneegeſtöber, wo die Sonne beim beſten Vorſatze, Tag zu machen, dieſe Aufgabe Glock' zehn noch nicht in's Reine gebracht hatte, — eine Equipage unten vorfuhr, aus welcher zwei Damen zu uns emporſtiegen, trotz aller Warnungen unſerer mit aufgehobenen Armen Widerſtand leiſtenden Cameriera eindrangen und in unſeren Milchkaffee fielen, ehe wir noch das erſte „Kipfel" verzehrt hatten. „Ich bin — laſſen Sie ſich nicht ſtören, ich ſetze mich zu Ihnen, — ich bin Frau von Hammer; wir waren geſtern im Theater. Mein Mann hat das höchſte Wohlgefallen an Ihren Liedern gefunden; er iſt mit dem: „Ich klag's euch, ihr Blumen!" — geſtern ſchlafen gegangen und heute wieder aufgeſtanden. Ich weiß ihm eine große Freude zu machen, wenn ich ihn mit Ihnen Beiden überraſche; Sie dürfen mir die Freude nicht verderben; Sie müſſen heute Mittag bei uns eſſen. Aber Sie müſſen auch geſtatten, daß ich Sie meinem Manne unter fremdem Namen vorſtelle. Wir wollen ſehen, ob er Sie aus Ihren Stimmen erkennen wird?"

Ich fand die Propoſition ſeltſam, denn ich hatte das „Hammer" überhört und wähnte, es ſei eine der gewöhnlichen Invitationen, wie ſie Schauſpielern und Theaterſchriftſtellern, welche juſt auf kurze Zeit in der Mode ſind, durch eitle, aufdringliche Modethuerei häufig

zugemuthet werden, und in ihrer scheinbar schmeichelhaften Auszeichnung eigentlich eine beleidigende Geringschätzung verbergen. Ich fragte also ziemlich kalt: Mit wem hab' ich die Ehre? . . .

„Hammer heißt mein Mann!"

Hammer? —

„Ja, Josef von Hammer!"

Ah, das ändert die Sache; dieser Hammer schlägt gewaltig an mein Ohr. Josef von Hammer! Natürlich stehen wir zu Befehle. Aber, gnädige Frau, mit der Mystification wird es Nichts sein; ich bin Ihrem Herrn Gemahl schon bekannt außer der Bühne, traf mit ihm vor etlichen Tagen bei Baronin Pereira zusammen. . . .

„Wenn Sie sonst keinen Kummer haben, mein lieber Holtei, können Sie sich ruhig als Kaiser von Marocco präsentiren lassen. Mein Mann ist so prächtig zerstreut, daß mit ihm jedweder Scherz dieser Art gelingen muß. Uebrigens ist es bei uns hübsch dunkel, und ich werde Sorge tragen, daß wir ein Viertelstündchen ohne Kerzen bleiben. Da wir um vier Uhr diniren, haben wir Finsterniß nach Herzenslust. Also, Sie kommen?"

Das versteht sich, gnädige Frau!

„Nun trinkt Euren Kaffee, und Punkt vier Uhr stellt Euch ein!" — —

Dies war das Vorspiel meiner dramatischen Skizze. Jetzt folgt die kurze Hauptscene.

Wir hielten auf's Genaueste die Stunde ein, wie abgerichtete Theaterleute, die sich vor Strafabzügen von der Gage fürchten, welche letztere bekanntlich in einer sehr

beſchwerlichen Wechſelwirkung verſäumter Minuten zu Groſchen pro Thaler beſtehen. Der Herr des Hauſes war noch nicht von der Staatskanzlei zurück. Außer uns befanden ſich nur wenige Verwandte in den allerdings ſehr dunklen Räumen, in denen auch ein minder Zerſtreuter wie Hammer ſchwerlich den nächſten Freund auf den erſten Blick erkannt hätte. Wie er nun eintrat, empfing ihn ſeine Gemahlin mit den halbgeflüſterten Worten: „Wir haben unerwartet Gäſte bekommen, Berliner, die mir dringend empfohlen ſind; ich konnte nicht anders, als ſie zum Eſſen hier behalten; ſie kamen, da gerade der Tiſch gedeckt wurde.“ — Er gab ſich einige Mühe, ſein Mißbehagen über die unerwartete Störung zu maskiren, und kam freundlich genug auf uns zu. „Herr und Madame Feder aus Berlin!“ ſagte Frau von Hammer (Feder heißt der Magiſter im „ſchottiſchen Mantel“).

Das Diner begann ziemlich ſtumm und kalt. Hammer zeigte kein beſonderes Bedürfniß, dem Berliner Herrn Feder, der ihm da ſo auf die Naſe geſetzt worden, große Converſation zu machen. Auch nannte er mich abwechſelnd Reder und Leder. Daß die Damen, ihn zurechtweiſend, ihr „Feder“ abſichtlich betonten, ſchien ihn, als etwas Alltägliches für einen Namensverwechsler von ſeinem Range, nicht ſtutzig zu machen. Die Finſterniß nahm zu, die Stockung im Geſpräch desgleichen, — der Diener ſtellte Leuchter mit brennenden Kerzen auf die Tafel. Sogleich entdeckte der Orientaliſt, daß ſeine

Nachbarin, Madame Feder, nicht häßlich ſei. Er mochte denken, was ſchiert mich Herr Feder und ſein langweiliges Geſicht? Die niedliche Frau kann Nichts dafür, daß ihr Mann ſie zu ſo unpaſſender Viſitenſtunde hiehergeführt; — und er fing an, nach ſeiner rechten Seite hin geſprächig zu werden. Meine arme Julie rang mit Leben und Tod. Sie war, bei all' ihrer ſonſtigen Charakterfeſtigkeit, gänzlich unvermögend, in ſolchen Lagen das Lachen zurückzuhalten, und ſchon ſah ich den Moment herannahen, wo ſie losplatzen würde. Ich ſchlug mich alſo in's Mittel und nahm mit lauter Stimme das Wort, von einem in Breslau lebenden, mir bekannten orientaliſchen Philologen redend. Hammer hielt inne und horchte auf. Ich ſprach weiter. Jetzt fixirte er mich. Dann wieder zu meiner Frau gewendet, unterwarf er ihre Züge einer ſchärferen Muſterung. Und plötzlich rief er fröhlich aus: „Ja ſo, das ſind die Liederſpiel-Leute; deshalb kamen mir beide Feder'ſchen ſo bekannt vor." Und nun dankte er ſeiner Frau für den luſtigen Schwank, und wir waren heiter und guter Dinge. Wie oft ich aber beim Deſſert dem verwelkenden Blumenſtrauß des Magiſters Liebesleid habe vorſingen müſſen, weiß ich heute nicht mehr. Hammer wollte das Liedchen durchaus im Gedächtniß behalten. Und ſo oft ich ihm, während ſpäteren Aufenthaltes in der Kaiſerſtadt, begegnete, unterließ er faſt niemals, mir wie ein fleißiger Schüler die Reimlektion herzuſagen. Ja, er machte kein Hehl daraus, daß ich ſeinetwegen gar keine anderen Verſe

sonst verfertigt zu haben brauchte! — was mich, einen dazumal stets bereiten, fingerfixen Versifex, bedeutend verdroß.

Hier ist die Scene zu Ende. Jetzt kommt das Nachspiel.

Zwanzig Jahre sind vergangen. Ich mache meinen gewöhnlichen Spaziertrab um die Promenade der Hauptstadt Steiermarks und sehe Josef Freiherrn Hammer-Purgstall (denn dieser Zuname war mittlerweile durch Adoption auf ihn gefallen) rüstigen Schrittes daher steigen. „Willkommen in Gräz!" ruf ich ihm zu, habe jedoch glücklicherweise noch im Sprechen Zeit gewonnen, mein Gräz in sein Graz oder Gratz umzugestalten. — Sonst wär' es mir schlimm ergangen, und er hätte sich gewiß nicht so zutraulich in meinen Arm eingehängt, um ein Stück Weges mit mir zu schlendern. Noch nicht fünfzig Schritt hatten wir gemacht, so blieb er stehen und begann das unvermeidliche: Ich klag's euch, ihr Blumen! — Um Alles in der Welt, liebster Herr Hofrath, flehte ich, nur das nicht! — Aber kein Erbarmen! Ich mußte es durchhören. „Und wissen Sie," setzte er dann hinzu, „daß ich es auch in's Französische übersetzt habe?" Eh' ich noch mein Erstaunen äußern konnte, daß er seine kostbare Zeit auf solche Nichtigkeit verschwenden mögen, recitirte er mir seine Uebertragung. Und als ich ihn bis zum Garten der (seitdem nun auch hinübergegangenen, vielbetrauerten) Baronin Mandell geleitet, rief er mir noch aus der

Allee, die da zum Wohnhause führt, auf die Straße heraus zu: „Sie sollen die französische Uebersetzung haben!“

Das ist das letzte Mal gewesen, daß ich mit diesem merkwürdigen Manne zusammentraf. Mir wäre im Traume nicht eingefallen, daß er jenes flüchtigen Versprechens bei seiner sprichwörtlich gewordenen Zerstreuung sich erinnern werde. Aber er war kaum wieder in Wien eingetroffen, als ich schon nachstehende Abschrift empfing, die ich hier hinter den deutschen Originaltext stelle.

Ich klag's euch, ihr Blumen, ihr plaudert's nicht aus,
Bewahrt das Geheimniß im duftigen Strauß;
Nur euch sei mein Lieben, mein Leiden vertraut!
Verschweigt es, ihr Blumen, und redet nicht laut.

Doch wenn ihr am Busen der Theuren erglüht,
Dann öffnet die Kelche, dann duftet und blüht,
Dann flüstert hinauf mit bescheidenem Wehn:
Er liebt Dich, er liebt Dich und darf's nicht gestehn!

Und wenn ihr verwelkt eure Köpfe gesenkt,
Ja, wenn sie euch wegwirft und meiner nicht denkt,
Dann findet im Bächlein das wogende Grab
Und nehmt mein Geheimniß nur mit euch hinab.

A vous, o fleurs si discrètes,
Mon secret soit exprimé.
Gardez le sur les tablettes
De ce bouquet parfumé.
C'est à vous que je confie
Mon amour, mon triste cas.
Gardez le, je vous en prie,
Et n'en parlez que fort bas.

Mais seulement quand ardentes
Ecloses sur son beau sein,
En couleurs les plus brillantes
Remplissant votre destin,
Qu'alors mon secret transpire,
(Vos parfums vont le trahir,)
Il t'aime jusqu'au délire,
N'osant pas en convenir.

Quand mourants sur l'herbette
Vous devez subir la loi,
Et qu'elle au loin vous rejette
Et ne pense pas à moi,
Cherchez alors votre tombe
Dans les ondes du ruisseau
Qu'avec vous, hélas! succombe
Mon secret pourtant si beau.

Von Druckfehlern.

Klägliches Sendschreiben eines deutschen Schriftstellers an die geehrte Redaction der „Bohemia."

Gräz in Steiermark, am 24. Dec. 1852.
Abends 4½ Uhr.

Verehrungswürdige!

Sie wissen, es giebt Menschen, die von ihrer Geburt bis zum Tode an den Scropheln leiden. Andere sind mit Zahnschmerzen gequält; noch Andere mit Hühneraugen, was komisch klingt, aber durchaus nicht komisch ist. Wieder Andere kränkeln an der Brust, oder haben Kopfschmerzen, Migräne; Manche klagen ewig über Durst; Einige haben Schulden! und so weiter bis in's Unendliche. — Was ist das Alles gegen einen Autor, der an Druckfehlern leidet?

Gegen diese Qual kommt keine andere auf, und ihr Uebermaß bringt den Geduldigsten zur Verzweiflung. Wer nun gar gleich mir eingestehen muß, daß seine Handschrift keine Seydelmannische ist — denn Seydelmann schrieb die schönste, reinste, klarste, consequenteste, — wer sich folglich bei vielen Irrthümern des Setzers und Correctors selbst schuldig anklagen muß: o Gott, ein solcher wird endlich so verzagt, daß er schon nicht mehr wagt, seiner Feder freien Lauf zu lassen. In jedem Buchstaben, der ihr entfließt, sieht er einen Gedankenmörder, einen

Todfeind, einen Spötter. Und aus lauter Furcht undeutlich zu ſchreiben, ſchreibt er zuletzt gar nicht; er bemüht ſich zu malen, und in dieſem peinlichen Bemühen, jeden einzelnen Zug deutlich hervortreten zu laſſen, kritzelt er, was er dann ſelbſt kaum zu leſen vermag, wie viel weniger ein Setzer. Iſt nun der unglückliche Schriftſteller nebenbei ſo ungeſchickt, mit Stahlfedern gar nicht und mit Gänſefedern nur dann vom Fleck zu kommen, wenn er ſie ſelbſt ſorgſam zugeſchnitten, was wieder bei ſchwachen Augen und nebelgrauen Herbſttagen neue Schwierigkeiten bietet: ſo wird die liebe Schriftſtellerei zur furchtbarſten Marter, und ein ſolider Holzhacker ſcheint beneidenswerth.

In dieſer Lage befindet ſich Ihr ganz ergebenſter Mitarbeiter. Ich bin auf vielfältigen Reiſen im heißen Sommer vielfältig von Mücken, Bremſen und anderen peinigenden Inſecten gequält worden, habe manche Nacht unter tückiſchen Biſſen ungeflügelter Blutſauger verſeufzt und verwünſcht; aber was ſind jene Leiden, durch Myriaden kleiner Menſchenfeinde veranlaßt, gegen die Biſſe und Stiche der unvertilgbaren, immer wieder auflebenden, mit jedem neuen Werke ſich neugeſtaltenden Autorfeinde — der Druckfehler? Iſt es, o ewige Gerechtigkeit, nicht genug, daß uns jedes Stündchen ſommerlichen Morgenſchlafes durch freche Fliegen, jede ſüße Nacht durch kriechende oder hüpfende Beſtien, jeder laue Waldabend durch ſtechende Mücken, vulgo Gelſen, verdorben wird! Hat der Autor nicht hinreichend zu dulden von gleichgültiger Apathie der Leſewelt, von Grauſamkeit der

Kritik, von Zweifeln an ſich ſelbſt? Muß es denn auch noch Druckfehler geben? Ja, muß es denn, frag' ich, Literaten geben, welche vorzugsweiſe davon verfolgt werden, wie es ſüßblütige, feinhäutige Perſonen giebt, in deren Epidermis jedes kleine Beeſt ſtacheln will? Manche Druckfehler läßt man ſich ja gefallen; man vermag ihren Urſprung zu verfolgen; man geſteht ſich ein, daß der Setzer nur ihr Pflegevater, der Corrector nur ihr Curator oder Vormund geworden, nachdem die eigene unſichere Hand ihre leichtſinnige Erzeugerin geweſen. So hat es mich nur wenig erſchüttert, daß vor etlichen Tagen ein Freund in mein Zimmer trat, Nummer 247 der Bohemia in den Fingern haltend und mich angelegentlich fragend, wo der von mir als kindlich bezeichnete Engländer Urganius eigentlich lebe, und was er geſchrieben? Ich errieth augenblicklich, daß von meinem „Zur Erinnerung an Raupach" eingeſendeten Aufſatz die Rede ſei, und daß meine verwetterte, krähenfüßige Handſchrift im Ur-Genius, anſtatt ihn gebührend abzutheilen und das e hübſch deutlich zu zeichnen, einen neuen Beinamen für Shakeſpeare hervorgerufen habe. Dabei konnt' ich mich leicht tröſten, weil ich mir ſagen durfte: wer die Perioden im Ganzen auffaßt, wird, wenn er ſelbſt Etwas von Shakeſpeare's hiſtoriſch-epiſchen Dramen weiß, augenblicklich wiſſen, wer mit Herrn Urganius gemeint ſei. Und wer Nichts von Shakespeare weiß, für den bleibt es total gleichgültig, was er ſich unter jenem Urganius denken mag.

Nachdem mein Beſuch mich verlaſſen, fing ich aber

zu grübeln an. Es war gegen Abend; ich ſaß im Dunkeln allein, und die Geſpenſter verſchiedenartiger Druckfehler aus meinen zuletzt erſchienenen Büchern tanzten, von einer allerliebſten Grippe begünſtigt, ihren Wirbelreigen um mich her, mit dünnen, kreiſchenden Stimmen ſingend: „Noch mehr! Noch mehr!“

Was konnten ſie ſonſt meinen, als daß in dem nämlichen Aufſatze noch mehre ihres Gleichen enthalten ſeien? Und ſchlimmere? Viel ſchlimmere, als Urganius ſtatt Urgenius? Darauf deuteten ihre höhniſchen Accente.

Na, nun habe Einer ſo recht aus dem FF die Grippe und quäle ſeine fiebernde Phantaſie im Halbſchlafe mit allen erſinnlichen Druckfehlern!

Verehrte Redaction! Sie haben keine Ahnung, was ich in der auf jene Scene folgenden Nacht für ſchwarze, Ihrer berühmten Officin entſprungene Lettern in furchtbarer Miſchung ſah, Wörter bildend, mir zum Trotze, die entweder gar nicht exiſtiren, oder doch in ein Journal durchaus nicht gehören. Urganius nahm Fleiſch und Blut an; er wurde ein finſterer Zauberer, auf deſſen Wink der ganze Satz ſich verunſtaltete und greulichen Unſinn abdruckte.

Bei dem Erwachen konnte ich nur lächeln über die überſchwänglichen Tollheiten, von denen mir einige in der Erinnerung hängen geblieben waren, und von denen ich mir wiederholt ſagen durfte: Nein, Gott ſei Dank, das iſt doch unmöglich; magſt Du Dein Lebelang noch ſo wüthend von Druckfehlern verfolgt werden, — ſolche,

wie der vergangene Traum Dir gezeigt, bringt die Wirklichkeit nicht zu Stande!

Ja, ich dachte was mir wäre! Triumphire Niemand zu früh!

Die Wirklichkeit ist jetzt da, sie liegt vor mir in fünf Blättern der Bohemia, welche S. mir zur Ansicht gesendet, damit der Verfasser sich am Anblick seines Geschwätzes schwarz auf weiß labe, und siehe, gleich auf der ersten Seite, in der vorletzten Zeile der zweiten Spalte fällt mein Blick auf einen Druckfehler, der alle Ausgeburten des phantastisch-dämonischen Grippetraumes an Kühnheit übertrifft; ja, ich muß demuthvoll bekennen: mein Verhängniß in Allem, was Druckfehler heißt, ist mächtiger, schöpferischer, an Qualen erfinderischer, denn der erfindungsreichste Traum. Die Stelle heißt:

„Raupach reisete nicht nach Düsseldorf, um sich Immermann, so wenig wie er nach Speier oder Palmaria reisete, um sich Platen zu versöhnen."

Nach Speier reisen!.... Verwünschtes Wort! Welche katzenjämmerliche Reminiscenzen aus der Burschenzeit werden dadurch angeregt. Im ersten Augenblicke begriff ich nicht, wo es herkam? Konnte mich, erschreckt wie ich war, nicht besinnen, was ich denn hatte sagen oder schreiben wollen, und welch' unseliger Ort es eigentlich sei, woraus des Setzers ironischer Griff die selige Reichsgerichtsstadt ge-, vielmehr ver-bildet haben könnte? Platen hat meines Wissens niemals in Speier gelebt! Erlangen, Anspach, München, dort wär' er zu suchen gewesen, ehe er

nach Italien zog, und als er aus Italien zurückkehrte. Aber Speier .....

Und ich erinnere mich, daß ich einen Brief des großen Dichters beſitze, der meiner Verzweiflung auf die Sprünge helfen könnte. Ich ſuche nach und finde am Schluſſe deſſelben folgende Bemerkung: „Sie addreſſiren Isola Palmaria, vicina a Porto Venere, golfo della Spezia!“

Da iſt's gelöſet, das düſtre Räthſel. Spezia hatte ich geſchrieben. Und der Setzer hatte richtig geleſen: S—p—e; dann jedoch hat er mein z für ein y genommen, hat es in ein i verwandelt, und aus i—a hat er in eigener Machtvollkommenheit: e—r gemacht.

So iſt aus Spezia Speier entſtanden.

Geſtehen Sie ein, daß ich für meine Rodomontade, mit einem Briefe Platen's gleichſam prahlen zu wollen, hart genug beſtraft worden bin! Hart, dennoch gerecht; denn der Brief iſt gar nicht an mich gerichtet, und ich darf nicht einmal verrathen, an wen. Ich wollte mich der Leſewelt als Geograph darthun; wollte, nur hingeworfen, andeuten, wie mir ſehr wohl bekannt ſei, daß man nach Palmaria über Spezia gelangt, und nun hab' ich ſämmtlichen Leſern den Weg über Speier vorgeſchlagen und ſtehe vor den kleinſten Schuljungen als Ignorant da. Höhniſch lachend ſchlagen ſie auf ihr geographiſches Schulbüchlein und einer ruft dem andern zu: „Speier ſucht er in Italien, der alte Eſel!“ Ja wohl, der alte Eſel, der ſeinen eigenen Ausruf: i—a nicht einmal deutlich genug hinzumalen verſtand, ſo daß e—r daraus werden konnte!

Dieſer Druckfehler, all' jene unzähligen Brüder und Schweſtern, mit welchen ich auf langer, dornenvoller Autorlaufbahn gequält worden bin, weit übertreffend, iſt ein trauriges Anhängſel für den heutigen Chriſtbaum.

Ich war auch ſchon ſo verdrießlich darüber, daß ich, im erſten Unmuth, den Feſtabend ungefeiert laſſen und in geheimnißvollem Halbdunkel mit meinen Druckfehlern allein ſitzen wollte. Da dringen meine Enkel ein und fragen ängſtlich nach ihren Weihnachtsbäumen. Was wiſſen die armen Kinder von Druckfehlern? Was können ſie dafür? Ahnen ſie doch nicht einmal, was ein deutſcher Schriftſteller ſei! Und noch weniger, daß ihr Großvater zu dieſer großen Schaar gerechnet wird, wenn er auch kaum mitzählt.

Alſo raſch die hundert und aber hundert Wachskerzen hervor! Aus dem Kaſten die kleinen, blanken Zinnleuchter heraus, die ich geſtern bei meiner Freundin, der ſteinalten Zinngießer-Frau am „Kapaunen-Platzel," einkaufte. Ich hatte im vorigen Jahre der Guten verſprochen, heuer wieder bei ihr einzuſprechen, wenn wir Beide noch am Leben wären. Geſtern hielt ich mein Wort und fand ſie wie immer unbeſchäftigt in ihrem armſeligen Laden; denn ich bin, fürcht' ich, ihr einziger Kunde. Na, Mutter, rief ich ihr zu, noch leben wir, und da bin ich wieder.

Ich lebe wohl, erwiederte ſie, aber mein Mann iſt geſtorben. Es geht uns erbärmlich; ſieben Kinder: drei Töchter arm verheirathet, vier Söhne, zwei ſind krank, und zwei in der Noth. —

O weh, das ſind noch ſchlimmere Druckfehler, als von Speier nach Palmaria!

Alſo murre nicht, grauer Buchmacher. Geh' und zünde Deine Kerzen an, und wenn die Kleinen am flimmernden Lichtſchein ſich ergötzen und über bunte Spielereien jubeln, danke Gott, der Dir vergönnte, mit ſchwacher Feder zu erwerben, was den ſchönſten, heiligſten aller Abende ſchmückt.

Für jeden Druckfehler ein brennendes Lichtlein! So werden ſie abgebüßt, die Sünden und Gebrechen Deiner ſchlechten Handſchrift.

Und möge jedem unſerer Leſer und jeder unſerer Leſerinnen jetzt, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, ein friſcher Tannenbaum mit unzähligen Kerzen entgegen duften!

Auch meinem Setzer, auf die Gefahr hin, daß er vom Lichtglanz geblendet, Druſkehler ſtatt Druckfehler als Ueberſchrift ſetze, wie einer ſeiner Vorgänger in der edlen Schriftſetzerkunſt es einſt wirklich gethan.

Einer verehrten Redaction wünſche ich aber die höchſten, grünſten Bäume, die hellſten Lichter, die fröhlichſten Gaben für Sie und die Bohemia, und verharre als demüthiger Mitarbeiter,

H.

Mama Beer.

Es ſcheint mir merkwürdig, daß eine der bekannteſten und vielgeſungenſten Melodieen Meyerbeer's auf die Behauptung geht: „Das Gold iſt nur eine Chimäre!“ Wenn man freilich unter Chimäre ein fabelhaftes und entſetzliches Ungeheuer verſteht, dann ließe ſich eine gewiſſe Beziehung zum Golde leicht herausfinden. Soll das Wort aber ein leeres Hirngeſpinnſt, ein Erzeugniß der Einbildung, ein Nichts bedeuten, — dann, dünkt mich, wäre Maeſtro Giacomo der Letzte geweſen, der Grund wie Neigung gehabt hätte, ſeinen eigenen Geſang anzuſtimmen. Denn unſer lieber Meiſter hatte viel Gold und Goldeswerth. Und ich gönnte es ihm von Herzen, weil ich mich überzeugt habe, daß er es würdig zu verwenden wußte; daß er Gutes übte ... vielleicht mehr im Stillen, als mit Oſtentation. Ich ſah ihn ſpenden, geben, helfen voll Bereitwilligkeit, und bittend: ſein Name möge dabei nicht genannt werden. Das liegt in der Familie. Man iſt nicht für Nichts und wieder Nichts der älteſte Sohn von Herz Beer, von Amalie Beer. — Ich bin kürzlich auf traurige, mich wenigſtens betrübende Weiſe an jenes verſtorbene Ehepaar, an ſein gaſtliches Haus erinnert worden. Es kam mir ein Berliner Schreiben zu, worin es unter Anderem heißt: „Das allbekannteſte Haus am Exercierplatze iſt zur Turnanſtalt für Marine-Cadetten geworden.“ Das Beer'ſche Haus im Thiergar-

ten! Welche Welt von Erinnerungen erhebt ſich bei dieſem Gedanken! Da ging ein und aus, was bei Hofe ſtrahlte, was im Staate waltete, was vom Lehrſtuhle unterrichtete, was in Leben, Wiſſen, Künſten glänzte; Reich und Arm, Vornehm und Gering, Einheimiſche wie Fremde! Ich betrat die Schwellen dieſes in ganz Europa bekannten und mit dankbarer Achtung genannten Hauſes zum erſten Male, als ich beim Königſtädter Theater angeſtellt wurde. Das Königſtädter Theater, neu erbaut, kürzlich gegründet, von einer aus Actionairen erwählten ſiebenköpfigen Direction geleitet (als deren Secretair ich fungirte), war Vater Beer's Puppe. Dort wirkſam, nützlich, dafür eifrig, hieß zugleich bei Herz Beer heimiſch, hieß: ein Kind ſeines Hauſes ſein. Wenn ich draußen bei ihm getafelt hatte, — denn das war ein ſüßes onus des Theater-Dichters und Secretairs, der trotz aller Leckerbiſſen manchmal gern in ſeinem ſtillen Stübchen bei Hausmannskoſt geblieben wäre, — und wenn dann die Theaterſtunde ſchlug, dann litt es den dicken Herrn nicht länger im Thiergarten, mochte der Abend noch ſo lieblich, mochte die Geſellſchaft noch ſo auserleſen ſein. Zur beſtimmten Stunde hielt Kutſcher Lindner vor dem Eingangs-Portale, und hinein ging es in die ſtaubige Stadt. Lindner war ein guter Kutſcher, aber ein Pfiffikus daneben, der es verſtand, auf ſeine Weiſe ſich anzuſchmeicheln. In der Königsſtraße wußte er es gewöhnlich ſo geſchickt einzurichten, daß er mit anderen Wagen in Conflict gerieth; daß er ein Weilchen ſtill halten mußte. Erſcholl die Frage heraus: Was giebt's denn,

Lindner? So kam regelmäßig die Antwort zurück: „Ach, Herr Beer, es geht ja nicht vom Flecke; seitdem das „Königstädter" steht, giebt's hier um die Theaterstunde ein ewiges Gedränge!" Diese so barsch wie möglich ertheilte Auskunft schmeckte dem Protector des neuen Musentempels angenehmer als die reinste Raffinade aus seiner Zuckersiederei: „Ich muß Ihnen sagen," wandte er sich dann lächelnd zu mir, „ich hab' ein großes Vergnügen von der Sache!"

Guter Herz Beer; redliches, wohlwollendes, oft getäuschtes Herz, auch dabei lief manche Täuschung mitunter. Denn es fügte sich wohl an schönen, heißen Sommertagen, daß wir das Theater (d. h. wo Henriette Sontag nicht auf dem Zettel stand) ganz leer fanden, und dann unterlag es keinem Zweifel: Lindner hatte abscheulich geflunkert. Doch darüber vermieden wir jegliche Auseinandersetzung.

Es gehört nicht hierher, wie Vater Beer's plötzlicher Tod eine schon lange im Dunklen arbeitende Kabale gegen die erste Direction zum Ausbruch förderte; wie eine zweite aus der bisherigen Opposition entstand; wie selbige die schöne Anstalt ihrem Untergange zuführte und endlich einem Vorsteher in die Hände spielte, der weder schreiben noch lesen konnte und dennoch mächtige Gönner hatte.

Wir wenden uns nach vorangegangener kurzer Einleitung der Wittwe Amalie Beer zu, mit welcher ich Dich, geehrter Leser, ein Bischen bekannt machen will. Die Mutter des strebsamen Astronomen Wilhelm, den

Mädler, Karl Ritter, Alexander Humboldt und dergleichen Männer ihren Freund nannten; des jungverstorbenen Michael, dessen poetischer Nachlaß eines edlen Menschen Grabmal schmückt; des tonreichen Giacomo (Meyerbeer heißt er von einem Verwandten, der ihn als Erben einsetzte); diese Frau verdient schon um ihrer Söhne willen, daß man von ihr spreche. Und das thu' ich voll Pietät, der hübschen Aeußerung gedenkend, welche ich in einem französischen Buche von Charles Barbara fand: „Die Zurückbleibenden sollen die Geschichte der Vorangegangenen zu schreiben versuchen; das ist in der Ordnung."

Mama Beer zählte noch einen vierten Sohn, Heinrich mit Namen. Von dem hab' ich nicht viel zu berichten. Es cursirte ein Geschichtchen echt berlinischen Schlages, diesen Heinrich betreffend. Ein Fremder hätte der Mutter Glück gewünscht, daß sie den Gelehrten, den Dichter, den Componisten zu Söhnen habe; nur der Maler fehle ihnen. Dafür ist der Pinsel wenigstens vorhanden, wäre ihre Erwiederung gewesen. Wer die Verstorbene kannte, weiß auch, daß diese Anekdote erfunden ist. Denn so hart würde die alte Dame von Heinrich, trotz seiner Schwächen, nie geredet haben; und dann war dieser Nichts weniger als ein Pinsel. Ich wage kein Urtheil über ihn. Ich erwähne nur einen Umstand, der viel Gerede und viel Erstaunen erregte. Heinrich liebte zwei Dinge vorzugsweise: das Theater (das lag im Blute) und das Kartenspiel. Nicht etwa, daß er ein Hazardspieler von Profession gewesen wäre! Nein, er

pflegte ſeine ſolide, ſpießbürgerliche, philiſterhafte „Partie;“ — mit wem aber pflegte er dieſe? Wer waren die drei Männer, die gewöhnlich an ſeinem Spieltiſch ſaßen? Ein Kaufmann Sparkäſe, ein Stallmeiſter Schur — und — und — jetzt kommt der Gegenſtand des Erſtaunens: — Hegel, der Philoſoph.

„Das Sein iſt das Nichts, und das Nichts iſt das Sein.“

Wie Mutter Amalie ihre Söhne vergötterte, — ich meine die drei erſtgenannten, — das geht über alle Beſchreibung. Sie labte ſich an ihrem Lobe, ſie lebte in ihren Beſtrebungen, ſie verjüngte ſich mit ihren Erfolgen. Eine wiſſenſchaftliche Broſchüre von Wilhelm, ein Schauſpiel von Michael, eine Oper von Giacomo, — darüber ging ihr Nichts! Daß Michael's Tragödieen die Bühnenwirkung nicht erlangten, welche wohlgeſinnte und warme Freunde ihnen vorher zu verkündigen pflegten, nagte und zehrte wie ein Wurm am Herzen der zärtlichen Mutter. Ja, es hätte ſie vielleicht verzehrt, wenn nicht Meyerbeer's Triumphe ſie zu rechter Zeit wieder neu zu beleben und zu verjüngen beſtimmt geweſen wären. Glücklicher als Vater Beer machte ſie dies Alles noch mit und erquickte ſich daran, nachdem ſie lange genug darauf hatte harren müſſen. Denn ſeine erſten Werke drangen ja nur in einigen Städten Italiens entſchieden durch; und wenn auch bei der erſten Aufführung des Crociato in der Scala die beifallraſenden Mailänder nach ihrer Loge hinauf-jubelnd jauchzten, laut ausrufend: la madre piange! wenn auch dieſer

Kreuzritter ſammt Margarethe von Anjou in Paris Beifall fanden, ſo war dies doch immer noch nicht der eigentliche, erſehnte, koloſſal-europäiſche Succeß, deſſen Echo dann auch aus der neuen Welt zurückſchallt. In Berlin, im rigoriſtiſch-muſikaliſchen, lange gegen Roſſini's Zauber verſchloſſen gebliebenen Berlin; im Gluckiſchen, Mozartiſchen, nur bedingungsweiſe Spontini'ſchen Berlin; in des Maëſtro's Vaterſtadt wollte man Nichts von ihm wiſſen und beſpöttelte nur nachträglich ſeine quasi zu Grabe getragene Emma von Resburg. Mama Beer aber war viel zu ſehr Berlinerin, um ſich mit ſolchen Ovationen zufrieden zu ſtellen, die ihr die welſchen Verehrer des Componiſten widmeten. Sie wollte den Sohn dort anerkannt hören, wo ſeine, wo ihre Heimath war. Die reiche Frau hatte alle großen Städte geſehen — ſie zog Berlin allen vor. Sie war die echte, richtige, alte, getreue Berlinerin im ehemaligen beſten Sinne des Wortes. — Ich weiß nicht, ob es heute noch anwendbar wäre, wie ich es meine? Meyerbeer mit ſeinem ſcharfen Verſtande ſah wohl ein, daß er in Berlin erſt dann entſchieden durchdringen könne, wenn er anderswo triumphirt habe; und dies nicht in irgend einer Stadt Italiens, ſondern kurzweg in Paris. Von dort aus mußte er ſeinen Landsleuten wie ein Fremder, in Lorbeerblätter wohl verpackt, als ausländiſche Waare zugeſchickt werden. Da ging es denn auf das tauſend und aber tauſend Mal ſeitdem geſungene Prachtſtück „Robert der Teufel" los. Ich habe immer ſehr beklagt, daß der

Text zu dieſer, von reichen Melodieen ſtrotzenden Oper ſo unklar und verworren iſt. Die Schuld dabei trifft, wie ich glaube, nicht den eminenten Scribe, welcher ja ſeine unerreichte Meiſterſchaft im Scenenbau vielfältiger Dichtungen dieſer Art hinreichend bewährt hat. Ich glaube die Urſache darin ſuchen zu müſſen, daß Robert le diable (urſprünglich für die komiſche Oper beſtimmt) eine ganz andere Anlage hatte, und ſpäterhin erſt, auf des Componiſten ausdrückliches Begehren in eine ernſte, große Oper umgeſtaltet werden mußte. Doch dies aus den Fugen rücken hinderte nicht den beiſpielloſen Erfolg. Ich befand mich bei Mama Beer, als die erſten Nachrichten über die erſte pariſer Aufführung eintrafen. Telegraphen (d. h. elektriſche und dem Publikum zugängliche) gab es damals nicht; nicht einmal Eiſenbahnen. Sie kamen auf ganz gewöhnlichem Wege mit der Poſt an, wie andere Briefe. Auf drei Glückwunſch-Schreiben, unter ſo vielen an die in Wonne ſchwimmende Mutter gerichteten, beſinne ich mich ſo deutlich, als ob ich ſie geſtern geleſen hätte. Das erſte war von Alex. Humboldt. Dieſer Allerwelts-Mann verſtand von Muſik nicht das Geringſte; ich meine ihm nicht Unrecht zu thun, wenn ich ſage, daß er ſie haßte. Gleichwohl hatte er's für Pflicht gehalten, der „hochverehrten, würdigen Mutter ſeines theuren Freundes" ausführlichen Bericht abzuſtatten. Die Daten dazu ſchien er ſich nun von Loge zu Loge bei allen Kennern und Freunden der Tonkunſt zuſammengetragen zu haben. Sein Brief glich einer

Mutter zu ſolchem Sohne Glück wünſchte, hatte etwas ſo Natürliches, Liebevolles, daß man den Brief nicht ohne Thränen im Auge zu Ende brachte.

Ich wollte aber hier von ganz anderen Dingen reden und bin nur plaudernd und ſchwatzhaft vom eigentlichen Kern dieſes Erinnerungsblättchens abgekommen. Ich wollte darauf hindeuten, was Amalie Beer, die zweifachreiche Erbin, die reiche Wittwe, die dreimal reiche Frau für die Armen gethan, für die Leidenden und Kranken. Deshalb auch bot ich dieſen kleinen Beitrag der Redaktion eines Kalenders an, welcher den Titel „Charitas" führt; ſo ſteht auf dem Titelblatte, ſo heißt es im Leben und Thun des edlen Freundes, der mit Herz und Geiſt einem großen, frommen Werke ſich opfert, des menſchenfreundlichen Gründers und Erhalters jenes muſterhaften Kinderhoſpitales in Prag; des unermüdlichen Arztes und Helfers Prof. Dr. Löſchner*). Charitas war auch das Loſungswort unſerer unvergeßlichen Amalie, die bis in's ſpäteſte Greiſenalter eigentlich nur zwei Freuden, zwei Lebensgenüſſe kannte (denn in ihren perſönlichen Bedürfniſſen blieb ſie eben ſo mäßig wie anſpruchslos), deren Daſein ſich nur um zwei Ideen drehte: Glück, Anerkennung, Ruhm ihrer Söhne — und Wohlthätigkeit! Was ſie gethan mit unerſchöpflicher Aufopferung, voll patriotiſcher Treue, in den Jahren 1813, 14, 15, das künden die Annalen jener Zeit des gewaltigen Aufſchwunges. Und wenn ihre Verdienſte

*) Siehe den Aufſatz: „Das Kinderſpital in Prag."

voll sanftester Majestät. Auf dieses Geschenk war die Herrin des Hauses stolz, und sie durfte es sein.

Wir Alle, die wir in engen Verhältnissen vielleicht kümmerlich uns bewegen und durchschlagen, auch wir erfahren es täglich, wie viele Menschen es giebt, die, noch ärmer als wir, in ihrer Noth uns für reich genug halten, von uns Beihilfe zu fordern, zu erwarten.

Mögen wir gern geneigt sein zu geben, zu unterstützen; oft wird es uns denn doch zu arg, und wir fertigen die Bittenden unfreundlich ab. Erwägen wir nun, welch' eine unübersehbare Masse von Ansprüchen nothwendigerweise diejenigen bedroht, die, in einer großen Stadt lebend, mit Recht für reich gehalten werden; deren Freigebigkeit sprüchwörtlich geworden ist; wie die Forderungen, welche Elend, Mangel, Bedürfniß, nicht minder Faulheit, schlaue List, unwürdiger Betrug an sie stellen, mit dem Rufe ihres Reichthums steigen, — da lernen wir begreifen, daß auch die vollste Kasse zu Zeiten nicht mehr genügt, Alle zu befriedigen; daß sogar ein kolossales Vermögen schmelzen müßte vor den hitzigen Angriffen und Belagerungskünsten, welche dagegen gerichtet werden. Von diesen Stößen täglich eingehender, mit Certifikaten jeder möglichen und unmöglichen Gattung ausgestopfter Bittschriften; von der theilweise darin dargelegten Unverschämtheit kann sich doch nur einen Begriff machen, wer oft Zeuge davon gewesen ist. Mich überfiel nicht selten ungeduldiger Zorn, wenn ich sah, wie die arme reiche Frau gequält wurde; wie man

ihr buchstäblich kaum Zeit ließ, einen Löffel Suppe zu essen. Denn das ging seinen Weg unausgesetzt, und die Diener durften Nichts zurückweisen.

Ein Zug, der mir jetzt eben vor's Gedächtniß tritt, mag Mama Beer bezeichnen; besser als die breiteste Schilderung vermöchte.

Wir hatten uns zu Tische gesetzt. Es war keine größere Gesellschaft zugegen; nur wenige Hausfreunde. Ich befand mich Frau Amalien zur Seite, und sie erzählte mir gerade, daß es ihr heute doch ein wenig zu viel geworden mit Bettelbriefen. Bald muß ich selbst betteln gehen, sagte sie; ich habe mich völlig ausgesäckelt. So kann's nicht bleiben. Es wird ein Etat gemacht werden für diese Ausgaben, und den überschreite ich dann nicht mehr. —

Das scheint mir denn doch höchst unnütz, wendete ich ein; Sie können ja unmöglich „Nein" sagen, wenn Sie gebeten werden. Was soll der Etat? —

Sie werden sehen, daß ich es ja kann, erwiederte sie; ich habe mir's fest vorgenommen? —

In diesem Augenblicke reichte ihr ein Diener links eine Schüssel, und ein zweiter legte rechts ein dickes Schreiben vor ihr auf den Tisch, dem man viele Schritte weit den mit Atteſten gespickten Bettelbrief ansehen konnte. — Was ist das? fuhr sie auf. Wie so unterstehen Sie sich, mir heute noch ein solches Ding zu bringen? Wollen Sie vielleicht das Hundert voll machen? Fort damit! ich will's nicht sehen! —

Der erschrockene Diener trug das Paket auf einen

andern Tiſch. Wir fanden den Unwillen der ſonſt ſo guten Frau ganz erklärlich, und Jeder befleißigte ſich tiefen Schweigens über den Gegenſtand.

Die Teller waren noch nicht gewechſelt, als Frau Amalie den Diener fragte (doch immer noch in verdrüßlichem Tone): wer hat das abgegeben?

„Ein kränklicher Mann, Madame Beer; er ſah ſo bekümmert aus. Sonſt hätt' ich's nicht angenommen; heute ſchon gewiß nicht.“ —

Fräulein Antoinette von Montalban, die innig ergebene Freundin und Geſellſchafterin, lächelte mir über den Tiſch zu, als wollte ſie ſagen: Warte nur, es wird noch beſſer kommen! Sie kannte ihre Gönnerin.

Es wurde ein andres Gericht präſentirt. Frau Amalie ließ es unberührt vorübergehen. Der Aerger, verſicherte ſie, habe ihr die Eßluſt geraubt. Der betroffene Diener ſchlug im Bewußtſein, dies verſchuldet zu haben, erröthend die Augen nieder. Geben Sie her! rief ſie ihn plötzlich an. Er ſtürzte ſich auf die Schüſſel, hoffend, der Appetit, den er verſcheucht, kehre zurück. Nicht doch, den Brief will ich haben; ich will ſehen, was der Mann für eine Hand ſchreibt! — (Antoinettens Lächeln ging in Lachen über.) Kaum hielt ſie das Paket, ſo riß ſie auch das unförmliche Siegel auf, und machte große Löcher in mehrere feſtgeklebte Papiere. Die Zeugniſſe ſchob ſie bei Seite. Den an ſie gerichteten Brief gab ſie mir, ich ſollte ihn vorleſen. Der Mann war ein Handwerker; Kinder, Frau, er, waren krank geweſen; Arbeitszeug und Hausgeräth verſetzt. Eine beſtimmte

angegebene Summe konnte ihn retten, wenn er sie noch im Laufe der nächsten Tage empfing. Das Schreiben war verständig, bescheiden abgefaßt. Einige amtliche Beilagen bestätigten, daß er ein vorwurfsfreier, ordentlicher Bürger sei.

Steht die Adresse im Briefe? fragte unsere Wirthin.

„Gewiß, Madame Beer; schon die Gegend wo er wohnt giebt Zeugniß von seiner Armuth." —

Es war am entgegengesetzten Ende der Stadt; schier eine Meile weit. Sie stand auf und kam sehr bald mit einer Handvoll Kassenanweisungen zurück, die sie mit sämmtlichen Zeugnissen in den Umschlag hüllte. Dann winkte sie den hartangelassenen Diener herbei: „Jetzt gleich tragen Sie das hin, und lassen Sie sich bescheinigen, daß der Mann seine Papiere zurückerhalten hat und sein Geld auch. Gehen Sie rasch, zur Strafe, daß Sie mir mein Mittagessen verdorben!" —

Kaum war er hinaus, so rief sie den andern Diener: Geben Sie mir 'was zu essen! jetzt hab' ich Hunger! —

Aber Ihr Etat, Madame Beer? fragte ich.

Lassen Sie mich ungeschoren mit meinem Etat, antwortete sie; werd ich mich lassen auch noch auslachen? —

Das fiel vor im Jahre 1832.

Als ich im Jahre 1850 durch Berlin reiste, waren Heinrich und Michael längst begraben; Wilhelm kurz vor meiner Ankunft gestorben. Ich fürchtete, die sehr alte Frau durch mein Erscheinen zu erregen, und beschloß, ihr keinen Besuch zu machen, was um so natürlicher war, als ich nur wenige Tage in Berlin verweilte.

Sonnabends war ich eingetroffen. Sonntags speiste ich bei Alexander Dunker's Schwiegereltern, und wie ich nach meinem Hôtel heimkehrte, erblickte ich die Beer'sche Equipage vor dem Hausthor. Frau Amalie saß darin, meiner harrend. Ich mußte einsteigen und mit ihr hinausfahren. Lange saß sie schweigend neben mir. Dann hub sie an: „Cacadu" — (Dies war mein Spitzname im Beer'schen Familienkreise) — „Cacadu, Sie sollen mir eine Grabschrift machen für meinen Sohn Wilhelm. Ich hätte nicht gedacht, daß ich den auch begraben würde. Alle todt! Alle todt! Und ich lebe noch, Cacadu."

Und Giacomo?

„Gott sei gelobt, ja, der lebt auch noch!" —

Ich habe sie nicht wieder gesehn. Im Jahre 1854 ist sie altersmüde sanft gestorben. Aber ihr Andenken lebt, und wird leben bei ihren Zeitgenossen. Wäre mir der Auftrag geworden, ihr Grabmal mit einer Inschrift zu versehen, ich hätte Nichts in den Denkstein graben lassen, als:

Charitas.

Ueber unser heutiges Theaterwesen.

(1858.)

Von den geehrten Lesern, denen nachstehender Aufsatz vor Augen kommt, mag mancher sich erinnern, wie einstmals — es ist lange her — Ludwig Tieck aus seinem

wohlbekannten Lehnſeſſel häufig den Ausſpruch that: Erſt muß das deutſche Theater ganz tief ſinken, eh' es ſich wieder aufrichten und neu beleben kann. Ein Theil ſeiner Vorherſagung iſt nun eingetroffen. Viel tiefer, ſollte man meinen, als es jetzt herabgekommen iſt, läßt ſich's kaum denken. Dennoch nehmen wir keine Aufrichtung und Erhebung im Allgemeinen wahr. Was hier und da im edleren Sinne geſchieht, ſteht vereinzelt, ohne organiſche Verbindung mit dem Ganzen, ohne Einfluß auf das Ganze. Die vollſtändigſte Anarchie herrſcht in der Bretterwelt. Der Anfang des Endes iſt gekommen.

Wer ſoll, wer kann helfen?

Wenn Jemand, indem er über den Mangel an Talenten für Plaſtik, Malerei, Compoſition, Poeſie, Klage führt, von der Regierung verlangen wollte, daß ſie Rath ſchaffte, ſo würde man ihn für verrückt halten; denn die Talente verleiht der liebe Gott allein. Aber darin unterſcheidet ſich die dramatiſche Kunſt (wenn wir ſie ſo nennen wollen) von den übrigen Künſten, daß ſie neben jenen producirenden im beſten Falle eine reproducirende bleibt, und daß, was hier noch wichtiger wird, keiner ihrer Jünger berufen iſt, allein und ſelbſtſtändig zu wirken, ſondern daß ſie vielmehr ja ihren Hauptzweck, ihre Bedeutung erſt in gemeinſchaftlicher Ausübung Mehrerer und in deren ſich unterordnendem entſagendem Gehorſam findet. Wer ſich dieſem oberſten Geſetz theatraliſcher Darſtellung nicht fügt, wird mehr ſchaden als nützen, und je größer ſeine Begabung iſt, deſto ſchädlicher

wird ſein Beiſpiel ſein. Wer jedoch dieſe Anſicht feſthält, alle Kräfte daran ſetzend in ihr aufgeht, der vermag auch mit geringen Mitteln, bei gutem Willen und angeſtrengtem Fleiß, ein höchſt ſchätzbares Mitglied der Bühne zu werden, welcher ſein Streben gewidmet iſt.

Aus dieſem Geſichtspunkt allein betrachte ich die Anſichten, die ich hier anzudeuten verſuchen will. Auf ſie geſtützt wage ich auszuſprechen, daß unſer heutiges Theater nur noch durch entſchiedenes Einſchreiten der Regierungen — das heißt wenn dieſe, ſoweit die Macht der deutſchen Bundesſtaaten*) reicht, gemeinſam und zugleich handeln! — von ſeinem gänzlichen Verfall zu retten iſt. Ich will ohne Vorrede zur Sache übergehen, und ziehe vor, einzelne Bemerkungen und Erörterungen, welche als Einleitung dienen könnten, in den Verlauf dieſes Aufſatzes einzuflechten.

Letzterer zerfällt in drei Abtheilungen, die ſich von ſelbſt machen, indem wir fragen: was zu theatraliſchen Aufführungen gehört? und uns die Antwort ertheilen: 1) Theaterdichter, 2) Darſteller, 3) Publikum.

Theaterdichter habe ich geſchrieben; richtiger wär' es geweſen zu ſagen: dramatiſche Schriftſteller, oder noch bezeichnender: Bühnen-Schriftſteller. Denn es kann Einer gar ein lieber, beliebter, bedeutender Dichter, und doch der Bühne von keinem Nutzen ſein; und es braucht hinwiederum Einer nichts weiter zu ſein als ein Schrift-

*) Das war 1858 in's Leere, Blaue geredet. Vielleicht geſtalten ſich von 1866 ab die Zuſtände auch für's Theater beſſer?

ſteller von Verſtand und Geſchick, und kann dem Theater die erſprießlichſten Dienſte leiſten, ohne doch Poeſie im höchſten oder tiefſten Sinne des Wortes zu beſitzen. Daß der größere Dichter, wenn er das Weſen des Theaters zu erfaſſen, ſich deſſen Anſprüchen zu ſchmiegen weiß, immer der beſſere Bühnenſchriftſteller ſein wird, verſteht ſich ja von ſelbſt. Daß aber der hochbegabte Poet, ſogar hochbegabt in draſtiſch-großartiger Auffaſſung und Bearbeitung ſeines Stoffes, für's Theater völlig unbedeutend und ohne Einfluß bleiben kann, das lehrt uns leider die Erfahrung. Es iſt ſo, weil dramatiſch und theatraliſch zweierlei iſt. Zwar was theatraliſch dauern ſoll, muß dramatiſchen Kern haben. Nicht alles aber, was dramatiſch-poetiſch lebt, wird auf den Brettern lebendig. Ein dramatiſches Gedicht als ſolches wird durch nichts begrenzt, als durch das Geſetz innerer Wahrheit. Auf dem Theater giebt es äußerliche Grenzen, durch Form, Raum, Zeit, ja ſogar durch Brauch und Sitte, manchmal durch Mißbräuche und Unſitten gezogen, die ſich nicht ungeſtraft übertreten laſſen. Daher der Irrthum ſo Vieler.

Auch iſt's nicht möglich, eine Bühne mit ſogenannten claſſiſchen Stücken zu erhalten. Dieſe ſind unentbehrlich wie alles Große und Schöne auf Erden, ſoll der Menſch nicht im Irdiſchen untergehen. Nur machen ſie das Mittelgut nicht entbehrlich — weder den Darſtellern, noch den Zuhörern. Ein Repertoir ohne Mittelgut wäre eine ununterbrochene Reihe von aufregenden Feier- und Feſttagen. Niemand vor und auf der Bühne hielte

dabei aus. Diejenigen, welche mit kritiſchen Trompetenſtößen gegen Schriftſteller zweiten, dritten Ranges eifern, würden die erſten ſein, welche wegblieben, wenn man ihnen vier Wochen hinter einander Calderon, Shakeſpeare, Molière, Schiller und Goethe vorſpielte. Wie viel raſcher würden ſie davonlaufen, wollte man ihnen auch noch in ununterbrochener Reihe dasjenige darbieten, was ſie neben jenen, aus verſchiedenen oft perſönlichen Gründen, jetzt anpreiſen, um es zur Darſtellung zu empfehlen.

Schon Gutzkow hat es geſagt: „die Menge muß es bringen!“ Wir brauchen neue, mit Geiſt und Gewandtheit gemachte Theaterſtücke. Wie ſich die Schauſpieler, unſerer oben angedeuteten Meinung nach, von andern Künſtlern unterſcheiden, unterſcheiden ſich auch die Theater-Schriftſteller und reſp. Dichter von allen andern Schriftſtellern und Dichtern. Deshalb verzeihen wir nicht blos den großen Poeten, wenn ſie ſchon erfundene Stoffe, ſogar ſchon dramatiſirte Stoffe, für ihre Bretter umſchaffen; wir verzeihen auch denen, welche, weit entfernt Shakespeare zu ſein, der Gegenwart anpaſſen, was längſt veraltet war — wofern ſolche Verſuche nur gelingen. Daß beliebte Theaterſtücke ſo ſchnell veralten können, iſt eben ein Beweis für das immer vorhandene Bedürfniß neuen oder erneuerten Vorrathes. Nicht die urſprünglich ſchaffende Produktionskraft origineller Poeten iſt zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes erforderlich. Ginge es ohne dieſe nicht, wo bliebe das Repertoir eines ganzen langen Jahres? Große Gedichte

zu ſchaffen, läßt ſich nicht erlernen. Gute, annehmbare Dramen zu ſchreiben, kann erlernt, ſoll erlernt werden; mögen ſie nun feſſelnden Erzählungen nachgebildet, mögen ſie ſcharfſinnig erfunden, mögen ſie zeitgemäße Umänderungen ſchon aus der Mode gekommener älterer Schauſpiele ſein. Ich gebrauche abſichtlich den Ausdruck „aus der Mode gekommen," weil ich damit bezeichnen will, daß ein ſolchermaßen veraltetes Stück trotz des beſten Kerns nutzlos wird, ſobald es der Gegenwart und ihren conventionellen Formen nicht mehr zuſagt. Was mit tiefeingehender Wahrheit, Zeit und Sitten ſchildernd, ſich an einen hiſtoriſchen Hintergrund anlehnend, von ſicherer Meiſterhand geformt wurde, das kann freilich nicht ſo leicht veralten. „Minna von Barnhelm" wird jung und friſch ſein, ſo lange es Menſchen im Parterre giebt, die wiſſen, wen Tellheim meint, wenn er von ſeinem König redet. Aber dazu gehört ein Leſſing, der zwar ſelbſt von ſich und ſeinen dramatiſchen Arbeiten voll heiliger Beſcheidenheit wie von den Verſuchen eines nicht zur Poeſie Berufenen ſpricht, der darum nicht weniger Leſſing, das heißt einer der größten und edelſten Geiſter der Welt iſt. Die Leſſinge ſind ſelten, und Luſtſpiele wie Minna gleichfalls. Nun kann es Schau- und Luſtſpiele geben, die ſo weit unter den ſeinigen ſtehen, als z. B. weiland Rautenſtrauch unter ihm, und können deshalb doch recht niedliche, ſpielbare, wirkſame Stücke — geweſen ſein. Ich nannte Rautenſtrauch. Bleiben wir, um ein Beiſpiel zu wählen, bei deſſen „Juriſt und Bauer" ſtehen. Die anerkannteſten Schauſpielerinnen

im naiven Fache haben als „Roſinen“ geglänzt. Roſine iſt (wie Iffl ands Margarethe in ihrer Gattung) in der ihrigen die Urmutter aller Bauernſoubretten. Noch vor vierzig, dreißig Jahren haben die Renner, Haizinger, Lindner, Anſchütz, Rogée, Bauer u. ſ. w. nirgends geſpielt, wo ſie nicht mit den treuherzig geſprochenen Worten: „Mein Vater ſagt, vor den Advokaten wäre man ſogar des Hemdes nicht ſicher? Na, den wollt' ich doch ſehen, der mir das Hemd vom Leib abſtritte!“ Beifallsſtürme erregt. Im Jahre 1845 verſuchte die jetzt in St. Petersburg angeſtellte Pollert es in Breslau, für deſſen Liebling ſie mit Recht galt, mit dieſer Rolle, und nur die Rückſicht für ihre Perſönlichkeit verhinderte den Ausbruch unwilliger Oppoſition. Es war mir lehrreich, beim Nachhauſegehen die härteſten Urtheile über ein harmloſes Stück zu vernehmen, welches die ältern dieſer Beurtheiler doch ſo oft erfreut, in welchem Ludwig Devrient, Schmelka und andere, die den Rechnenmeiſter Grübler zu ihren luſtigſten Rollen zählten, doch ſo gern mitgeſpielt hatten. Ich fragte mich: woran liegt das? Sind die jungen Tonangeber ſittlich und künſtleriſch um ſo viel wähliger geworden? O Gott nein; jauchzten ſie doch geſtern dem Vicomte von Létorières zu, und werden morgen einer noch unzüchtigeren Komödie zujauchzen. Es iſt nur, weil der ehrliche Rautenſtrauch in einem Rock vor ihnen erſcheint, wie man ihn jetzt nicht mehr trägt. Auf der Bühne thut das Kleid ſehr viel; der Zuſchnitt des Kleides faſt noch mehr, als das Zeug, welches dazu verwendet wurde. Das iſt nun

einmal ſo. Das Publikum läßt ſich nicht ändern. Es läßt ſich verblüffen, zum Beſten haben, täuſchen, betrügen, dies alles in ſeinen wichtigſten Rechten und Anſprüchen. Dagegen was gewiſſe, oft nichtige, formelle Dinge betrifft, verharrt es in eigenſinnigem Trotz; da läßt es ſich nicht ändern. Deshalb ändere man jene älteren Stücke, und ſchneide die neuen ſo zu, daß ſie angenehm in's Auge fallen. Wer das trifft, erwirbt Gelegenheit, gar manchen tüchtigen Gedanken, gar manchen treffenden Tadel einſchwärzen zu können, der kaum durchgehen würde, erſchiene er nicht in anſprechender Hülle. Ich gebe es zu: es iſt dabei etwas vom Handwerk der edlen Schneiderei. Und wie dieſe fleißig und mühſam erlernt werden will, iſt auch dasjenige recht fleißig und mühſam zu erlernen, was an der Theaterſchriftſtellerei Handwerk iſt. Wir haben nun einmal keine altengliſche Bühne mehr. Unſere Zuſchauer begnügen ſich nun einmal nicht mehr mit einem Teppich und einer papiernen Inſchrift, vermöge deren ſich Julia's Balcon in die Baſtion einer belagerten Feſtung, oder Portia's Brautſchaugemach in eine Gaſſe Venedigs verwandelt. Unſere Scene begehrt wirkliche ſceniſche Verwandlungen. Dieſe ſtören, zerreißen, hemmen. Deshalb genügt es nicht mehr, daß ein Stoff dramatiſch en gros behandelt wird, er muß auch en détail theatraliſch zugeſchnitten ſein. Und wenn der unſterbliche William heute für Wien oder Berlin ſchriebe, ja ſogar für das heutige London, würde auch er anders „zuſchneiden" müſſen. Man lieſt ſo oft die verächtlichſten Bemerkungen über dieſes handwerksmäßige Zuſchneiden, als ob es

eine geringfügige Nebensache wäre. Nun, woher kommt es denn, daß die Meisten, welche sich blos an die Hauptsache, an die Poesie halten, mit und an verfehlter Nebensache scheitern? Doch nicht etwa daher, weil sie dieselbe ernstlich verachten? Gewiß nicht, denn sie wünschen ja Nichts sehnlicher als Erfolg. Nur daher, weil sie sich nicht die Mühe gaben, erst Handwerker von Profession zu werden, ehe sie als Bühnendichter vor die Masse traten.

Damit sich nun aber Leute von Verstand, Geschick, Bildung, Fähigkeit entschließen, ihre Zeit und, was noch mehr sagen will, ihre bürgerliche Stellung (die der für's Theater arbeitende Schriftsteller, gegenüber dem Recensententhum, wie es jetzt waltet, stets gefährdet) — jene zu opfern, diese zu beunruhigen, muß ihnen geboten werden, was reichlich entschädigt, was die Mühe lohnt, was mehr einbringt als einige magere Honorare und hie und da einige Tantiemen, über deren Genuß, wenn er nicht gänzlich verkümmert wird, noch tausenderlei Clauseln und Bedingungen schweben. Wer daran gehen soll, seine anderweitige schriftstellerische Thätigkeit zu vernachlässigen und sich mit allem Eifer dem Theater zu widmen, der will denn auch, neben allen Gefahren, die ihm drohen, die Aussicht haben, für seine Zukunft nicht leeres Stroh zu dreschen. Es werden sich schon geistreiche Schriftsteller finden, dem deutschen Theater sein tägliches Brot zu liefern, so gut als sie sich in Frankreich fanden, wenn sie nur so bezahlt werden wie dort; wenn ihnen ihre Autor-

rechte so garantirt werden. Es giebt nichts Einfacheres als nachstehende Bestimmungen:

Von jeder öffentlichen Aufführung innerhalb der deutschen Staaten erhebt die locale Behörde eine Bruttoabgabe mit Zehn vom Hundert. Dafür ist die Direction des Theaters ein für alle Mal jeglicher andern Steuern überhoben und mit der Obrigkeit sowohl, als mit den Autoren völlig abgefunden. Die eine Hälfte dieser zehn Procente gehört der Regierung, der städtischen Administration, was weiß ich? Die andere fließt mit fünf Procent in die Vereinskasse deutscher Bühnenschriftsteller, welche in irgend einer Stadt mitten in Deutschland, nehmen wir Dresden an, unter Controle der obersten Behörde, so wie einiger Autoren, durch Regenten und Staaten sanctionirt, niedergesetzt ist. Die wenigen Beamten dieser Vereins-Kasse werden aus ihr selbst besoldet; dafür könnte allerhöchstens ein Procent von den fünfen darauf gehen. Folglich blieben den Autoren von jeder öffentlichen Darstellung ihrer Arbeiten, mögen es Originale, Uebersetzungen*), Umgestaltungen, Nachbildungen sein — (ästhetische Unterschiede sind hier nicht anwendbar, wofern nur ihr Autorname auf dem Zettel genannt ist!) — vier Procente der Bruttoeinnahme, bestehe dieselbe aus Tausend oder aus Zehn Thalern. Man

*) Gute, verständige, praktisch brauchbare Uebersetzungen sind zugleich Bearbeitungen, und oft recht schwierige; geben mehr zu thun als flüchtige Originale; sollen deshalb honorirt werden — wenn auch nicht mit Lorbeeren.

bedenke, was dies ausmacht! Wer nur drei Repertoirstücke, die den Abend füllen und sich halten, aufgebracht hat, kann von dem Jahresertrag schon existiren, ohne daß Theaterdirectionen zur Großmuth aufgerufen, oder an ihre Schuldigkeit erinnert werden müssen. Wer fortdauernd thätig bleibt, so lange seine geistigen Kräfte es gestatten, braucht eben nicht allzu fruchtbar zu sein, um sich ein kleines Vermögen zu erwerben. Und den Wittwen und Waisen kommt die Einnahme noch zehn Jahre nach seinem Tode zu gute.

Diejenigen Dichter, welche es verschmächen, sich den Bedürfnissen und Ansprüchen des Coulissenzwanges fügen zu lernen; deren Genius zu gewaltig ist (oder zu sein glaubt), um sich durch scenische Verpflichtungen binden und darin gängeln zu lassen, diese werden freilich wie bisher nur für die Lesewelt Dramen schreiben. Von denen dürfte die reale Bühne so oder so nur in seltenen Ausnahmsfällen Vortheil ziehen. Es wird aber auch an solchen nicht mangeln, welche, von mißverstandener Nachahmung Shakespeare's frei, zu dramatischer Concentration geneigt, die theatralische Nothwendigkeit mit ihren hochpoetischen persönlichen Anforderungen möglichst in Verbindung bringen, und äußerliche Formen betreffend bei jenen in die Schule gehen werden, auf die sie vorher wie auf geringe Taglöhner herabsahen. Vorzüglich werden sie sich bemühen müssen zu erlernen, nicht was sie hinschreiben, sondern was sie weglassen, was sie von ihrem Reichthum unterschlagen sollen. Die meisten Lectionen dieser Art sind negative.

Solche Poeten können dann viel thun zur Veredlung der deutschen Bühne, zur Erhebung des Publikums, wenn sie nur erst die Güte haben wollen, sich so weit herabzulassen, daß sie selbst festen Fuß gewinnen, und auf dem Brettgerüste sicher stehen. Man muß die Leute haben, halten, bevor man sie mit sich empor zieht; und wer als Verkündiger des Erhabenen sich Hörer gewinnen will, muß sie erst vertraulich machen, muß ihre Bräuche annehmen, muß unter ihnen wandeln, muß ihre Sprache mit ihnen reden, sonst fliehen sie ihn, anstatt ihn zu bewundern.

Ich wiederhol' es: Damit Dichter sich entschließen, das Bühnenhandwerk zu erlernen; damit geistreiche Schriftsteller in gleicher Absicht sich entschließen, ihre Feuilletons, ihre Correspondenzenartikel, ihre politisirenden Memoiren und dergleichen theatralischen Versuchen nachzusetzen; damit überhaupt recht viele fähige Menschen Hand anlegen, unsere Repertoirs zu bereichern (nicht unsere Bücherschränke), ist es nothwendig, sie durch die Aussicht auf dauernde pecuniäre Erfolge anzulocken; das klingt entsetzlich prosaisch, bleibt jedoch bei den materialistischen Ansprüchen der Jetztzeit nicht minder wahr.

Wem ein Gedicht im vollen Busen keimt und knospt, der wartet nicht auf den Antrag reicher Honorare, um es erblühen zu lassen. Wer aber ein Handwerk erlernen soll, der will im voraus überschlagen, was er als Meister desselben erwerben kann und wird. Sichert den Theaterschriftstellern Deutschlands ihre Zukunft — und die Zukunft wird viele deutsche Theaterschriftsteller aufweisen.

Die wenigſten davon werden eine Generation ausdauern, das geſteh' ich zu; doch „die Gegenwart von einem braven Knaben iſt, dächt' ich, immer auch ſchon was!"

Welchen vortheilhaften Einfluß ſolch ein friſch erwachendes Beſtreben, ſolch ein Sichzuwenden reger geiſtiger Kräfte auf die Theaterwelt haben, in welch günſtiges Verhältniß dieſe namentlich dadurch mit vielen ihrer jetzigen literariſchen Gegner treten dürfte, — das brauch' ich einſichtigen Leſern wohl nicht auszumalen. Der hohe Bundes-Tag*) kann dieſen günſtigen Zuſtand herbeiführen, wenn alle ſeine Theilnehmer wollen, wenn keiner an der Möglichkeit der Ausführung zweifeln will! Wie lange iſt es denn her, daß es noch kein Autorrecht gab den Bühnen gegenüber? Beſtohlene Autoren wurden vor dreißig Jahren amtlich befragt, ob unberechtigte Manuſcripthändler ihnen das Papier, worauf ein heimlich verkauftes Stück geſchrieben ſtand, entwendet hätten? Und wenn ſie zugeben mußten, daß dies nicht geſchehen, ſondern nur eine bei Nacht und Nebel gewonnene Copie verkauft worden ſei, ſo war Nichts zu machen, weil das Recht geiſtigen Eigenthums noch nicht genügend anerkannt und feſtgeſtellt war. Gott ſei Dank, das iſt jetzt geſchehen, es iſt begründet. Weshalb ſollte nicht eben ſo leicht geſchehen können, was nur eine natürliche, folgerechte Conſequenz davon iſt?

Das deutſche Theater leidet daran, daß es nicht (wie Frankreich) eine einzige tonangebende Hauptſtadt beſitzt.

---

*) Der Bundestag? Gute Nacht! Anm. d. Setzers. 1866.

Es kann gerade daraus große Vortheile ziehen, wenn die Vertreter deutſcher Bundesſtaaten ſich die kleine Mühe geben wollen, Nachtheile in Vortheile zu verwandeln. Ein Stück, welches in Paris durchfiel, iſt verloren für ganz Frankreich, vielleicht oftmals nur durch Cabalen, durch momentane Stimmungen. Der deutſche Autor kann in Wien oder Dresden Erſatz erleben für allzu harte Beurtheilung, die ihm in Berlin oder Hamburg zu Theil wurde, und umgekehrt. Das wog für ihn ſchon längſt manche aus ſtaatlicher Abſonderung erwachſende Mängel auf, die aber augenblicklich ganz verſchwinden, ſobald man höheren Ortes dem vernachläſſigten Bühnenweſen endlich einmal diejenige Aufmerkſamkeit gönnen will, welche es doch verdient; mindeſtens deshalb verdient, weil es vielleicht dadurch gehoben werden kann.

Geben wir uns denn einmal der ſanguiniſchen Hoffnung hin, es gelinge, Zuwachs an neuen leidlichen Komödieen zu gewinnen — wie ſieht es jetzt mit denen aus, welche dieſelben darſtellen ſollen, mit den Schauſpielern?

Die Eiſenbahnen, deren Segen hoch geprieſen wird, haben der deutſchen Bühne keinen Segen gebracht. Durch ſie iſt das Hinundherziehen ſo ſehr erleichtert, die weiteſten Entfernungen ſind in kurze Tagereiſen zuſammengeſchmolzen, berühmte Schauſpieler ſind zu Touriſten, alle auf eigenen Erwerb angewieſenen Theaterunternehmungen zu Gaſthäuſern, ihre ſtabilen Mitglieder zu Kellnern und Kellnerinnen geworden, welche die ſtolzen Fremden bedienen und ihnen Kränze auf die Köpfe ſtülpen müſſen. Daß dadurch das letzte Reſtchen von

Enſemble auseinandergeriſſen wird, ſieht Jeder ein, der Etwas von der Sache verſteht. Und auch die leiſeſte Spur des Anſpruchs, den etwa das Publikum noch auf Zuſammenſpiel hätte machen wollen, verſchwindet vor gedankenloſer Bewunderung einſeitigen Virtuoſenthums, über welches man mit vollem Recht Klage führt; wobei aber zu erwägen, daß jene Klagen nicht die Virtuoſen (denn dieſe ſind auch im vollen Recht, wie Alle, welche Pfeifen ſchneiden, ſo lange ſie im Rohr ſitzen!), ſondern den Zuſtand des Theaters treffen. Die tyranniſchen Soloſpieler könnten unmöglich ein ſonſt ſprödes Publikum anlocken, wenn im letzteren noch ausgebildeter Sinn für die Seele dramatiſcher Kunſt, für harmoniſches Ineinanderwirken lebte. Nur die gänzliche Verſunkenheit der Bühne und des Parterres — von den Logen ſchweigt man ohnedies am liebſten — giebt den flachen Boden für iſolirte Künſte und Kunſtſtücke. Beide, Bühne und Publikum, ſind miteinander, durcheinander geſunken, ſinken täglich tiefer, und ziehen in ihren Verfall nach und nach ſogar diejenigen Kunſtanſtalten mit hinab, die bisher als höchſtes Muſter und Beiſpiel hervorgeragt. Auch ein geiſtvoller, energiſcher, unermüdlich fleißiger und, was viel ſagen will, praktiſch-tüchtiger Director empfindet, ſobald es darauf ankommt Lücken auszufüllen, welche Alter und Tod machten, den allgemeinen Mangel an genügendem Zuwachs, und muß laviren, experimentiren, tergiverſiren. Von jeher haben ſich die großen Bühnen aus den mittlern, die mittlern aus den kleinern ergänzt. Das Genie (oft nichts weiter als Talent mit ſeltenem

Glück vereinigt) gestattet eben so seltene Ausnahmen; sonst soll das Talent sich emporarbeiten, von Stufe zu Stufe steigen. So war es. So hätte es bleiben müssen! „Das ist das ewige Gesetz der Welt.“ Wenn nun aber die untern Stufen so niedrig angebracht sind, daß sie tief im Schmutz stecken . .?

Ich will mich so kurz wie möglich darüber aussprechen. Wo Gewerbefreiheit herrscht, hört denn doch die Verpflichtung verwaltender Behörden nicht auf, in irgendeiner Art jene fürsorgende Obhut zu übernehmen, welche sonst durch Zunftzwang ausgeübt wurde. Irgend eine Beschränkung muß sich ermitteln lassen, sollen bei allzu ausgedehnter Concurrenz die Kunden nicht vernachlässigt werden, die Concurrenten nicht haufenweise zu Grunde gehen. Bei Barbieren, Victualienhändlern, Schneidern, Schustern u. s. w. mag solche Beschränkung ihre großen Schwierigkeiten haben, erscheint aber auch nicht besonders wichtig; denn am Ende hängt es doch von einem Jeden ab, seine Kleider bei Pfuschern zu bestellen und sich das Kinn schinden zu lassen oder nicht. Und wenn schlechte Arbeiter sich ruiniren wollen, so hat höchstens die Armenverwaltung drein zu reden, der sie später zur Last fallen. Anders jedoch steht es mit den Concessionen für Theatertruppen; diese dürften in die Gewerbefreiheit nicht mit eingeschlossen sein, wozu es jetzt fast den Anschein hat.

Bei allzu großem Andrang von Studirenden sind wohl zur Abschreckung die Examina (wie z. B. die juri-

ſtiſchen) bedeutend erſchwert worden, um durch vermehrte Schwierigkeiten den Andrang zu verhindern.

Wer ſchreckt (was doch weit nöthiger wäre) die jungen Leute ab, die ſich zum Theater drängen? Niemand! Im Gegentheil: man ermuntert ſie zu dieſem leichtſinnigen Schritte, indem man, noch leichtſinniger als ſie, die Bewilligungen an reiſende Truppen mit vollen Händen ausſtreut. Gelegenheit macht Diebe. Reiſende Banden machen auch Diebe, die unſerm Herrgott die Zeit und unſerm Theater die Würde ſtehlen. Jene Tauſende, welche als erbärmliche Pfuſcher Deutſchlands Gauen unſicher machen, wären ohne dergleichen planlos ertheilte Conceſſionen etwas Anderes geworden; wären bei „ihrem Leiſten" geblieben, hätten weder Anreiz noch Gelegenheit gefunden „drunter zu gehen!" Je mehrere ſolcher Truppen vorhanden, je größer die Zahl der unberufenen Geſellen, welche ſich, ohne jemals Lehrlinge geweſen zu ſein, von Zufälligkeiten begünſtigt vor- und hier oder dort eindrängen — deſto mächtiger die ſchädliche Rückwirkung auf größere Bühnen! deſto unharmoniſcher, nachläſſiger, roher das ganze Treiben! Iſt es dann ein Wunder, wenn über ſolchem kunſtloſen Jammer auch eine dürftige, durch ſchlechte Effekte beſtechende Virtuoſität als Meiſterſchaft glänzt und blendet? Wer auf einer geordneten, geiſtig geleiteten Bühne ſich als Gaſt ehrenvoll behaupten will, der muß ſich ihrem Gange fügen, anſchließen, ſonſt ſteht er vereinzelt da, und man merkt es zu ſeinem Nachtheil. Wenn Iffland auf Provinz-

theatern gaſtirte, ſo nahm er auch bei Solopaſſagen ſeiner Hauptrolle gebührende Rückſicht auf das Orcheſter, welches ihn in Nebenrollen ſecundirte; er hütete ſich ſorgfältig, ſtörend einzugreifen, wo er gutes Enſemble fand. Und er fand es überall. Denn die Provinzbühnen waren viel, viel beſſer als jetzt. Einfach deshalb meiſt, weil das Material, woraus ſie ſich bildeten und ergänzten, viel beſſer, viel bildſamer war. Damals wie jetzt lieferten reiſende Truppen ihr Contingent an ſtehende Provinzbühnen. Aber bei jenen reiſenden Truppen hatten jüngere Mitglieder ſchon Etwas gelernt; hatten ſchon eine, wenn auch mangelhafte, dennoch meiſt ſtrenge Schule durchgemacht. Eine Wanderbühne war nicht, wie heutzutage, lediglich auf kleine Neſter angewieſen. Sie mußte Mittelſtädten, die jetzt ſtehende, ſogenannte „Stadttheater" beſitzen, an denen der prunkvolle Titel das wichtigſte iſt, genügen können. Auch gab es ſehr wenige ſolcher Truppen. Man war vorſichtig bei Ertheilung von Erlaubniſſen. Ich kenne eine Provinz, die damals drei conceſſionirte Geſellſchaften zählte, und welcher jetzt an dreißigen nicht viel fehlen dürfte. Da rennen denn faule Jungen und luſtige Mädel ihren Herren und Verwandten fort und — ſind, werden Schauſpieler! Und aus dieſem „confluxus canaillorum" rekrutirt ſich in raſchen Uebergängen das deutſche Theater. Was von dieſem Völkchen etwa ein Bischen Talent hatte, iſt im verworrenen Gewühl ohne gutes Beiſpiel, ohne ernſte Zucht, der unſeligen Richtung vereinzelter Spielerei zugewendet, keck geworden; kommt

eine passende Gestalt dazu, so ist der Künstler fertig. Damit begnügen sich Intendanzen und Zuschauer. Sie müssen wohl, weil sie nichts Besseres zur Auswahl haben. Aber mit den geringeren Ansprüchen, mit den täglich mehr erschlaffenden Forderungen erschlafft auch natürlicher Weise das Pflichtgefühl. Es ist so weit gediehen, daß ein alter Theaterfreund, verirrt er sich in's Schauspielhaus, mit bangem Erstaunen lauscht, ob denn nicht endlich einmal die um ihn her Stehenden unwillig ausbrechen und ihre Unzufriedenheit kundgeben werden? Doch er lauscht vergebens. Die unordentlichsten, lüderlichsten Aufführungen scheinen Allen in der Ordnung, und ihm bleibt nichts übrig, als kopfschüttelnd seiner Wege zu gehen.

Ehe nicht die Quantität des Theatergesindels sich um drei Viertheile vermindert, ist auf keine Purification des vierten Viertheiles zu hoffen. Nur ein Gewaltakt kann retten! Nur die Vernichtung eben so vieler Truppen im Verhältniß von vier zu eins! Nur die Aufhebung stehender Bühnen in allen Städten, die weniger als 50,000 Einwohner haben. Nur die daraus hervorgehende Sicherstellung und bessere Existenz der wenigen geduldeten, reisenden Gesellschaften.

Nur die daran sich knüpfende Belebung wirklicher Freude am seltneren Genusse des Schauspiels, die jetzt einer traurig versumpfenden Uebersättigung gewichen ist! Man muß erst wieder fragen hören: „Werden wir nicht bald einmal Theater hier haben?" Statt daß man jetzt gähnen hört: „Ich gehe in's Theater; es ist zwar schlecht,

doch will der Abend todtgeſchlagen ſein!" Dieſes Todtſchlagen iſt der Tod des Theaters.

Wenn ſich nun, woran ich nicht zweifle, Stimmen erheben gegen dieſe meine Theorie von reiſenden Truppen, ſo antworte ich: Ihr bedenkt nicht, daß eure jetzigen „ſtehenden Bühnen" auch nichts Anderes ſind. Denn läuft nicht ihr Perſonal nach Beendigung der Saiſon alljährlich auseinander? Muß es nicht alljährlich im Herbſt erſt wieder zuſammengetrommelt werden? Kann bei ſolcher, dem Zufall anheimgeſtellter Vereinigung auch nur an Enſemble gedacht werden? Eure „ſtehenden Bühnen," wie ihr ſie nennt, weiſen alle Uebelſtände reiſender Truppen auf, ohne einen ihrer Vorzüge darzubieten. Meine reiſenden aber, die euch im Sommer verlaſſen, um kleinere Orte zu erfreuen, kehren im Herbſt als ein ungetrenntes, geſchloſſenes Ganzes zu euch zurück; können euch durch Darſtellung neuer Stücke ergötzen, die ſie mittlerweile fleißig einübten. Wer das nicht einſieht, muß vom Weſen des Theaters gar keinen Begriff haben.

Dadurch würden auch die Anſprüche gebildeter Hörer wiederum Recht und Muth gewinnen ſich zu ſteigern. Die verderbliche Nachſicht, die Indolenz, welche ſich jetzt einer halb barfüßigen Bande erbarmt, würde begründeten und berechtfertigten Anforderungen weichen: Menſchendarſteller wenigſtens wie Menſchen reden zu hören. Die kleinen Landſtädtchen würden dann zwar ſelten und nur ausnahmsweiſe von reiſenden Geſellſchaften berührt, das Theater vielleicht Jahrelang entbehren müſſen. Das wäre, im Vergleich mit der Gegenwart, für ihre

künſtleriſchen Anſchauungen kein Unglück, für die Kaſſe geprellter Wirthe ein Glück, für die Schul- und andere Jugend ein wahrer Segen.

Nicht von oben kann die Reform beginnen. Es kann von oben nur Sorge getragen werden, daß ſie von unten anfange. Grund und Boden iſt zu *ſäubern* bevor etwas Gutes erwachſen und gedeihen ſoll. Theaterſchulen ohne Praxis haben ſich ſtets unpraktiſch, d. h. nutzlos erwieſen. Gute, ordentlich geführte Wanderbühnen ſind die wahren, lebendigen *Theaterſchulen*, weil ſie zugleich *Lebensſchulen* ſind. Ihre Reſultate reichen bei uns von Schröder und Eckhof über Ludwig Devrient bis Seydelmann, zwiſchen und neben denen ein langes Verzeichniß minder berühmter, *nicht minder verdienſtreicher* Namen zu füllen wäre. Hoch hervorragende Künſtler, große Meiſter *braucht* das deutſche Theater nicht unumgänglich nöthig zu ſeiner Wiedergeburt. Schön, wenn der Himmel ſie ſendet — leider thut er es ſelten ohne Gefahr für's Ganze. Was wir *brauchen*, was wir haben *müſſen*, ſoll es nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts überhaupt noch Etwas wie ein deutſches Theater geben, das ſind geſchulte, fleißig eingeübte, im Ganzen aufgehende, ihm redlich dienende Schauſpieler, die ihr *Handwerk im edleren Sinne des Wortes* verſtehen. Und dieſe gewinnen wir nur aus anſtändigen, geregelten Wandertruppen, aus den zünftigen Schulen für's Handwerk.

Auch dieſe Angelegenheit, mit jener der Autoren zugleich, kann nur geordnet werden, wenn die Staats-

verwaltung ſie ihrer Aufmerkſamkeit würdigt, und ſie im Großen, Allgemeinen pflegt. Iſt ſie dieſer Pflege nicht werth? —

Nun endlich das Publikum!

Wer iſt das Publikum? Beaumarchais' beleidigende Frage: Combien faut il de sots pour faire un publique? hat viel Wahres. Hübſcher und humaner drückte einmal Grillparzer es aus, als er ſagte: „Es iſt doch curios: wenn man mit den Einzelnen ſpricht, hört man ſelten 'was Geſcheidtes über's Theater, ſowie aber Tauſend beiſammen ſind, haben ſie Verſtand!" Man kann das vox populi, man kann die Berechtigung der öffentlichen Meinung nicht naiver, nicht liebenswürdiger bezeichnen. Aber unſer deutſches Theaterpublikum muß erſt wieder Gelegenheit finden ſtreng zu ſein. Es muß erſt wieder begreifen lernen, worin die nächſtliegenden Pflichten des Schauſpielers beſtehen, ehe es ſich entſchließt, diejenigen von den Brettern zu jagen, die ihre Schuldigkeit verabſäumen. Es muß erſt wieder in den Beſitz jener Rechte gelangen, welche Schlendrian und Gemeinheit ihm nach und nach entwunden haben, damit es den faulen Schauſpieler, den Helden der Kaffee- und Bierhäuſer, den eitlen Müſſiggänger entweder durch unerbittliche Härte zu ſeiner Pflicht zurücktreibe, oder ihn zwinge den Platz zu räumen. In der Macht des Zuhörers liegt es, ſich ſein Recht zu verſchaffen. Er ſei dankbar für Fleiß und Eifer, nachſichtig gegen beſcheidenes, ſchüchternes Streben, aufmerkſam auf Nachläſſigkeiten, ſchonungslos bei nichtswürdiger, frecher Anmaßung.

Dann wird er ſchon einen wichtigen Theil der Reform befördern und ausüben helfen! Denn mit den kleinſten, mäßigſten Talenten kann bei einſichtiger Leitung und fleißigem Willen Aller ein Zuſammenſpiel erreicht werden, welches auch dem eigenſinnigſten Kenner angenehme Abende bereitet. Das zeigt uns jede franzöſiſche Truppe, die, oft aus elenden Schauſpielern zuſammengewürfelt, in dieſer Beziehung manches theuer bezahlte Perſonal großer deutſcher Bühnen überbietet. Blos deshalb, weil dieſe Leute gewöhnt ſind, vor ihrem Parterre zu zittern, weil ſie wiſſen, ſie werden erbarmungslos ausgepfiffen (wie ich in ähnlichem Fall den Liebling der Pariſer, Potier, auspfeifen hörte), ſobald ſie ſich nur einige Mal verſprechen. Wie dann eine franzöſiſche Truppe in Deutſchland ſtabil wird, läßt ſie nach. Das böſe Beiſpiel corrumpirt ſie. Die Berliner Geſellſchaft des Herrn Delcour gerieth binnen wenigen Jahren auf deutſche Sprünge, und das Enſemble wurde ſchwächer.

Daß auch mit deutſchen Schauſpielern dritten und vierten Ranges derlei Geſammtwirkungen bei redlichem Wollen bald zu erreichen, daß die Zuhörer dadurch zu gewinnen, für ein feineres Urtheil zu erziehen ſind, iſt dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes aus Erfahrung bekannt. Feſt gelernte, fleißig eingeübte, rund zuſammengehende Darſtellungen bilden ein ſinniges, aufmerkſames, gerechtes Publikum heran; dieſes fördert wechſelwirkend dramatiſches Leben und haucht ihm Seele ein: — Das Zuſammenſpiel. Eines beſteht nicht ohne das andere. Wer hielte es nicht unter ſeiner Würde, jene Strolche auszu-

pfeifen, die jetzt in deutschen Landen von Ort zu Ort zigeunern? Lieber schenkt man ihnen ein Almosen. Erst schafft uns anständige Truppen, dann wollen wir mit ihnen rechten. Anständige Truppen aber können nur bestehen, nachdem die unanständigen beseitigt sind. Sie müssen freies Feld gewinnen, um Nahrung zu finden.

Daß zugleich mit den kleinen und vielen vegetirenden größeren Banden alle — ich sage: alle Sommertheater, Arenen, Tivolis, Elysiums und wie das Elend heiße, unterdrückt werden müssen, soll Hilfe kommen, darüber, denk' ich, sind sämmtliche Kenner der Sache einig. Wer diese Ansicht etwa nicht theilen sollte, gegen den vermag ich nicht zu streiten; dem ist das Theater ein unbekanntes Land. Diese Anstalten demoralisiren das Theater eben so sehr als die Darsteller durch sie demoralisirt werden. Hätte die bisweilen laut gewordene Behauptung Grund, daß nur durch solche Nachgiebigkeit gegen das Kneipenpublikum manche Directionen sich zu halten vermögen — nun, so sollen diese Directionen untergehen, und mit ihnen meinetwegen das ganze deutsche Theater; dann ist nichts mehr daran verloren. Wenn die Theilnahme für dramatische Kunst nur noch durch Tabaksqualm und Bier aufgefrischt werden kann, so hole der Teufel diese Kunst und diese verächtliche Theilnahme, beide miteinander! Durch das bei Sonnenlicht Zurschautragen theatralisch-modernen Flitterstaates und geschminkter Angesichter; durch dieses abscheuliche Zerreißen des mystischen Schleiers, der die Coulissenwelt früher von der Wirklichkeit trennte, ist der letzte unentbehrliche Zauber theatra-

lischer Täuschung, poetischer Phantasie geschwunden; die nackte Dürftigkeit steht in voller Blöße da, ist der Geringschätzung des Pöbels preisgegeben, — wohlverstanden auch des Pöbels, der Glacéhandschuhe und lakirte Stiefeln trägt.

Der Schauspieler muß erst wieder in der öffentlichen Achtung steigen, die er bei Klügeren und Besseren verscherzt hat, seitdem er einstmalige Vorurtheile wider seine Stellung beseitigt wähnt. Seine Rehabilitirung in der Gesellschaft hat der guten Sache der Kunst schlechte Früchte getragen, und was Einzelne für sich eroberten, ging der Allgemeinheit als solcher verloren. Es wird sich wiederfinden, sobald nicht fürder einem Jeden, einer Jeden gestattet ist sich Schauspieler zu nennen; sobald die Anzahl mittlerer und kleiner Bühnen beschränkt ist, und ihre Unternehmer bessere Auswahl treffen können; sobald man weiß, es gehört Etwas dazu, auf- und angenommen zu werden; Etwas mehr wie jetzt, wo die meisten Prinzipale nicht gewissenhafter zu Werke gehen, als John Falstaff bei Musterung seiner Rekruten, und auch nicht so witzig wie jener.

Es ist nicht wahr, daß es an tüchtigen Männern mangelt, die sich der Führung mit Lust annehmen, und in wohlregierten Truppen brave Mitglieder aufziehen würden. Arbeiten sich doch durch die gegenwärtige Wildniß Einzelne, allen Hemmnissen zum Trotz, mit männlicher Kraft. Der talentvolle Dichter Hermann von Bequignolles, ein Günstling Leopold Schefer's, hat seiner Vaterstadt Liegnitz, wie dem größeren Görlitz bewiesen,

daß es noch aufopferungsfähige Direktoren giebt. Man ebne ihnen die Bahn. Man vertilge die Banden; man öffne den anständigen reisenden Gesellschaften die fälschlich also genannten stehenden Bühnen der Mittelstädte, indem man diese aufhebt.

Daß die durch Regenten unterstützten (auch kleineren) Hoftheater von dieser „Aufhebung" ausgenommen sind, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Diesen ist ja schon gesichert, was wir den übrigen erst erringen wollen — die Möglichkeit der Existenz. Und was gut geleitete Theater auch in minder großen Residenzen für wohlthätige Wirkungen weithin durchs Land verbreiten können, indem sie das deutsche Theater ehren, davon haben wir ein erfreulich aufmunterndes Beispiel erlebt, als die Universität Jena von ihren Jubelfest-Doctordiplomen eines an Eduard Devrient zu verleihen sich angeregt fühlte. Diese Nachricht lächelte wie ein Lichtblick durch die Finsterniß, in welche der deutsche Theaterfreund sich gehüllt weiß. Aber außer diesen durch fürstliche Zuschüsse gedeckten Theatern — in Mittelstädten keine stehende Bühne mehr! Wie lange ist's denn, daß wenige Truppen zwischen Breslau, Königsberg, gar Berlin wechselten? Man lese die Verzeichnisse ihrer Mitglieder durch; man wird staunen. In Lessing's Briefwechsel lassen sich lehrreiche Beziehungen nachweisen, die hier nicht erörtert werden können. Wir wollen Städte wie Königsberg und Breslau ihrer stehenden Bühnen nicht berauben; doch könnt' es beiden

nicht ſchaden, wenn an kleineren Orten etwas beſſere Vorbereitungsanſtalten für ſie da wären.

Fruchtbare Schriftſteller, bühnengerecht arbeitende — weil ſie gut bezahlt,

Fleißige, geübte Schauſpieler — weil ſie gut geſchult ſind;

Empfängliches, ſtrenges Publikum — weil es ſich der Bühne aufmerkſamer zuwenden lernte.

Es iſt wahrlich keine Hexerei. Es braucht nur aus dem Gewölk des Idealen, aus der Phraſeologie kunſtkritiſcher, doctrinärer Abhandlungen auf den Erdboden der Realität herabgeſtiegen und ein energiſch durchgreifender Beſchluß gefaßt zu werden!

Wie ein auf ſolchem Wege ſich allmählich regenerirendes deutſches Theater neben und mit der modiſchen Oper beſtehen könne, das iſt denn eine ſehr bedenkliche Frage, deren Löſung wir nur ahnen, inſoferne große Städte (nach Wiens lehrreichem Beiſpiel) recitirendes Drama und Oper entſchieden zu trennen, mittlere und kleine jedoch der großen Oper gänzlich zu entſagen den Muth faſſen. Jene anſpruchloſen Zeiten, wo ein Fleck den Vater in Gotters und Georg Benda's Oper: „Romeo und Julia" gab; wo eine Bethmann auf derſelben Bühne als Suſanne in Mozart's Figaro, als Stuart und als Fanchon; wo eine Eigenſatz als Marie im Gretry'ſchen Blaubart und als Sena in Salomo's Urtheil bewundert wurden; wo ein Rebenſtein Mehül's Joſef und Gluck's Oreſt neben Schiller's

Max und Carlos; wo ein Anſchütz den Don Juan neben Wallenſtein und Poſa ſtellte; wo unſer Dr. Ed. Devrient, während er Roſſini's Barbier ſang, ſich auf den Egmont vorbereitete; wo Moſevius heute Cherubini's Waſſerträger, morgen Heinrich v. Kleiſt's herrlicher Kottwitz (und beides vortrefflich) war; wo Ludwig Löwe als Paul in der Schweizerfamilie Jubel erregte; wo La Roche die Belagerung von Korinth ſiegreich mitmachte; wo Amalie Haizinger der Prinzeſſin in Aubers Schnee dieſelbe Gerechtigkeit erwies, wie der Prinzeſſin Eboli . . . ach, ſie ſind längſt verklungen, ſie kehren nicht wieder. Nun ſchreien ſingen, nun brüllen ſiegen heißt; nun Rigoletto, Nebukadnezar, Hernani, mit Rienzi und Johann von Leyden um die Wette raſen — nun reicht eine Lunge für zweierlei Fächer nicht mehr aus. Wir wagen nicht zu behaupten, jene Künſtler wären bedeutende Sänger geweſen, mit dem Maßſtab höchſter Technik zu meſſen. Wenigſtens nicht alle. Aber lieber waren ſie uns immer, als viele unſinnig bezahlte Stimmen-Phänomene, die jetzt ſpectakuliren. Mehr Sinn, Verſtand, Gefühl athmete in ihrem Vortrage. Und den beſonnenen Anſprüchen des Publikums gemäß vermochten auch damals Mittelſtädte eine beliebte Oper neben einem gediegenen Schauſpiel zu ernähren, was jetzt nicht mehr zu erſchwingen iſt. Jetzt muß eins dem andern weichen. Und weil wilde Gurgeleien mehr ſinnlichen Eindruck machen, weil Herren und Damen „auf hohem Balcone" dadurch zu denken nicht beläſtigt

werden, ist es natürlich das arme recitirende Drama, welches überall den Kürzeren zieht.

Um gerecht zu sein, werde noch zugestanden, wie die Oper einen nicht abzuleugnenden Vorsprung hat dadurch, daß sie wenigstens einige Vorbildung verlangt; daß ein Sänger doch Etwas gelernt, daß er seine Partie inne haben, daß das Ganze „zusammengehen" muß — während beim recitirenden Drama von all' diesen Requisiten fast keines mehr gefordert, folglich auch nicht mitgebracht wird. Theilweise liegt es also an den Direktionen, durch Eifer und Fleiß dem Drama dieselbe Rundung zu geben, welche jede Oper braucht. Verwenden sie nur halb so viel Zeit und Mühe darauf; trachten sie mit ausdauerndem Ernst danach, daß ein harmonisches Ensemble auch durch Redner sich bilde (nicht blos durch Sänger), so werden sie diejenigen Theaterfreunde wieder an sich ziehen, sich gewinnen, die dem Besuch ihrer Vorstellungen jetzt entsagen. Und endlich wird auch die Masse wieder spüren, daß ein Unterschied waltet zwischen rohem Vergelaufenem Volk, welches, auf die Apathie der Hörer trotzend, dem Vorschreier nachzuschreien versucht, was es vorher kaum überlas; und zwischen fleißigen Mitgliedern, die gewöhnt sind, ihre Rollen zu wissen, die dadurch für manche Mängel entschädigen. Ein festgelernter, in einander klappender Dialog, sei er auch von Anfängern gesprochen, verfehlt nie seine günstige Wirkung. Darum, liebes deutsches Publikum im Süden wie im Norden, groß oder klein, erwache aus Deiner Lethargie; beginne

Du die Reform der Bühne, indem Du jeden von den Brettern pfeifst, der die Achtung für Dich und die Kunst so frech mit Füßen tritt, daß er, seiner Rolle nicht sicher, vor Dir zu erscheinen wagt. Du wirst anfänglich viel zu pfeifen haben! Werde nicht müde — und laß Dich um Gottes Willen nicht vom falschen Mitleid beschleichen. Denn daß die Schauspieler manchmal nicht Zeit hätten ihre Rollen ordentlich zu lernen, ist — experto crede! — eine unverschämte Lüge. Wer ernstlich will, lernt die stärkste Rolle über Nacht, wenn es ausnahmsweise sein müßte. Wer es aber nicht ernstlich will, lernt sie auch in vier Wochen nicht. Und ein solcher mag hingehen und Steine an der Landstraße klopfen oder sonst eine seinen Nebenmenschen einigermaßen nützliche Beschäftigung treiben!

Verschiedene Ansichten.

Der Knabe.

Er trägt seine Groschen fest in die Hand geklemmt, zitternd vor Sehnsucht, Ungeduld und Erwartung dem Schauspielhause zu. Zwei Stunden, ehe die Kasse eröffnet wird, steht er vor der Thüre im dichten Gewühl. Was sie um ihn her sprechen von alltäglichen Dingen, von gewöhnlichen Ereignissen, klingt ihm wie Entweihung. Er begreift nicht, daß diese Menschen für etwas Anderes Sinn haben, von etwas Anderem reden können, als von dem Schauspiele, welchem beizuwohnen

ſie ſich einfanden. Jeder Scherz dünkt ihm profane Läſterung. Seine Stimmung iſt eine begeiſterte und fromme. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit lauſcht er den Aeußerungen, die ſeine Nachbarn laut werden laſſen über einzelne Mitglieder des Theaters. Doch entſetzt wendet er ſich ab, wenn etwa tadelnde, oder gar frivole Bemerkungen vernehmbar werden. Für ihn iſt jeder Schauſpieler, jede Schauſpielerin Gegenſtand bewundernder Achtung. Wer berufen ward, die erhabenen Geſtalten der Poeſie auf der Bühne zu verkörpern, hat ja — das iſt des Knaben feſter Glaube — Anſprüche auf unbedingte Verehrung zu machen. Dennoch reden dieſe Zuſchauer von Künſtlern, als ob Künſtler eben auch nur Menſchen wären, wie Andere? Ja, von Manchen reden ſie Uebles. O, das iſt empörend! Ihr verdient gar nicht, denkt er, daß Euch Einlaß gewährt ſei durch jene ſchmale Pforte, die ſich — ach noch immer nicht öffnen will!

Das Geräuſch nimmt zu, das Gewühl wächſt, die Schläge der Thurmuhr dringen nicht mehr durch. Naht ſich denn nicht endlich die erſehnte Stunde?

Siehe, da drängt ſich ein Menſch durch die Maſſe, von unſcheinbarem Aeußeren, den meiſten Anweſenden gleichgiltig oder unbekannt, dem Knaben von jeher Gegenſtand höchſter Aufmerkſamkeit; denn es iſt der Zettelträger; es iſt der gewaltige Zauberer, der alltäglich mit den erſten Morgenſtunden die Gaſſen durcheilt und an gewiſſe bevorzugte Ecken jene verhängnißvollen Blätter klebt, auf denen die Titel der zu ſpielenden Stücke, auf denen die Namen der Darſtellenden prangen. Es iſt

ein wichtiger, ein großer Mann, der kleine ſchiefgewachſene Herold Melpomenens und Thalias, mit ſeinem linken Arme voll Proclamationen, mit ſeinem Kleiſtertöpfchen in der Rechten. Heute zwängt er ſich zur ungewöhnlichen Zeit zwiſchen die wogende Menge, und ehe die Harrenden ſich's verſehen, pappt an der noch immer nicht geöffneten Eingangsthür ein bedrucktes Blatt, worauf zu leſen ſteht: — (denn als der Knabe ein Knabe war, galt es für unziemlich, das Publikum erſt im allerletzten Augenblicke zu enttäuſchen!) — worauf zu leſen ſteht: „Wegen Krankheit der Madame X. kann die für heute angekündigte erſte Aufführung der neuen Tragödie nicht ſtattfinden. Es werden drei kleine Stücke gegeben."

Murrend, ſchimpfend, läſternd verlaufen ſich die Leſenden. Bittre Anklagen wider Madame X. werden laut; vernichtende Beſchuldigungen erklingen höhnend aus den ſich zerſtreuenden Gruppen. Der Knabe wüthet über ſolchen Frevel, doch er muß die Wuth in ſich verſchließen. Von der Thüre wankt und weicht er nicht; ſein Legegeld bleibt in der krampfhaft geballten Fauſt. Bald ſteht er allein. Außer ihm iſt kein Schauluſtiger mehr vorhanden, die Eröffnung der Kaſſe abzuwarten. Dennoch ſtürzt er, wie ſie nun erfolgt, eiligſt hinein, als ob er Etwas zu verſäumen hätte! Eine gute halbe Stunde hindurch iſt er der Einzige im großen, kühlen, dunklen Parterre. Er iſt ſo ſelig! Es riecht ſo himmliſch nach ſchlechtem Lampenöl; es dämmert ſo geheimnißvoll im leeren Hauſe! So ſtill iſt's. Man hört jeden Tritt hinter dem Vorhang auf der Bühne. O welches

Glück: das ſind die Stimmen einiger Schauſpieler, die laut miteinander ſcherzen. Man verſteht, was ſie reden. Nicht gerade Perlen der Weisheit fallen aus ihrem Munde, doch den Knaben durchſchauert jede Silbe mit Wonne. Nur ein Gram ſtört noch ſein Entzücken, ein Gram, entſprungen aus der furchtbaren Beſorgniß, daß ſich außer ihm kein Zuſchauer weiter einſtellen dürfte? daß man für ihn allein ſchwerlich ſpielen wollen, daß man ihn zwingen werde, ſein Legegeld an der Kaſſe zurück zu nehmen! Gräßlicher Gedanke!

Doch nein, ſo ſchlimm geht es nicht aus. Nach und nach finden ſich etliche wirkliche lebendige Perſonen ein, die mit ſchnöden Witzen aus der Helle des heißen Sommertages in die „dumpfe Höhle" kriechen. Endlich kommt auch der Lampenputzer zum Vorſchein und verbreitet ſpärliche Beleuchtung. Gähnende Muſiker betreten den Orcheſterraum und ſchwatzen laut, ohne Rückſicht auf die Anweſenden, die ſie ſpöttiſch zählen, und deren Geſammtheit ſie Alles in Allem auf ſiebzehn Seelen bringen. Nun wird das Zeichen gegeben zum Beginn der Symphonie, die bald herabgekratzt iſt — und der Vorhang hebt ſich.

Der Knabe ſieht und hört — die Beſten, die damals zu ſehen waren, die unübertroffen blieben. Sie zeigen weder Unmuth noch Gleichgiltigkeit; ſie entfalten ihre reichen Gaben ſo warm, ſo eifrig, wie wenn es vor dem größten Zuhörerkreiſe geſchähe; ſie erwärmen das mittlerweile zu einem halben Hundert angewachſene Publikum. Lauter, begeiſterter Jubel dringt zur Bühne empor; und

der Knabe kehrt nach beendigter Vorstellung heim, voll der Freude dessen, was er empfangen, und glücklich in dem Bewußtsein, daß ein Schauspieler ihn bemerkt, von den Brettern herab sein rasendes Applaudiren belächelt habe! — Freilich hieß der Lächelnde Ludwig Devrient.

Der Jüngling.

Er hat es durchgesetzt. Er ist Schauspieler geworden. Auf der Bühne darf er umherstolzieren, auf der seit Jahren die ersten deutschen Meister glänzten. Viele sind abgestorben, weggezogen seither. Aber noch lebt der alte Maximilian Scholz, Fleck's berühmter Nebenbuhler, und flößt immer noch Ehrfurcht ein, trotz des Verfalls seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Auch wirkt der edle Anschütz dort, und ehrt durch sein würdiges Streben sich und den Raum in dem er waltet. Es theilen sich Schmelka und Stavinsky in die Gunst der heiteren Muse. Das Ganze aber schwankt schon auf schwachem Grunde; es ist nicht mehr die sonstige Weihe, die das dürftige kleine Haus zu einem Schauplatz ersten Ranges machte. Man spricht viel von dem Bedürfnisse eines Neubau's, — größerem Umfang, — prachtvoller Ausstattung. Die Fortschritte der Zeit haben in ihrer Hast auch das Theaterleben ergriffen, reißen es mit sich. Was zünftig daran war, was Lehrlinge, Meister, Gesellen sonderte, was die „Komödianten" von der Welt abtrennte, und sie auf sich, auf traulich-artistisches Zusammensein hinwies, — all' dies ist weggefallen, ist abgestreift worden wie unwürdiger Zwang. „Komödiant"

gilt für ein Schimpfwort. „Menſchendarſteller, Mime" ſoll es nun heißen. Innerliche Begeiſterung hat äußerlichen Eitelkeiten weichen müſſen. Der Jüngling findet nicht, was er hinter den Couliſſen ſuchte; und leider, bald ſucht er gar nicht mehr, was er noch Gutes finden könnte.

Er begann zu zweifeln an den Künſtlern, er lernte zweifeln an der Kunſt; bald verzweifelte er an ſich. Und der Leichtſinn miſcht ſich in's Spiel, frühe Reue giebt wilder Thorheit Raum, der fromme Glaube flieht.

Auch die Bühne kann zum Tempel werden, auch der Schauſpieler kann ein Prieſter ſein; doch nur ſo lange, als er das wahrhaft Göttliche will; nur ſo lange er kindlich glaubt. Mit dem Unglauben ſtellt ſich der Götzendienſt ein, aus der Heuchelei entſteht die Lüge, und die Lüge iſt der Fluch.

Dieſer Fluch belaſtet die Erde, er bedrückt auch die Kunſt, er trifft am ſchwerſten die Theaterwelt. Er entzieht gute Anlagen und nützliches Geſchick dem Ganzen, daß ſie ſich nicht mehr unterordnen und fügen; er treibt vereinzelte Selbſtſucht aus Unrath hervor; fördert neidiſch-eitlen Egoismus, dem es nicht anders ergeht, wie den in künſtlicher Hitze aus Miſt getriebenen Gewächſen: ſie bringen ein Mal nothreife unvollkommene Früchte ohne würzigen Saft, — und blühen dann nicht wieder. Solche Bäume erleben keinen geſunden Frühling mehr.

Der Jüngling wähnte in ewig grüne Haine zu treten. Er irrt durch dürre Hecken, durch dornichtes Geſtrüpp. Wo aus dunklen Büſchen feurige Augen

locken, wo weiche, weiße Arme ihm zuwinken, da ziſchen auch Schlangen, da drohen Skorpione, da fletſchen Eiferſucht, Bosheit, Gemeinheit ihre Zähne. Er weiß ſich weder Hilfe noch Rath, und er taumelt rathlos, hilflos — leichtſinnig fort.

Der Mann.

Der Mann empfindet ſchwer was der Jüngling verſchuldet, muß dafür büßen. Alle Kränze ſind entlaubt, alle grüne Hoffnungen ſind verwelkt und abgefallen. Nur die kahle, leere Wirklichkeit umgiebt ihn. Keine Täuſchung mehr! Auch nicht die letzte, momentaner Aufregung. Keine Freude mehr am Erfolge! Keine Achtung, wehe! keine Spur von Achtung mehr vor dem Durcheinander vielſinniger Köpfe, die man Publikum nennt, wenn ihrer tauſend beiſammen ſind; die einzeln, Kopf um Kopf betrachtet, wenig Beruf zeigen, richtende Stimmen zu führen. Wen ſoll der Mann verehren, der arme Mann, dem Kummer und Sorge ſchon das Haar bleichen im Getriebe der Bühnenwelt?

Soll er die Vorſtände hochachten, die ihn als Mittel für ihren Zweck, als Taglöhner für ihre Kaſſe betrachten? Die ihn laufen, die gleichgiltig ihn verhungern laſſen, wenn er ihnen nicht mehr zuſagt? Die vielleicht weder leſen noch ſchreiben können, aber triumphirend ihm zuſchreien: „Verſteh' ich dafür doch, was Du nicht verſtehſt; kann ich doch rechnen?“

Soll er ſeine Collegen verehren und lieben, die nichts Wichtigeres zu thun haben, als ihn zu verfolgen, zu

beneiden, zu verleumden, wenn es ihm irgend einmal glückt und erträglich geht? Ihn auszulachen, ihm den Rücken zu kehren, barfüßige Handlanger der sogenannten Literatur hinter ihm her zu hetzen, wenn es ihm mißlingt? Die ihn hassen, desto giftiger hassen, je zärtlicher sie sich gegen ihn betragen, je mehr Dank sie ihm zu entrichten hätten für manche Gefälligkeit?

Soll er die Kritik schätzen und anerkennen, die ihm in schlecht oder gut (gleichviel!) geschriebenen Abhandlungen Zeile für Zeile darthut, daß sie selten von der Sache Etwas versteht; daß sie bei den sublimsten Redensarten oft nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt?

Soll er das Publikum .... hu hu, „da unten aber ist's fürchterlich!" Armer Mann, Du hast Dir wohl eingebildet, Du wärest ihnen lieb und werth geworden? Du hast alle Kräfte aufgeboten, ihnen zu genügen. Sie schienen Dein Bemühen anzuerkennen; sie jauchzten Dir zu. Gestern ihr Liebling, heute von einem erbärmlichen Farceur und Gaukler überboten, morgen vergessen .... zieh' hin, und suche Dir anderswo Dein mageres Futter! Sie wissen längst nicht mehr, daß Du ihnen kürzlich Thränen der Rührung entlocktest. Weine selbst, armer Mann, statt Andere weinen, — lächle selbst, statt Andere lächeln zu machen; aber lächle weinend über Dich!

Jeder Mensch ist zu beklagen, der ohne Lust und Freude den Pflichten obliegt, die ihm und seinen Angehörigen den magern Bissen Brodt erwerben sollen. Zwiefach beklagenswerth ist der Unglückliche, der ohne Lust und Freude daran das Geschäft hat: Anderen Lust

und Freude zu bereiten; der, auf die Galeere des Theaters geſchmiedet, rudert und rudert im flachen, öden, unermeßlichen, trüben Gewäſſer grauer, trübſeliger Nothwendigkeit.

Der Mann bei Jahren!

Haſt Du auf dem Marktplatze jenen Herumtreiber geſehen, der poſſierlich angekleidete Hunde nach einer verſtimmten Drehorgel tanzen ließ? Die Muſik belebte ſeine vierbeinigen Tänzer nur zum Schein; die lange Peitſche blieb die Hauptſache. Einige jüngere Hündchen machten das Ding luſtig genug, hielten fröhlich aus; ja, ihre bunten Jacken ſchienen vielleicht ihnen zu gefallen. Doch ein befahrtes Thier war dabei, ein weißer, vielerfahrener, alternder Hund. Wie traurig ſah der darein! Wie gern hätte der die Narrenhülle abgeworfen! Wie gern ſich unter die freien Hunde gemiſcht! Er ſchämte ſich, daß er noch mittanzen mußte. Ach, wäre die Peitſche nicht geweſen ....!

Der Greis.

Er hat ſich losgeriſſen, der alte Mann. So raſch die Füße, die wunden, ihn tragen wollten, iſt er entflohen und weit — weit von den Idealen ſeiner Knabenjahre hat er ein Aſyl; ſpät, ſehr ſpät hat er ein Ziel für das Reſtchen geiſtiger Wirkſamkeit gefunden. Zuerſt, als Blut und Schweiß unfruchtbarer Leiden und Mühen noch nicht abgewiſcht waren, ſchauderte er, wenn er reden hörte von dem Tummelplatze verworrener Nichtigkeiten,

den ſie Theater heißen; der ihm dereinſt die Welt ſchien; den er jetzt für ein Tollhaus halten wollte.

Allgemach hat er ſich beruhiget. Die rothen Flecken von Marter und Qual ſind verblichen; freudige Bilder nehmen wieder Farbe an, treten wieder als Geſtalten hervor. Auch der Greis feiert noch Stunden der Jugend. Wenn er müde von der Gegenwart ſich Ruhe gönnt, in vergangene Tage ſich zurück träumt; wenn er ſich in liebe, alte, reine Entzückungen verſenkt .... dann bevölkert ſich die Einſamkeit um ihn her, und er lebt wieder mit Denen die ihm Leben brachten; lebt wieder in und mit unſterblichen Erinnerungen.

Iffland, der oft verkannte, der unerreichte große Meiſter, der tüchtige Deutſche, der deutſch und treu Gebliebene, da franzöſiſcher Zwang uns knechtete ... er tritt hervor und ſchilt den Greis: „Man dürfe nicht das Kind mit dem Bade verſchütten; und die Kunſt bleibe doch Kunſt, wenn gleich ....“

Wir ſind auch noch da! ruft Ludwig Devrient, dem drei Jünglinge folgen: Eduard, Karl, Emil. Wir gehen mit dem Onkel, ſagen ſie zu ihren Eltern; wir folgen dem Onkel Ludwig!

Wer iſt jener bekränzte Mann im hohen Bilderſaale? Wer giebt ihm das Recht zu Correggio's Ausſpruch: anch' io? Ah, es iſt auch ein Ludwig: es iſt Ludwig Löwe.

Und Pius Alexander Wolff entſteigt ſeinem Grabe in Weimar, winkt Iphigenien — Iphigenie aber iſt

Amalie Malcolmi, ſeine Gattin, und er iſt Oreſt, und ſie reden von Schiller und Goethe, mit denen ſie lebten, von denen ſie geliebt wurden.

Mit feinem Lächeln das kluge Haupt wiegend, nähert ſich La Roche: „Stamme auch noch aus dem Urwald; ſah die letzten Kronen im Abendſchein; bin der letzte Mohikaner!“

Zwei Sophieen zeigen ſich. Bei ihrem Anblick, beim Klange dieſes Namens ertönt ringsum der Sprache Wohllaut, die Macht der Rede, die Wundergewalt beſeelten Wortes. Sophie Schröder — Sophie Müller! —

Und jetzt erſcheinen dem Greiſe: Wilhelmine Schröder, Fanny Elßler, Henriette Sontag. Henriette, die Du deutſcher Geſangskunſt Zauber in Frankreichs, Englands Hauptſtädten zur Geltung gebracht; unnachahmliches Lieblingskind heitrer und ernſter Muſen; entſteige, mit allen Reizen geſchmückt dem Sarge, dem ſie Dich in Mexikos Wildniſſen anvertrauten! — Wilhelmine, nicht umſonſt zogen die Namen „Schröder-Devrient“ vor Dir her; nicht umſonſt warſt Du Deiner Mutter Tochter. Als Sängerin warſt Du eine große Schauſpielerin. O nur noch ein Mal laſſe mich vernehmen, Leonore-Fidelio, den Sphärenklang: „Du armer, Du armer Mann!“

Und Du Fanny! Aus der Frivolität nichtiger Umgebungen erhobſt Du Dich ſiegreich, ein unvergeßliches Vorbild zu werden für Wahrheit und Natur im Gewande vollendeter Künſtlerſchaft. Der Name Fanny

Elßler bleibt im Gedächtniß des Greises neben den Namen, deren Trägern er die herrlichsten Stunden verdankt. Erwecke sie alle! Nur noch einmal, Esmeralda, bilde mit sicherer Hand Dein „Phöbus," daß er strahle, Phöbus-Apollo, daß von seinem Lichte verklärt, der Greis wieder deutlich schaue, was jetzt wie im Nebel vor den matten Augen vorüber zieht; daß er sich daran erlabe, erfrische; daß er wieder ein Knabe werde voll seliger Begeisterung, ehe des Todes Hand ihm die Augen schließt! Daß er sterbend flüstere, und versöhnt: „Ach, es war doch schön!"

Und Ihr Wenigen, die Ihr heute noch festhaltet am Theater in unserem Sinne; denen die Bühne noch etwas Anderes bedeutet, als nur ein Brettgerüst, aufgeschlagen zur Ausfüllung müssiger Abendstunden, zur Befriedigung gähnender Langweile! — Dauert aus! Bleibt getreu! Haltet fest — bis an's Ende!

Karl Maria von Weber.

(1854.)

Im „kleinen Rauchhause" war kein Platz mehr; auch nicht das kleinste Stübchen leer. Die Wirthin, die mich in gutem Andenken behalten, weil ich vor zwei Jahren einen bei ihr angebundenen Bären von Breslau her mit vierundzwanzig Thalern richtig und ehrlich gelöset, bedauerte gar sehr, mich von ihrer Thüre weisen zu müssen, wollte mich so viel wie möglich in ihrer Nähe behalten,

und deshalb schickte sie mich „zum goldenen Hirsch" ihr gerade gegenüber. Dort wimmelte es zwar auch von Studenten, — denn im Jahre zweiundzwanzig gehörte eine Lustreise nach Dresden zu den Herbstferien des deutschen Burschen. Wer nur einige wenige „Spieße" auftreiben konnte, pilgerte nach Elb-Florenz; und wer gar nichts hatte, machte sich um desto gewisser auf den Weg, weil er sicher war, dort Bekannte zu finden, bei denen gepumpt werden konnte. Und fand Einer keinen Bekannten, oder fand er die Bekannten ohne Mittel, so pumpten sie vereiniget einen Unbekannten an. Diese Ehre widerfuhr auch mir von den Mitbewohnern des goldnen Hirsches. Ich war ein Mann, dem es auf eine Hand voll Geld nicht ankam. Theatersecretair und Theaterdichter bei'm Königl. priv. Nationaltheater in Breslau mit Dreihundert Thaler fixem Gehalt; Nebeneinnahmen und literarischen Erwerb gar nicht einmal zu rechnen! Wurde ich nicht von meiner hochlöblichen Direction in Engagements-Aufträgen entsendet und stand in Diäten? Machte ich nicht außerdem auf eigene Rechnung Geschäfte für eine neue belletristische Zeitschrift, welche unter dem Titel: „Deutsche Blätter ꝛc. ꝛc." vom 1. Januar 1823 erscheinen wollte? Ich war ein bedeutender Mensch. Und erstaunlich herablassend kam ich mir vor, daß ich mich mit einem Gasthause dritten Ranges begnügte, wo mir doch ganz andere Hotels offen standen! Die Studenten machten anfänglich verzweifelt wenig aus mir; meine Titel schienen sie kalt zu lassen. Doch nachdem wir miteinander gekneipt, und sie mich für ein fideles

Haus anerkannt hatten, wurden ſie wärmer. Wir zogen Arm in Arm nach dem Theater, in deſſen Parterre wir uns mühſam eindrängten. Man gab den Freiſchützen. Der Componiſt ſollte, von einer Urlaubsreiſe heimgekehrt, zum erſten Male wieder dirigiren. Aller Augen warteten auf ihn. Auch ich war ſehr geſpannt, den Meiſter lebendig zu erblicken, deſſen kräftige Kriegslieder ich als freiwilliger Jäger ſo oft mit den Kameraden auf dem Marſche geſungen. Einige Studenten aus dem kleinen Rauchhauſe hatten ihn ſchon geſehen und ſchilderten ihn als lahm. Einer kannte gar mehrere Weber'ſche Vettern und verſicherte, jeder von dieſen ſei lahm und zugleich Muſik-Director; Beides gehöre zur Familien-Aehnlichkeit. Während wir nun ungeduldig nach vorn ſtarrten und harrten, wurde es hinter uns lebhaft, und ehe wir's uns verſahen, rückte ein großer, prachtvoller Lorbeerbaum heran, in ſtattlichem Gefäße, mit Blumenkränzen umwunden. Von unzählbaren, aus dem Gedränge auftauchenden Händen getragen, bewegte ſich die bedeutungsvolle Gabe dem Orcheſter zu. Und ſo thätig und geſchickt zeigten ſich Alle, die auf dem Wege dahin ſtanden oder ſaßen, daß der Baum den Platz des Kapellmeiſters in demſelben Augenblicke erreichte, wo Karl Maria von Weber erſchien.

Man wird alt, matt, gleichgültig. Ich bin es auch geworden. Aber noch heute weht mich die Erinnerung dieſer Abendſtunde mit friſchem, jugendlichem Hauche an, und indem ich dieſe Zeilen niederſchreibe, dringen die erſten Töne der Ouverture mir in's Herz, wie durch den

Terraſſe einer beliebten Sängerin ſammt ihrem Gatten, die ich einige Monate zuvor in Schleſien kennen gelernt, und die nun auf dem Rückwege von einer großen Kunſtreiſe in Dresden Halt machten. Augenblicklich wurde für den nämlichen Abend ein Zuſammentreffen in Chiapone's Keller verabredet: nach dem Schauſpiel wollten wir uns finden, um Maccaroni zu ſpeiſen und Auſtern. Sobald dieſe wichtige Sache geordnet war, ſpazierten wir plaudernd weiter. Ich erzählte vom neulichen Theaterjubel, von Weber's Empfange, von meinem Entzücken. Die ſchöne Frau ließ ſich's geſagt ſein, doch erwiederte ſie Nichts. Als ich aber des Abends in jenen traulichen Räumen wartete, die ſich über ſo vielen heitern Künſtlerkreiſen ſchon gewölbt, daß ſie einen claſſiſchen Ruf genoſſen; als ich mit Freund Chiapone, die Anordnung des kleinen Feſtmahls beſprechend, meine Gäſte zu empfangen bereit ſtand; — da öffnete ſich die Thüre, und am Arme der Holdſeligen hinkte herein der Meiſter, deſſen Agathe ſie ſo gern und ſo glorreich in's Leben gerufen. „Ich lade mich ſelbſt ein," ſagte er; „ich gehöre ja auch ſo zu ſagen zur Bande."

Das war ein Abend! Einunddreißig Jahre ſind ſeitdem vergangen. Könnte man ihn noch einmal durchleben, man lebte ſich, glaub' ich, wieder jung. Wir waren unſerer Sechs oder Sieben. Ludwig Robert mit ſeiner junoniſchen Gattin befand ſich auch in Dresden. Schändlich lügen würde ich, wollt' ich verſichern, das Geſpräch habe ſich lange auf dem Punkte gehalten, den gelehrte, verſtändige, ſittſame, weiſe Perſonen als den

zu componiren, vorzutragen, bei Andern zu fördern und zu dirigiren. Ebenso gut und mit ebenso feinem Takte, wie er sein Orchester zu dirigiren verstand. Und wie er dieses ohne Verrenkungen, ohne herausfordernde Actionen, ohne Ziererei — (von welcher sogar ein Spohr, den Stab in der Rechten, sich nicht ganz frei hielt) — mit sicherem, gefälligem Wesen, mit geistiger Gewalt zu leiten wußte, so hielt er auch in der Geselligkeit das schönste Maß zwischen Bewegung und Ruhe. Wer bei ihm, durch ihn nicht behaglich verkehren lernte, der war wohl überhaupt nicht geboren, mit anderen Menschen umzugehen, als nur mit solchen, deren Haupt-Lebenszweck es scheint, bête zu machen und à tout auszuspielen.

Weber gehörte zu jenen nicht häufigen Musikern, bei denen wissenschaftliche Ausbildung, vielseitiges Streben, überwiegender Verstand der ursprünglich-schöpferischen Melodieenfülle keinen Abbruch gethan, dem natürlichen Talente keinen gelehrten Zwang angelegt haben. Er gehörte aber auch zu jenen seltenen Menschen, welche im freundschaftlichen Umgange, im gegenseitigen Austausch der Meinungen und Ansichten eben ihr geistiges Uebergewicht auf keine Weise zur Schau tragen; vielmehr in liebenswürdiger Heiterkeit und Milde dafür sorgen, daß neben ihnen ein Jeder sein kleines Lichtchen leuchten lassen dürfe. Anregend, auffordernd, aufmerksam, belebend wies er in streitigen Fällen und Gesprächen dem Gegner die Stelle an, wo ein bedrohliches Disputatorium leicht und schicklich in's Gebiet des Scherzes und durch diesen zur friedlichen Vereinbarung zurückgeführt werden

konnte. Nur ein Gegenstand machte davon eine Ausnahme. Nur in einer Sache zeigte sich der große Mann kleinlich; nur eines Menschen Name mochte ihn aus der edlen Haltung bringen, die er sonst immer behauptete. Das war die Sache der italienischen Oper; das war der Name Rossini. Da zeigte sich der scharfsichtige und aus klaren Augen blickende Weber blind; da wollte er blind bleiben. Da wollte er sich absichtlich verschließen gegen Schönheiten, die endlich ihm doch nicht hätten entgehen können, hätte er nicht verstockt und trotzig blos auf Mängel gelauscht, — die sich freilich auch im Uebermaße darboten. Es war aber sehr menschlich, sehr begreiflich. Seine Stellung als Kapellmeister einer deutschen Oper im damaligen Dresden macht Alles klar. Die italienische Oper, mit ihrem Führer Morlachi, war das Schooßkind des Hofes. Um ihretwillen mußte Weber manche Zurücksetzung geschehen lassen und erdulden, die er desto schmerzlicher empfand, in je schärferem Gegensatze sie erschien zu der Verehrung, die seines Namens Klang in der ganzen Welt zu erregen anfing, seitdem der „Freischütz" und „Preciosa" des Meisters Ruhm von allen Bühnen verkündeten. Auch zeigte sich die gedankenlose Rossini-Manie, ohne Urtheilskraft häufig nur leerem Geklingel nachhängend, mitunter so auffällig, daß sogar ein Laie wie ich trotz aller Lust an Rossini sich darüber ärgerte. Man brauchte gerade nicht gleich Karl Maria mit Gottfried Weber und Meyerbeer zusammen bei Abt Vogler in Darmstadt Contrapunkt studirt zu haben, um in Verzweiflung zu gerathen über die

unaufhörlich beklatſchten Trommelwirbel der gazza ladra im Gartenconcerte des Linke'ſchen Bades, oder auch über die verwünſchten Triolen und anderen Tanzfiguren, in denen der ſonſt vorzügliche Benincaſa und Saſſaroli (der Baſſiſt) Verzweiflung darlegten, wenn wegen eines geſtohlenen Silberbeſteckes die edelmüthigſte aller Köchinnen hingerichtet werden ſollte, ſtatt jener ſpitzbübiſchen Elſter. Ich rede vom Jahre zweiundzwanzig. Heute ſteht es allerdings anders, und in einem dreißigjährigen Kriege der Kritik gegen den Geſchmack haben wir einſehen gelernt, daß Roſſini auch in ſeinen ſchlimmſten Verirrungen immer noch für einen Gluck gelten kann, die dramatiſche Wahrheit mancher gefeierten Nachfolger neben ihn gehalten. Weber wollte nun einmal nichts von ihm wiſſen. Des deutſchen Meiſters Widerwille gegen moderne italieniſche Muſik zwang ihm ſogar die kritiſche Feder manchmal in die Finger; ja, er vergaß ſich ſo weit, eine bittere Parodie der Schiller'ſchen Kapuziner-Predigt drucken zu laſſen, wo er den Schwan von Peſaro ziemlich unverhohlen eine ſchnatternde Gans ſchimpfte. Und das war Seiner unwürdig; ich betrachtete dies wie einen Flecken auf des geliebten Todten unſterblichem Nachruhm. Doch gerade weil dieſe Zeilen ſeinem mir heiligen Andenken gewidmet ſind; weil ſie, obgleich mit ſchwachen Farben, eine bewunderungswürdige Perſönlichkeit ſchildern wollen; gerade deshalb darf nicht verſchwiegen bleiben, was am Menſchen menſchlich geweſen, unvollkommen. Denn nur unvollkommene Menſchen können wir wahrhaft lieben. Für ſolche, die

kein Tadel trifft, hab' ich auch keine Liebe; denen kann ich nur furchtſames Erſtaunen widmen und gehe ihnen verzagt aus dem Wege.

Weber wurde bei dieſem unſerem erſten Zuſammentreffen mehrfach in die Enge getrieben von ſeinem raſch auflodernden Zorne wider Roſſini, und von ſeiner Galanterie für die ſchöne Sängerin, die dem „Barbier von Sevilla, dem Tancred, dem Othello" ebenſo viel Applaus verdankte, als dem „Freiſchützen;" die folglich gar nicht geneigt ſchien, unbedingt einzuſtimmen in ſeine halb launigen, halb wüthenden Verdammungsurtheile. Um aber durchaus bei der Wahrheit zu bleiben, darf ich nicht verſchweigen: es iſt mir, als hätte der „Barbier" auf dem Weber'ſchen index librorum prohibitorum unter den Ausnahmen geſtanden und Gnade vor ihm gefunden, quand même!

Ehe wir Chiapone's Keller verließen, um noch einen Gang in die laue Sternennacht zu unternehmen, war ſchon wieder Verſöhnung geſchloſſen, und Weber drückte dem Friedenstraktate das Siegel auf, indem er uns ſämmtlich für den nächſten Mittag an ſeinen Tiſch lud.

Da war es denn erreicht: ich trat in ſein Haus! Ich ſtand ihm gegenüber und ſeiner Gattin, die mir, theatertoll und närriſch, wie ich noch geblieben war, zwiefach merkwürdig erſchien. Zuerſt als Frau von Weber; nicht minder ſodann als ehemaliger Liebling des Publikums in Prag, wo ſie als „Demoiſelle Brand" Jung und Alt, Logen wie Parterre, durch Talent, Geiſt, Anmuth —

und Uebermuth entzückt, ja ſogar ihrer Blicke Brand in's Orcheſter geſchleudert und deſſen Kapellmeiſter in Feuer und Flammen geſetzt hatte, welche erſt vor dem Traualtare einigermaßen gelöſcht wurden. Ohne ſie auf der Bühne geſehen zu haben, war mir doch durch lebhafte Schilderungen aus mancher Kenner Berichten ihr ganzes Repertoir, ihre kecke, geniale Darſtellungsgabe — (die ſich ſogar bis an den „Lorenz im Hausgeſinde" gewagt) — bekannt und vertraut. Und ich lieferte, meinen bis in ſpäte Lebenszeit fortdauernden Flegeljahren entſprechend, gleich bei der erſten Anrede eine recht hübſche, brauchbare Dummheit, indem ich beklagte, daß eine ſo gerngeſehene Schauſpielerin den Brettern entſagen müſſen, was doch gewiß auch ihr unendlich ſchwer geworden ſei. — Sehr ſchmeichelhaft für mich, ſagte Er. — Und Schnuff lachte mich aus.

„Schnuff" hieß ein Affe; ein kleiner, Herrn und Herrin liebender, ſchmeichelnder Schlingel, der allen andern ehrlichen Menſchen tückiſch die Zähne entgegenfletſchte. Beide, Weber und deſſen Frau, trieben tauſend Tollheiten mit ihm. Sie verſicherten höchſt wichtig, daß Herr Schnuff damit umgehe, ein Werk zu verfaſſen, worin die Verdienſte italieniſcher Componiſten um dramatiſche Muſik gebührend an's Licht geſtellt werden dürften; und mehr dergleichen.

Welch' Geheimniß iſt es doch um den Zauber, wie bei ſolch' eines Künſtlers Mahle an kleiner Tafel waltet!? Warum perlt der Wein in dieſen fröhlichen Kreiſen friſcher und heller? Warum leiht er den Geſprächen

höheren Schwung, dem Scherze raſchere Flügel, den Flügeln duftigeren Blüthenſtaub? Da ſaßen wir „vereint zur guten Stunde,“ und die Herbſtblumen, welche den Tiſch zierten, wurden zu Roſen; die Reden wurden zu frühlingsgrünen Zweigen; und ſie ſchlangen ſich lächelnd, mit harmloſen Albernheiten durchwebt, um Weber's Haupt. Wir trieben Poſſen, daß Schnuff allein ſeine Würde bewahrte. Und mitten in dieſe kindiſchen Spiele miſchte ſich ein hoher Sinn, wenn das Auge der beglückten Gäſte ſich nach jener halboffenen Thüre wendete, wo neben ſeinem Klaviere der Schreibtiſch ſtand, an welchem irgend eine armſelige Feder in kleinen krauſen Schriftzeichen die Weiſe feſtgebannt, die durch ferne Welttheile das rührende Gebet verbreitete: „Für mich auch wird der Vater ſorgen.“

O Karl Maria von Weber! Kranker, leidender, oft betrübter Sänger! Reiner, herrlicher Geiſt! Ahnteſt Du, konnteſt Du im Voraus wiſſen, welch' andächtige Wonne tauſend und aber tauſend Herzen erheben werde bei Agathen's himmliſcher Melodie, die den Weg empor zeigt, dahin, wo „ein Auge, ewig rein und klar, all' ſeiner Kinder liebend wahrnimmt?“ Warſt Du doch glücklich und ſorgenfrei; fühlteſt Du Dich über körperliche und Seelen-Leiden erhoben und getröſtet, als Du den frommen Geſang anſtimmteſt, in den bald einſtimmen ſollte auf Gottes weiter Erde, wem der Himmel eine Stimme verliehen? Und beben jetzt dieſe Töne, bei denen wir Deiner ſtets dankbar gedenken, von Welle zu Welle im klaren Aether bis hin zu Dir, wo Du weileſt?

Miſchen ſie ſich mit den Harmonieen, in denen ewige Sänger loben und preiſen? — Ja, ja! Du lebſt! Du biſt! Du wirkſt fort! Dort, wie hier.

Er entließ mich bei meiner Abreiſe von Dresden gütig und liebevoll. Er bewahrte mir ſeine Neigung und that dies durch freundliche Briefe dar, die ich in Breslau und ſpäter an anderen Orten von ihm empfing. Einer derſelben ſchloß mit den Worten: „Unſer Theater hat elf Sängerinnen; Max hat einen Zahn; Schnuff iſt noch immer beſchäftiget, ein Affe zu ſein.“

Leider marterte ich ihn einige Male durch Zuſendung lyriſcher Gedichte, die er componiren ſollte. Er erwiederte darauf: „Wenn ich ein Lied beim erſten Ueberleſen nicht in mir wiederklingen höre, ſo iſt's nicht für mich. Ihre Gedichte haben mir ganz gut gefallen, doch in Muſik ſetz' ich ſie nicht.“ Dabei lobte er, daß ich nicht beleidiget ſei durch ſeine Offenherzigkeit, und wünſchte manchem Dichter ein Wenig von dieſer ſich ſtill-beſcheidenden Entſagung. „Denn (ſchrieb er) Andere haben die Gichter, ich habe die Dichter; was ich mit Zuſendungen gepeiniget werde, ſeitdem ich unter die berühmten Leute gegangen bin, das iſt erbärmlich. Es ſollte mich gar nicht verwundern, wenn ſie mir nächſtens das Intelligenzblatt oder den Reichsanzeiger zur Compoſition einſchickten.“

Ich glaub's wohl, daß ſich meine Collegen, die Herren Versmacher, nach Weber'ſchen Noten ſehnten! Einen beſſeren Vorſchub, in aller Menſchen Mund zu gelangen, konnte es nicht geben. Was ſind ſeine Lieder ſo

göttlich ſchön, ſo volksthümlich ſchlicht und originell! Und wie Schade, daß viele davon aus der Mode gekommen ſind! Schier vergeſſen! Deshalb ſcheint es mir recht bedauernswerth, daß ein Liederſpiel, welches der verſtorbene Karl Blum aus lauter Weber'ſchen Melodieen, geſchickt inſtrumentirt, künſtleriſch zuſammenſtellte, durch den wenig feſſelnden, faſt matten Scenenbau ohne beſondere Wirkung vorüberging. Es wurde unter dem Titel: „Die Rückkehr in's Dörfchen" in Berlin gegeben und keineswegs mit der Begeiſterung aufgenommen, die Webers Manen gebührt hätte. Wenn ſich doch jetzt ein bühnenkundiger, zugleich muſikaliſch-gebildeter Schriftſteller, der die Anſprüche der Gegenwart mit der Achtung für Vergangenheit zu vereinen verſtände, darüber machen wollte! Es könnte ein Schatz für Direktionen werden. Auch vermuthe ich, daß die Blum'ſche Partitur ſich noch in der Bibliothek des ehemaligen Königſtädter Theaters, ſo wie jener des Wiener Hof-Operntheaters vorfindet.

Auf, meine jungen Herren von Geſchick! hier iſt ein lohnender Stoff, Ihre Fähigkeiten zu üben; und gewiß ehrenvoller, als eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen.

Im Jahre dreiundzwanzig ging Weber nach Wien, um daſelbſt ſeine „Euryanthe" zum erſten Male aufführen zu laſſen. Meine Frau und ich wohnten ſchon längſt im „Wilden Manne," wo wir uns heimiſch gemacht, bevor er anlangte. Und wir durften es als ein rechtes Glück betrachten, daß P. A. Wolff, mit dem wir die erſten Wochen unſeres Wiener Aufenthaltes durchlebt, nun durch ſeinen Freund erſetzt wurde. Wolff und

Weber, obgleich zwei innerlich verſchiedene Naturen, hatten doch wieder merkwürdige Aehnlichkeiten, die ſich hauptſächlich in geiſtreichem, ruhigem Humor, in geſelliger Grazie und in dem, bei Beiden vorwaltenden Bedürfniſſe ausſprachen, bisweilen kindiſch zu ſein, Dummheiten zu treiben, ſcheinbaren Unſinn zu ſprechen und zu befördern. Sie waren vertraute Freunde geworden durch — „Preciosa," für welche Weber eine ſo wunderbar-ſchöne, charakteriſtiſche Muſik geliefert, daß ſie Wolff's Poeſie hoch an Werthe überſteigt, obſchon ſie auf dieſer fußt und von ihr getragen wird. Durch die gemeinſchaftliche Arbeit waren ſich die beiden W's näher gerückt. Wenn zwei Menſchen ſolcher Gattung ſich einmal kennen und liebhaben gelernt, laſſen ſie nicht mehr von einander. Und dieſe zwei feſſelte noch ein anderes, ein trauriges Geheimniß ihres Daſeins zuſammen. Weber ſah bedenklich, welch' früher Tod ihn erwarte; und er ſah in dem großen Schauſpieler einen Leidensgefährten; er erkannte wohl Wolff's Krankheit früher noch, als dieſer ſelbſt. Leider, daß er richtig ſah, für ſich und für Jenen.

Seit dem Tage, wo ich, durch ein glückliches Zuſammentreffen begünſtiget, den theuren Wolff (im Herbſt 1820) bei Ludwig Tieck in Dresden eingeführt, arbeitete Letzterer mit allen Kräften dahin, daß Wolff dem Königl. Sächſiſchen Hoftheater gewonnen werde. Er ſchreibt ihm*) vom 1. Auguſt 1822 nach Berlin: „Mein geliebter

*) Der gütige Leſer wird bemerken, daß er es mit einem Handſchriftenſammler zu thun hat. Allerdings liegen auch die citirten Briefe in Originalen vor mir, und ich prahle gern mit ſolchem Beſitz-

Freund! Mit der größten Sorge, von tiefem Kummer bin ich befallen, seit ich erfahren habe, daß Sie wieder so schmerzlich krank sind. Ich habe Sie, seit ich Sie hier kennen lernte, unter die Zahl meiner theuersten Freunde aufgenommen. Bei jedem poetischen Werke denke ich an Sie und träume mir oft, was wir noch miteinander besprechen und verhandeln können. Erhalten Sie sich ja der Kunst! Dichten Sie noch viel in Zukunft! Ueben Sie noch auf die völlig sinkende Schauspielkunst einen glücklichen Einfluß aus! Denn Sie sind ja doch der Einzige, an den sich eine wahre deutsche Schule lehnen kann. Wären Sie nur hier! Ich bilde mir ein, Sie würden hier gesünder sein! Abgesehen, daß das hiesige Schauspiel unter Ihrer Leitung ein ganz anderes werden würde. Der kleinere Saal (1822) müßte Ihnen schon auf alle Art mehr zusagen. Mit Ihnen könnte ich auch erst gemeinschaftlich Etwas arbeiten. Meinen Empfehl an die tragische Muse, Ihre theure Gattin. Wann werden wir sie wieder sehen? Wann werde ich denn die Melodie und den Wohllaut dieser Sprache wieder hören? ꝛc."

So weit Ludwig Tieck, dessen Brief an Wolff ich

---

thum. Mag man eine Sammlerwuth, welche lediglich auf leere Namenszüge, auf Curiositäten, Raritäten und andere -täten ausgeht, tadelnd verspotten; — die Freude an Briefen bedeutender Männer, die in Wissenschaft, Poesie und Kunst lebten, wird kein Spötter mir wegspotten. Und ich denke, wenn ich noch einige Jahre das Leben behalte, gelegentlich durch eine Blumenlese aus meiner Sammlung zu bekräftigen, was ich hier gesagt. H.

im obigen Auszuge nur deshalb mittheilte, um einen Brief unseres Weber vollständig daran zu knüpfen, der gewissermaßen ergänzend fortsetzt, was jener erst beginnend vorbereitet: die mit dem trefflichen Berliner Freunde anzuknüpfenden Dresdner Unterhandlungen. Nachdem Weber von Tieck in's Vertrauen gezogen war, arbeitete auch er eifrig daran. Er hätte nicht eifriger sein können, wäre Wolff ein ersehnter Zuwachs für die unter seiner Leitung stehende deutsche Oper gewesen. Daß sich der Kapellmeister dieser Oper mit lebhaftester Theilnahme die Veredelung des recitirenden Drama's angelegen sein ließ, giebt auch wieder einen Beleg für seinen geistigen Werth und beweiset, wie Karl Maria neben der eigenen Kunst auch der Kunst im Allgemeinen, Großen huldigte. Das hier mitzutheilende Schreiben läuft dem Gange meines vorhergehenden Geplauders um ein Jahr voran, denn es lautet aus Dresden vom 27. September 1824: „Mein theurer Freund! In der Verwirrung des Hereinziehens vom Lande schreib' ich Ihnen diese gewiß konfusen Zeilen, um nur ja keinen Posttag in der höchst wichtigen Angelegenheit zu versäumen. Was Ihnen Tieck gemeldet, ist fast buchstäblich zu nehmen: jetzt ist der Zeitpunkt, wo wir uns Sie gewinnen können, oder nie. Und ich bezweifle kaum das Gelingen, wenn Sie nur ernstlich wollen. Ich habe Könneritz von Ihrem Briefe mitgetheilt, was mir nöthig schien. Er nimmt sich der Sache mit Feuer an. Heute Mittag esse mit Könneritz und Lüttichau ganz allein zusammen. Es wird also wahrscheinlich in wenig Tagen ein Antrag an

Sie kommen; denn was geſchehen ſoll, muß bald geſchehen. Um nun die Zwiſchendinge ſo bald als möglich zu beſeitigen, ſo ſchreiben Sie mir umgehend, was Sie in Berlin haben. Offenbar verbeſſern Sie ſich, wenn Sie hier dieſelben Vortheile erhalten. Ich bin zwar auch Partei in dieſer Sache, denn die Freude, mit Ihnen wirken zu können, wäre zu groß! Aber ich bin auch wieder zu ehrlich, und habe Sie zu lieb, um Etwas anzurathen, was Ihnen nachtheilig werden könnte. Laſſen Sie aber ja das Ganze noch das tiefſte Geheimniß unter uns bleiben.

Das Singſpiel in einem Akte erwarte ich mit Vergnügen. Die größere Oper ſollte eben für London ſein, wohin ich einen Ruf habe. Auf jeden Fall aber nur für vier-fünf Monate. Noch dauern die Unterhandlungen. Sobald etwas Entſcheidendes ausgeſprochen iſt, erfahren Sie es ſogleich. Alles Herzliche von meiner Frau und mir an Ihre verehrte Gattin. In treuer Freundſchaft

Ihr Weber.

Wer mit dem Theatertreiben nur einigermaßen vertraut, die eiferſüchtigen Reibungen kennt, die überall zwiſchen Schauſpiel und Oper Statt finden; — (denn neben dem Wiener Hofburgtheater war nur das kleine Oldenburg ſo glücklich, eine dem recitirenden Drama ausſchließlich gewidmete Bühne zu beſitzen!) — wer es weiß, wie mit neidiſchen Blicken faſt überall die Führer muſikaliſcher Leiſtungen ein zeitweiliges Uebergewicht des gewöhnlich vernachläſſigten Stiefkindes und Aſchenbrödels „deutſche Poeſie“ genannt, betrachten; — der

wird Webers Verfahren zu würdigen verstehen und auch hier den hochgebildeten Mann verehren, welcher sich über seines Gleichen erhob.

Wir kehren nach Wien zurück, in den Spätsommer dreiundzwanzig.

Wolff, wie schon gesagt, reisete ab; Weber reisete zu, und wir waren dessen froh. Zwar lag Euryanthe und deren Schicksal wie eine Last auf seiner schmalen Brust, und er athmete manchmal ängstlich auf. Mochten immer die gesangsfertige Grünbaum, der erprobte Forti, der in voller Kraft stehende Haizinger, endlich die in erster Blüthe prangende Sontag glückverheißende Träger seines Werkes scheinen; — verschweigen durften sich's die Freunde nicht; und wenn sie es verschwiegen hätten, er wußte es nur allzugut auch ohne sie, wie es im Jahre drei und zwanzig unter Barbaja um die Zukunft einer neuen deutschen Oper stand. Vergebens schwang Castelli ihr Banner; vergebens rief er nach Hilfstruppen; bei der Mehrzahl des tonangebenden Publikums war ja Rossini's Gegner gerichtet, ehe noch der erste Strich seiner Musik erklang. Ja gewiß, er sah voraus, daß Euryanthe im besten Falle nur einen succès d'estime erringen konnte. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich erzähle, daß er seinem Werke den boshaften Spott- und Beinamen „die Ennuyante" schon prophezeihte, ehe seine Gegner noch daran dachten, etwas der Art zu erfinden. Und das Schlimmste bei der Sache blieb die unwiderstehliche Gewalt der zu jener Zeit vortrefflichen italienischen Truppe, mit deren sich täglich

erneuernden Erfolgen er in die Schranken treten und kämpfen sollte. Wo David, Lablache, Donzelli, Ambrogi, Fedor-Mainville sangen, — man pflegte dazumal Gesang: Gesang, und Geschrei: Geschrei zu nennen, — da ließ sich schwer dagegen aufkommen; sogar wenn diese, jeder in seiner Art einzigen Künstler Opern von Signor Verdi, oder so Etwas, vorgetragen hätten; es brauchte gar nicht Rossini zu sein. Nun war es aber — glücklicher- oder unglücklicherweise — Rossini. Und unser armer Weber mochte sich noch so zornig dagegen anstellen, bisweilen wuchs ihm der geringgeschätzte „Dudler" doch über die Kritik und lief ihm mit dem Kopfe davon. Dann aber wurde Weber erst recht wüthend. Es gab dabei manchen ergötzlichen Schwank. Er hatte eine Loge zu seiner Disposition und liebte, wenn wir ihn darin besuchten. Dies geschah denn auch einmal während der Aufführung der „Cenerentola." Signora Comelli-Rubini in der Titelrolle hätte, mit aller Achtung vor ihrer schönen Altstimme und guten Schule sei es gesagt, ein Bischen jünger, dünner, zierlicher aussehen dürfen. Alles Uebrige dagegen mußte man vollkommen nennen und Lablache wie Ambrogi von einer Vollendung in Gesang, Parlando, Spiel, Komik, daß ich immer noch vor Freude zappeln möchte, wenn ich nur daran denke. In Webers Loge aber durften wir ans Zappeln nicht denken, weder meine Frau, noch ich; denn wir wollten den reizbaren Freund nicht wissentlich kränken. Wir schluckten also unser Entzücken, so gut es gehen wollte, hinunter und zappelten inwendig; was uns auch wäh-

rend des ersten Aktes leidlich gelang. Im zweiten jedoch, beim Duett zwischen „Dandini und Magnifico," welches, mag es immerhin eine Nachahmung Cimarosa's heißen, nichts desto weniger ein Meisterwerk genannt werden muß, trieben Ambrogi und Lablache ihre Buffonaden so in's Erhabene, daß wir Webers Nachbarschaft vergaßen und in das Jauchzen des überfüllten Hauses einstimmten. Als wir wieder zur Besinnung kamen, war Er verschwunden. Am nächsten Morgen — wir sahen uns öfters beim Frühmahl — befragte ihn meine Frau, warum er gestern so plötzlich aufgebrochen, und ob er unwohl gewesen sei? Nein, erwiederte er, ich wollte nicht länger bleiben. Denn wenn es diese verfluchten Kerle schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten! Wir schrieen laut auf, dies sei die größte Lobeserhebung, die der italienischen Oper noch zu Theil geworden. Zuletzt mußte er selbst lachen über seinen Ingrimm.

Wir lachten überhaupt viel, wenn wir mit ihm zusammen waren. Dafür sorgte er redlich. Er verstand, Andere lachen zu machen; er ließ sich ebenso willig zum Lachen bringen; er war ein dankbares Publikum und nahm sogar meine schlechten Witze hin.

Wie mächtig das alte Leopoldstädter Theater mit Schuster, Korntheuer, Raimund, Sartori's, der Ennöckl, Huber, Krones u. A. ihn anzog, ist leicht zu denken. Und wie sich, die mit ihm waren, an seiner Freude erfreuten! Welche unvergeßlichen Abende in „Faust's

Zaubermantel, — Bürger in Wien, — Aline, — Fiaker als Marquis, — Leopoldstag" — und wie ſie alle heißen, jene prächtigen Farcen, derengleichen heute nicht mehr gedeihen will, weil . . . ja, weil die Unbefangenheit fehlt, oben wie unten; auf der Bühne, wie im Parterre! Reizte uns das Theater nicht, ſo fuhren wir auf's Land, kehrten in irgend einem Dorfwirthshäuschen ein, immer ſicher: Wein zu finden, gebackene Hähndel und — ſchwarzen Rettig. Ohne dieſen that es Karl Maria nicht. Er lebte übrigens höchſt mäßig, theils durch ſeine körperliche Schwäche, theils durch Vorwalten geiſtigen Lebens in ihm auf Enthaltſamkeit angewieſen. Nur Zweierlei war ihm ſo lieb, daß er zum lüſternen Näſcher daran wurde: Gefrorenes — und ſchwarzer Rettig. Er klaſſifizirte in folgender Art: erſt kommt der liebe Gott; dann müßte bei mir von Rechtswegen gleich die Muſik kommen; aber ich kann mir nicht helfen, erſt kommt der Rettig, der geht vor; dann erſt kommt die Muſik; hernach Gefrorenes; und hernach alles Uebrige. Aber der Ruhm? fragte meine Frau; Weber, der Ruhm? — Nichts gegen ſchwarzen Rettig! entgegnete er mit einem Ernſt, daß man wohl wähnen durfte, es ſei ihm auch mit dieſer Verſicherung Ernſt. Darin vor Allem beſtand die Gewalt, die jeder ſeiner Späße über den Hörer übte, daß ſie nicht allein ohne Lächeln geſagt wurden, ſondern daß ſie auch das Gepräge überzeugender Wahrheit an ſich trugen. Und worin läge denn auch ſonſt, was wir Humor nennen, als in dieſer Doppelmiſchung von bitterer Thorheit mit ſcherzhafter Wehmuth? War es nicht

eben dieſer Humor, der den Aermſten dann kurz vor ſeiner Londoner Reiſe ſagen hieß: ich möchte in die Luft fahren, wenn Einer ſich noch ſo freundſchaftlich erkundiget, wie es mit meinem Befinden ſtehe? Als ob er das nicht ſchon längſt wiſſen müßte, wofern er wirklich Antheil an mir nähme, der Narr? Einem ſolchen antworte ich auch regelmäßig: „wie mir's geht? ſehr gut; nur daß ich die Halsſchwindſucht habe; aber das macht weiter Nichts, mein theuerſter Gönner!"

Das war, wie geſagt, erſt ſpäter. Zur Wiener Epoche ſtand es noch nicht ſo ſchlimm, daß nicht auch bei ihm, wie bei den meiſten Leidenden dieſer Gattung, Niedergeſchlagenheit mit momentaner Hoffnung abgewechſelt hatte. Gerade ſo, wie bei'm Hinblick auf den zu erwartenden Erfolg der Euryanthe. Ueber dieſen war er Mittags, wo er aus den Singproben kam, wohl ſo ziemlich getröſtet, und meinte: es wird ſich ſchon machen. Des Abends jedoch, gar wenn er wieder Gelegenheit gefunden, die vorherrſchende Geſchmacksrichtung zu bewundern, ſchüttelte er den Kopf und murmelte: „hat mich der T— geritten, daß ich mich in dies Weſpenneſt ſetzen mußte?"

Zuverſichtlicher als er, weniger Hypochonder, zeigte ſich die Dichterin des Buches, Frau Helmina von Chezy, die gekommen war, der Einübung der Euryanthe beizuwohnen, und die ebenfalls im Wilden Mann abgeſtiegen war. Sie, gleich uns; und wir, wie Weber; und Weber, wie Wolff; und Wolff, wie Eduard Devrient: wir ſämmtlich hatten viel gelitten und litten noch; nicht ſo-

wohl durch theilnehmende Beſorgniß um Karl Maria's und Helmina's poetiſch-muſikaliſche Tochter, als vielmehr, daß ich es höchſt proſaiſch eingeſtehe, durch eine Maſſe unzählbarer Feinde, die weder Schlaf, noch Ruhe gönnten, die ſich vorzugsweiſe unſere ausländiſchen Häute zum Tummelplatze ihrer „Röſel's Inſekten-Beluſtigungen" auszuſuchen ſchienen und uns, als ob auch wir, Jeder und Jede ein wilder Mann und eine wilde Männin wären, förmlich tättowirten. Ich ſelbſt habe doch ſiebzehn Jahre ſpäter in demſelben Hôtel unangefochten von ähnlichen Friedensſtörern geſchlafen. Gott weiß, welch' ein feindſeliger Zauberer im Sommer und Herbſt dreiundzwanzig derlei Landplagen über uns verhängte! Weber machte ſich anheiſchig, vollſtändige Partituren von uns herunterzuleſen, die beſagte Schnellſchreiber in punktirter Manier auf uns geſtochen. Wolff, etwas empfindlicher Natur, hatte unbedenklich am meiſten auszuſtehen gehabt. In ſeiner Ungeduld hatte er ſich aus ſeiner, mit Wachs getränkter Leinewand einen lebensgroßen Sack nähen laſſen, und in ſolchen mußte ihn ſein Diener allabendlich bei'm Schlafengehen ſchieben und einbinden bis an den Hals, ſo daß nur der Kopf ungeſchützt blieb. Auf dieſem hielten dann die durſtigen Blutſauger ihren rechten Hexenſabbath; und weil der Patient beide Hände im Sack ſtecken hatte, konnte er das Antlitz nur unvollkommen vertheidigen. Er brachte grimmige Nächte zu, mit Sack, wie ohne Sack; und dieſe waren Grund, daß er ſeinen Wiener Aufenthalt abkürzte. Weber begehrte den berühmten Sack als Vermächtniß, damit er ſich säcken

und zur Donau ſchleppen laſſe, wenn Euryanthe durchfalle. Die verſchiedenartigen Ausbrüche verſchiedener Verzweiflungen gaben uns freilich viel zu lachen, wo wir am Tage zuſammen kamen; das hinderte doch nicht, daß unſer nächtliches Lager bisweilen zur Folterbank wurde. Was blieb am Ende übrig, als eben dieſes Lager ſo ſpät wie möglich zu beſteigen? Und dazu war denn die „Ludlamshöhle" das ſicherſte Mittel. Aus dieſer gab es ſo leicht kein Entkommen. In meinen Memoiren (Bd. III. pag. 193 II. Aufl.) hab' ich flüchtig angedeutet, wie Weber ſich anfänglich gegen die nicht immer zarten Ludlamsſpäße geſträubt. Ja, ich glaube faſt, hätte nicht die Rückſicht für ſein Debüt als Operncompoſiteur warnend im Hintergrunde geſtanden, er wäre zum zweiten Male nicht wieder eingetreten. Etwas dem Aehnliches vertraute er mir, als wir am erſten Abende nach ſeiner Aufnahme mit einander heimgingen. Doch nach und nach lernte er ſich fügen, und zuletzt lebte er ſich ſo tief und feſt in dieſe Höhle, die ihres Gleichen auf Erden nicht mehr hat, daß „Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel" — (ſo hieß er als Ludlamit) — der feurigſte Verkünder ihrer Herrlichkeiten wurde und blieb.

Meiner Frau und mir war es nicht beſchieden, die erſte Aufführung der Euryanthe in Wien abwarten zu dürfen.

Wir mußten ſcheiden. Und da wir Lebewohl ſagten; da wir innig gerührt unſern aufrichtigen Wünſchen für das Gelingen ſeines großen Unternehmens Worte und Ausdruck zu geben verſuchten: — da deutete er feierlich-

ernſt auf ein Blatt im Stammbuch meiner Frau, worauf er ſo eben erſt ſein Motto als Denkſpruch eingeſchrieben: „Wie Gott will!“

Einige Jahre ſind vergangen, bis Weber den beſtimmten Ruf erhielt, ſich nach Berlin zu begeben und auch dort die erſte Aufführung der Euryanthe zu leiten. Unſer hochſeliger König liebte ihn nicht. Die Urſachen dieſer Abneigung auseinanderzuſetzen, würde hier zu weit führen. Doch dürfen wir als ſicher annehmen, daß dieſelbe nicht allein in der Vorliebe für Spontini wurzelte. Spontini freilich war — ſchwach genug, Alles anzuwenden, was ſeine Protectionen ihm geſtatten wollten, um der jüngeren Schweſter des „Freiſchützen“ und ihrem Vater die Pforten des Opernhauſes ſo lange wie möglich zu verſchließen. Gerade das Nämliche that auf der anderen Seite und im entgegengeſetzten Sinne der General-Intendant Graf Brühl, — bei dem es nicht des wohlbegründeten Haſſes gegen ſeinen Erbfeind Spontini bedurfte, damit er Alles aufbot, für Weber zu handeln. Vermittler bei den Einleitungen dieſer Begebenheit — denn das war es für Berlin! — iſt der gelehrte Reiſende, der geiſt- und gemüthvolle Naturforſcher Lichtenſtein geweſen; Weber's vertrauteſter Freund. Theilnehmer waren alle Berliner mit Ausnahme der Indifferenten oder Stockſpontinianer.

Der König, zwiſchen Brühl und Spontini, und zu gerecht, um einen willkürlichen Machtſpruch zu thun, übergab die Entſcheidung dem Miniſter Seines Hauſes,

dem Fürſten Wittgenſtein, der zugleich in Theaterſachen oberſte Autorität übte. Dieſer, dem ganzen Publikum gegenüber in nicht geringer Verlegenheit, erbat ſich vom preußiſchen Geſandten in Wien, vom Fürſten Hatzfeldt, zuvörderſt einen äſthetiſch-miniſteriellen Rapport über die Aufnahme, welche Euryanthe vor etlichen Jahren in Wien gefunden. Fürſt Hatzfeldt, ein gewiegter Diplomat, ein Mann von vornehmem Zuſchnitt, von feſter Haltung, der ſogar Bonaparte'n in die Zähne hinein ſeinem Könige Treue bewahrt, das Leben auf's Spiel geſetzt und endlich, nachdem der Fürſtin kühner Muth ihn gerettet, die Achtung und das Vertrauen des franzöſiſchen Kaiſers in ſolchem Grade davon getragen, daß man im Jahre 1810 keinen beſſeren Ambaſſadeur für Paris gewußt, als ihn; — dieſer Fürſt Hatzfeldt war nebenbei auch Dilettant, machte fait von hübſcher Stimme, ſchmückte zu ſeiner Zeit die muſikaliſchen matinées in Malmaiſon mit ſeinem zierlichen Geſange; italieniſche Schule galt ihm einzig und allein; er war durch und durch Cavalier, auch im muſikaliſchen Geſchmack; — wir können uns leicht denken, wie ſein Bericht über Euryanthe mag ausgefallen ſein!

Schon triumphirte Ritter Spontini. Aber dennoch zu früh. Graf Brühl war auch ein Ritter und ritterlicher als Jener. Er ſtreckte die Waffen nicht. Er zeigte ſich unermüdlich für ſeinen Freund Weber, und es gelang ihm: der König befahl — Karl Maria wurde berufen.

Ganz Berlin rüſtete ſich, ihm und ſeiner Euryanthe

einen Empfang zu bereiten, wie es der Stadt gebührte, in deren Gassen seine Melodien früh und spät erklangen; einer Stadt, wo alle Stände ihn liebten; wo die Dienstmädchen zu sagen gewöhnt waren: „über Weber'n jeht Nichts; mit seinem Jungfernkranz legt man sich nieder und mit dem Jägerkorps steht man auf!" Bekanntlich hatte der Freischütz das neuerbaute Berliner Schauspielhaus eingeweiht. Auch ein Sieg, den Brühl über des Königs Abneigung, oder richtiger gesagt, den Friedrich Wilhelm der Gerechte über sich selbst davon getragen. Die Berliner betrachteten Weber und dessen Compositionen fast wie ihr Eigenthum. Und als den Ihrigen begrüßten sie ihn auch, mochte er immer sächsischer Hofkapellmeister heißen.

Bevor ich zum Schlusse komme, sei dem alten Schwätzer gestattet, noch einmal von sich zu reden; von einem Lichtpunkt in seinem Schattenleben. Es wurde gerade auf der Königstädter Bühne eines meiner Stücke: „der alte Feldherr" gespielt. Weber, kürzlich erst angelangt, hatte sich aus Wohlwollen für mich dahin verlaufen. Nachdem der Vorhang gefallen, kam er auf die Bretter. Zuerst das Handwerk begrüßend, sagte er dem Kapellmeister Henning einige Artigkeiten über die vorzügliche Instrumentation der von mir gewählten Volksweisen. Dann faßte er mich mit beiden Händen an und sprach: Ich bin in Euer Theater gekommen mit der Erwartung, hier zu lachen. Nun haben Sie mich weinen gemacht; auch gut. Ich danke Ihnen, und Sie müssen mir ein Singspiel schreiben. Dergleichen hört man auf

langer Lebensbahn bisweilen; aber wie Er es ſagte, ſagt es kein Anderer. —

Euryanthe wurde denn aufgeführt und wurde, obgleich die Ausführung Mancherlei zu wünſchen ließ, aufgenommen mit der Begeiſterung, die in allen Seelen vorwaltete für den Herrſcher im Reich der Töne. Man darf annehmen, daß zugegen war, wer in der großen, gebildeten Stadt Anſprüche auf Kunſtſinn, auf höheres Verſtändniß, auf Theilnahme am Beſſeren machen konnte; daß an dieſem Abende die Beſten den Ton angaben; galt es doch, ihn zu feiern! Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, zeichnete ſich auch bei dieſer Meyerbeer's einflußreiche Familie aus. Sie hätte nicht regſamer, nicht antheilsvoller ſein können, wenn der Abend und des Abends Ehren ihrem „Giacomo" gegolten. Daß er nur ja recht ordentlich empfangen wird, unſer lieber Weber! rief Amalie Beer, die edle Mutter, die drei ihrer Söhne betrauerte, und welcher Gott zum Beſten der Armuth ein ſo hohes Alter verlieh, jedem Hausfreunde, der ſich in jenen Tagen zeigte, ängſtlich entgegen. Worauf wir im Chore erwiederten: wir werden ſchon unſere Schuldigkeit thun! Und wir haben ſie gethan. Leider nicht ohne ſchelmiſche Seitenblicke nach Spontini's Loge. Denn die Bosheit verlangt manchmal auch ihre Rechte, was man la part du diable nennt. — Wenn auch nicht Dieſer, doch ein finſterer Geiſt war es, der in alle Triumphe des Meiſters die düſtre Larve grinſend ſteckte; der ihm in's Ohr raunte: memento mori! „Mit mir iſt's aus; ich fühl's, es geht zu Ende,"

das waren ſeine letzten Worte, als ich am Tage vor ſeiner Rückreiſe nach Dresden aus dem Thiergarten von Beer's mit ihm zur Stadt fuhr.

Bevor er die Reiſe nach London antrat, war mir vergönnt, ihm noch einmal in's Angeſicht zu blicken, noch einmal in ſeinem Hauſe weilen, an ſeinem Tiſche ſitzen, ja ſogar mit ihm lachen zu dürfen. Eine winterliche Geſchäftsreiſe in Aufträgen der Königſtädter Theater-Direction führte mich nach Dresden, und ich flog, durchfroren wie ich ankam, zu ihm. Und er legte Beſchlag auf mich, nach ſeinem Ausdruck, damit wir uns anſtellen möchten, als ob wir noch luſtig ſein könnten. Aber es war bei all' dem eine traurige Luſtigkeit. Nach dem Eſſen führte er mich in ſein muſikaliſches Heiligthum: Ueberall Notenblätter — engliſche Studien — wohin man blickte: Oberon! Das Feuer brannte ihm ſchon auf die Nägel. Ich muß die Ohren ſteif halten, daß ich fertig werde, meinte er. — Und Sie wollen wirklich die Fahrt nach London machen? — Was hilft's! ich denke, die Seeluft ſoll meinem Halſe gut thun! — Aber die furchtbaren Anſtrengungen, die Ihnen unvermeidlich bevorſtehen? — „Wie Gott will!" — Damit haben wir Abſchied genommen. Und es war auf immer.

Inhalt.

	Seite.
Er iſt in ſeine Büchſe gefallen	1
Shakespeare als Vorbild für moderne Theaterdichter	8
Herr Victor Hugo	34
Brot für die Schwalben	37
Martin Opitz von Boberfeld	50
Georg Neumark	68
Johannes Riſt	75
Andreas Gryphius	82
Benjamin Schmolcke	96
Gellert	104
Gleim	113
Ein Brief von Iffland	118
Ernſt Raupach	124
Hammer-Purgſtall	154
Von Druckfehlern	163
Mama Beer	171
Ueber unſer heutiges Theaterleben. (1858.)	185
Verſchiedene Anſichten	214
Karl Maria von Weber	225

Druck von Robert Niſchkowsky in Breslau.

Charpie.

Eine Sammlung vermiſchter Aufſätze

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

Charpie.

Eine Sammlung vermiſchter Aufſätze

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

Zum Beſten des Schleſiſchen Central-Frauen-Vereines
für verwundete Krieger.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1866.

Nicolo Paganini.

In den „Vierzig Jahren," zweite Auflage, 4. Band, pag. 205—8, ist von meinem Zusammentreffen mit ihm in Frankfurt a. M. und in Darmstadt die Rede. Ueber sein erstes Auftreten in Berlin, über meine persönliche Bekanntschaft mit ihm, über den Eindruck, welchen er als Künstler und Mensch auf mich hervorgebracht, hab' ich mich in jenem Buche des Breiteren nicht ausgelassen, weil mir ohnedies der Raum zu enge wurde. Es sind nun schon reichliche dreißig Jahre vergangen, seitdem dieser wundersam strahlende Irrstern Europa's Kunsthimmel durchzog. Diejenigen, die seines Spieles und ihrer Empfindungen dabei noch recht lebhaft bewußt sind, sterben bereits ab. Wie er im Glanze seines Ruhmes schon von den abenteuerlichsten Gerüchten umgeben war, so daß ich ihn mit Recht ansingen konnte:

„Du düstrer Mann in Märchen eingehüllt ꝛc."

ist er jetzt, ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, fast selbst zur Fabel geworden. Er, von dem Ludwig Rellstab

ſchrieb: „Wer ihn nicht gehört hat, glaubt es nicht, ſagen die Hinausgehenden. Ich hab' ihn gehört, aber ich glaub' es doch nicht!" Wahrlich, man traute ſeinen Ohren nicht, während man ihn hörte. Wie ſollen die Leute, die ihn nicht gehört haben, unſern dürftigen Schilderungen trauen? Sie müſſen glauben, daß wir übertreiben; um ſo mehr, als jene Künſteleien, Schnurrpfeifereien und Hexereien, die bei ihm nur Auswüchſe eines wilden Humors ſchienen, von ſeinen Nachahmern und Nachäffern als Hauptſache kultivirt, einem ſeiner organiſirten Kunſt-Freunde oder gar Kenner nur ungünſtige Begriffe beibringen können. Ich habe keinen ſolchen „Schüler" von ihm ſpielen hören, der mehr gegeben hätte, als ſeelenloſe Kopie äußerlicher Bravour, in außerdem noch ſehr zweifelhafter Ueberwindung gewiſſer Schwierigkeiten und Faxen. Wozu noch gerechnet werden muß, daß Paganini faſt eben ſo bedeutend durch ſein Compoſitions-Talent, wie unerreichbar als Geiger geweſen iſt. Ole Bull hat einige Jahre, und mit Glück, verſucht, ihn auf beiden Bahnen einzuholen. Aber mein Gott, wo blieb Der, bei all' ſeinen Verdienſten, im Vergleiche mit Meiſter Nicolo? Ich gedenke ſehr deutlich der geſpannten Erwartung, womit ich die Probe ſeines (Ole Bull's nämlich) erſten Concertes im Rigaiſchen Stadttheater beſuchte. „Wie wird er ſich zu Paganini verhalten?"

Er ſpielte den erſten Satz, und Kapellmeiſter Heinrich Dorn, neben mir ſtehend, flüſterte mir zu: „Noch

lebt Paganini!" Dabei ſind wir auch nach dem vierten Concerte geblieben.

Nur Einer iſt mir bekannt geworden, der, obwohl Nachfolger des italieniſchen Wundermannes, die eigene Selbſtſtändigkeit zu bewahren wußte, jeglichen Firlefanz verſchmähete und ſich einen ihm eigenthümlichen Styl bildete, den er treu und kräftig ausbildete, ohne ſich von Eitelkeiten verblenden zu laſſen. Mir bleibt es merkwürdig, daß gerade dieſer gediegene Künſtler der Erſte geweſen iſt, der mir zehn Jahre bevor ich Paganini in Berlin hörte, in Breslau von ihm zu erzählen und ihn als ein Wunder der muſikaliſchen Welt zu ſchildern wußte*). Dieſer Mann war ein Pole und hieß Karl Lipinski. Der Pole verhielt ſich zum Italiener wie eine geſunde Natur zu einer krankhaften. Und eben deshalb vielleicht wirkte der Letztere noch unwiderſtehlicher. An Lipinski erfreute, labte, erhob man ſich. Von Paganini wurde man gemartert, beängſtiget, halb wahnſinnig gemacht, entzückt, beſeliget, und ging endlich „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" heim.

Bei der erſten, durch Meyerbeer verbreiteten Kunde ſeiner nahe bevorſtehenden Ankunft ging's von Mund zu Munde: „Wer iſt Paganini? Wo kommt er her? Weiß Jemand von ihm?" Berlin iſt ſkeptiſch ſeinem

---

*) Ich bin ſo kühn geweſen, in dem Romane „die Vagabunden" den edlen Lipinski in ſeiner unbegrenzten Verehrung für Paganini handelnd einzuführen. H.

Weſen nach; auch herrſchte damals noch ein claſſiſch-muſikaliſcher Rigorismus vor, der ſich bekanntlich mit Roſſini erſt nach und nach durch die Interpretationen einer Henriette Sontag völlig befreundete.

„Roſſini, Paganini, welſcher Krimskrams! Was wird Rellſtab in der Voſſiſchen ſagen? Und Zelter in der Singakademie?"

Auch daß vorher verbreitet wurde, „der dem Kerker Entwichene, der halb und halb begnadigte Mörder einer ſchönen Sängerin," und was derlei Albernheiten mehr waren, wolle doppelte Eintrittspreiſe nehmen, trug gerade nicht dazu bei, ihm günſtigen Empfang zu ſichern. Daß ein ſtadtberühmter Violiniſt, der eine eben ſo ſcharfe Zunge als einen kecken Bogen führte, von „Charlatanen" redete, welche mit „Hanswurſtiaden" die Kunſt entweihen, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich gehörte zu den Wenigen, die des räthſelhaften Fremden ſehnſüchtig harrten. Durch Lipinski, durch Meyerbeer auf ihn vorbereitet, war ich feſt überzeugt, etwas Außerordentliches zu erleben. Und den einunddreißigjährigen Menſchen von Phantaſie macht ſolche Erwartung ungeduldig. Theils freuete ich mich auf ihn, theils fürchtete ich mich vor Enttäuſchung. Ich zählte Tage und Stunden bis zu ſeinem Auftritt. Wie ich in den Saal eingetreten bin, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Was ich empfand, nachdem ich hinausgegangen war, mag nachfolgendes Schreiben an Schall ſagen, welches dieſer in der Breslauer Zeitung abdrucken ließ:

Berlin, 5. März 1829.

„Gestern hat Paganini zum ersten Male vor einem nicht ganz vollen, doch gut besetzten Saale gespielt. Er wurde mit mäßigem Applause empfangen, und viele Gesichter verriethen nur zu deutlich Antipathie gegen den italienischen Virtuosen, den die hiesigen Heroen declamatorischen Gesanges im Voraus verachteten, weil er ein Landsmann ihres Feindes Rossini ist. Aber wie es denn geht, er nahm auch den Präoccupirten die Fassung weg, ehe sie selbst es merkten, und nach dem ersten Solo des ersten Maestoso, in einem von ihm selbst componirten Concerte, brach ein Lärm aus, gegen welchen aller Sontag-Applaus schwach zu nennen ist. Es war ein Jauchzen, wie ich es im Theater selten, im Saale nie gehört habe. Nun stieg die Theilnahme. Das Adagio seines Concertes ist so einfach, daß ein Schüler ohne Schwierigkeit es spielen könnte; Nichts als eine klagende Melodie, welcher dann ein unheimlich-düsteres Anschwellen des ganzen Orchesters folgt, über das die Sologeige sich erhebt. Niemals in meinem Leben hab' ich so weinen hören. Es war, als ob das zerrissene Herz dieses kranken Menschen sich umwendete und all' seinen Jammer ausschüttete. Ueber Pauken und Trompeten, die da wirbelten und schmetterten, drang immer wieder die klagend-schöne Melodie; als ob Jemand erst allein sein Unglück beklagte und dann, vom Geräusche der Welt unterbrochen, in offne Thränen ausbräche? Was sind alle Töne, die man jemals auf Geigen gehört, gegen die-

ſes Adagio! Ich habe gar nicht gewußt, daß es ſolche Klänge in der Muſik giebt. Er hat geſprochen, geweint, geſungen, und alle Virtuoſität iſt Nichts gegen dieſes Adagio. Das Rondo war recht ſchön, machte aber wenig Eindruck auf mich, trotz aller Präciſion in der Hexenmeiſterei unmöglichſter Griffe; das Adagio konnte dadurch nicht überboten werden. Aber als nun die Sonate kam mit Variationen über die preghiera aus Moſes, und er die ſanfte, fromme Weiſe erheben ließ, faßte mich neue Wonne. Daß er hierzu nur die G-Saite brauche, vergaß man nach den erſten Strichen. Auch konnten es nur Diejenigen glauben, die nahe bei ihm ſtanden; denn die Fernſitzenden hörten ja fortwährend Doppelgriffe. Was hilft es zu erfahren, daß dieſe auf akuſtiſcher Täuſchung beruhen, — man hört ſie doch einmal!

Bald fing das Publikum an mitzuſpielen! Einzelne Seufzer und Athemzüge des Bogens (anders weiß ich's nicht zu benennen) wurden mit dumpfem Gemurmel von tauſend Menſchen begleitet, man vernahm ſonſt keine Regung. Als er endlich in Flötentönen die Melodie wiederbrachte, war es, wie wenn er ganz allein im Saale wäre, denn Jeder hielt den Athem an, aus Furcht, dem Geiger könne die Luft ausgehen. Wie nun aber der Schlußtriller anhub, da ſchlug der Jubel durch, und nun war's, als hätte man den früheren Beifall gar nicht gehört; er konnte ſich mit dieſem nicht meſſen. Die Damen legten ſich über die Brüſtungen der Galerieen heraus, um zu zeigen, wie ſie applaudirten; Männer

ſtiegen auf Stühle, um ihn zu erblicken und ihm zuzuſchreien. Ich hab' die Berliner noch nicht ſo geſehen. Und dies waren die Wirkungen einfach vorgetragener Melodie.

Daß er nel cor piu non mi sento mit Variationen gab, vom Orcheſter unbegleitet, und daß er da vierſtimmige Sätze geſpielt, das hab' ich zwar geſtern gehört, aber ich weiß heute nicht mehr, ob es wahr iſt? Ich weiß auch nicht mehr, was nachher geſchehen iſt, denn ich lief davon, weil ich's nicht länger aushielt. Ein Genius, dem man nicht folgen kann, weil die techniſche Einſicht in die Möglichkeit fehlt, muß den Menſchen von Verſtand und Herz endlich überwältigen, ſo daß auch die Phantaſie nicht mehr nachhilft. Du weißt, ich ziere mich nicht, drum darf ich's ausſprechen: kaum glaub' ich, daß ich ihn wieder hören werde? Der Totaleindruck, den er, ſein Erſcheinen mit eingerechnet, auf mich gemacht hat, iſt kein wohlthuender. Es läßt ſich ein dämoniſcher Einfluß ahnen; Goethe's Mephiſto könnte ſo Violine ſpielen. Alle großen Geiger, die ich bisher gehört, ſind Etwas, haben ihren Styl, man kann ihnen folgen, und der mächtige Spohr, der ſüße Polledro, der feurig-gediegene Lipinski, der elegante Lafond haben mir, Jeder in ſeiner Art, freudige Bewunderung erregt. Paganini iſt nicht Er ſelbſt; er iſt Wolluſt, Wahnſinn, Lieblichkeit, Tändelei, Uebermuth, Hohn, glühender Schmerz, bald dieſes, bald jenes. Die Töne ſind ihm nur ein Mittel ſich auszuſprechen, und ſelbſt die Rührung, die er bereitet, zerſtört er im Augenblicke durch grelle unſchöne Striche und

Riſſe, durch freche, unpaſſende Capriccio's. Er kratzt und ſchabt manchmal ganz unerwartet auf den Saiten, wie wenn er ſich ſchämte, einem edlen oder weichen Gefühle ſo eben gehuldiget zu haben, doch im Momente, wo man ſich unwillig abwenden möchte, hat er Deine Seele ſchon wieder mit einem goldenen Faden umſchlungen und droht ſie Dir aus dem Leibe zu ziehen. Seine Compoſition iſt weder Zufall noch Abſicht. Es iſt die Folge eines zerſtörten wüſten Lebens, in welchem eine große gewaltige hochbegabte Natur untergeht. Ganz ohne wiſſenſchaftliche Bildung, entbehrt er die Worte, um Dichter zu ſein wie ein Byron*). Die Töne ſind ſeine Sprache. Aber nicht wie bei Gluck, Mozart, Haydn zu erhabenen, milden, verſöhnenden Werken verbunden, ſondern ohne eigentliche Objektivität, nur ihn ſelbſt durchdringend — und zerſtörend, wenn gleich ausgeſtattet mit einer überſchwänglichen Fülle von Produktionskraft, mit unbeſchreiblichem Reichthum an originellen, hinreißenden Ideen und Melodieen. Dennoch ſind ſie immer nur der Rahmen, worin er ſelbſt erſcheint, um ſich auszuraſen und dann erſchöpft hinzuſinken. Nach der erſten Piece brachte man ihm einen Pelz; er hüllte ſich, blaß wie der Tod, hinein, wiſchte den Schweiß von der Stirn und ſank erſchöpft auf einen Seſſel im Hintergrunde des Orcheſters."

*) Dieſe Worte hab' ich an Schall gerichtet, noch ehe ich Raupach's ähnliche Aeußerung, welcher in einem vorhergegangenen (Theil I) Aufſatze Erwähnung geſchieht, vernommen hatte. H.

Dieſem erſten Briefe an Schall laſſe ich jetzt bald den zweiten folgen, um hinterher noch einige Erinnerungen an Paganini's Perſönlichkeit beizufügen.

Berlin, 14. März 29.

„Ich war eigentlich auf das zweite Concert noch geſpannter als auf das erſte. Ich hatte mittlerweile den fernhintreffenden Bogenführer Apollo perſönlich kennen lernen. An Schönheit iſt er freilich kein Apoll; denn dafür mag ein dürrer, finſtrer, ſchwarzer Italiener nicht leicht gelten. Dennoch finden ihn viele Damen, und wie ich bemerkt zu haben glaube die intereſſanteſten, intereſſant. Seine Züge ſind ſehr markirt, aber fein; ſein Auge iſt krank, aber tief; und wenn er die Huldigungen einer ſchönen Frau annimmt, glüht es Feuer und Geiſt. Seine Hände ſind ſchlank, zart, vornehm. Sein Benehmen iſt naiv, kindlich, oft kindiſch. Er weiß wenig von der Welt; er miſcht ſich ſelten in's Geſpräch; er lauſcht ſtaunend, wenn von Merkwürdigem geredet wird; er iſt der beſcheidenſte, ungezierteſte, liebenswürdigſte Virtuoſe, den ich im Leben geſehen, gegen Jedermann freundlich; für jedes Lob, auch das flachſte, erkenntlich; geduldig bei den albernſten Aeußerungen; aber niemals zuvorkommender gegen Einen als gegen den Andern. Ueber andere Componiſten und Virtuoſen ſpricht er gerade heraus, unbeſorgt ob der Frager ihm vielleicht eine Falle ſtellen will? Ueber den herrlichen Lipinski äußerte er ſich: „Das iſt der Einzige von meinen Schülern, der mit genialer Selbſtſtändigkeit Dankbarkeit und Freundſchaft für mich verbindet; ich liebe ihn ſehr!“ — Seine

eigenen Compoſitionen ſind ihm ſehr werth; wenn davon die Rede iſt, wird er ganz aufgeregt und redet lauter und lebendiger als ſonſt. Die letzten Tage vor ſeinem zweiten Concerte war er beſorgt, weil man ihm in der Probe die Glöckchen zum berühmten Rondo zerſchlagen hatte*), und er nun fürchtete, es würden ſich keine reingeſtimmten finden laſſen. Doch glücklicherweiſe haben ſie ſich gefunden, und wir ſind ſo glücklich geweſen, ſie zu hören; und ihn, wie er ſie nachahmt.

Der Anfang des zweiten Concerts war nicht ſo wunderbar wie am erſten Abend. Er war nicht ſo ganz Er Selbſt. Dennoch machte er ſchon darin Dinge genug, die einigemale ſo überraſchend auf die Verſammlung wirkten, daß ihm als Beifall ein lautes Gelächter zum Lohne ward. Lacht man doch, wenn Einem recht viel Unglück hintereinander begegnet. So muß man lachen, wenn man bei Paganini geglaubt hat, er habe das Höchſte geleiſtet, und nun durch ihn erfährt, daß es für ihn nur ſo lange ein Höchſtes giebt, als es ihm nicht gefällt, auch das Unmögliche zu zeigen.

Das Adagio cantabile war ſchlicht und edel; weder ein ſo furchtbares flebile wie neulich, noch in ſo räthſelhaftem Verhältniß der Soloparthie zum Orcheſter. Hermann meinte: er habe das auch nur ſo geſpielt, wie andere große Geiger, etwa Rode, es geſpielt haben könnten. Ich gebe das nicht zu. Es liegt in ſeinem Tone, ſei er gleich quantitativ nicht ſo kräftig und ſtark wie der

*) Er behauptet, mit Abſicht!

einer Spohrisch bezogenen Violine, etwas Eigenthümliches, daß ich mich ähnlicher Gefühle beim Klange irgend einer anderen Geige nicht erinnere.

Das Rondo mit dem Glöckchen ist wiederum Er und nur Er allein und kein Anderer. Aber nicht der düstere, einsam Klagende, sondern der übermüthige Humorist, der seines Herzens gute Seite einmal herauskehrt und heitere Empfindungen in den Scherz mischt. Wie nach dem Thema das Glöckchen dreimal anschlägt, und er diese drei Klänge mit dem Glockenton der Violine beantwortet, wäre an sich schon genug, einem sonst mittelmäßigen Spieler den Zulauf der Menge zu sichern. Bei ihm ist's nur eine Zugabe; ein Glas rothen moussirenden Champagners an einer Tafel voll starker ernster Weine. — Die Sonate militaire — doch erst muß ich sagen, daß die Variationen, womit er den Abend beschloß, sehr künstlich, brillant, wirksam, wer weiß was noch waren; — die Sonate militaire schloß sich wieder den Eindrücken des ersten Abends an und machte wo möglich einen tieferen. Er klagte auf seiner G-Saite, ja er heulte. Es war ein tiefer Gram, wie der eines gefangenen Kriegers, der seine Wunden mit Thränen wäscht, weil er nicht aus dem Kerker kann . . . und da trat mitten drin Mozart's köstliches „non più andrai" ein, als ob nun der Gefangene Trost gefunden hätte in der Erinnerung an Kampfeslust!! Ist's denn möglich, daß der ganz einfache Vortrag von etwa dreißig Takten, die längst alle Vögel auf dem Dache auswendig wissen, tausend Menschen so mit sich fortzureißen vermag? Ja,

wenn Paganini will, wird es möglich, denn er macht ſogar möglich, daß die Berliner ſich ſelbſt vergeſſen; daß ſie den Ungeheuren mit einem ungeheuren Beifallsſturm entlaſſen und fünf Minuten nachher wie auf ein verabredetes Zeichen noch einmal zu toben anfangen, ſo lange forttobend, bis der erſchöpfte Meiſter wieder in den Saal zurückgeholt wird und jene Verbeugungen wiederholt, die deshalb merkwürdig ſind, weil ihr pantomimiſcher Ausdruck ein ſo vieldeutiger iſt. Einige ſeiner Complimente ſcheinen zu ſagen: „Mein Gott, wie komm' ich dazu? — Solche Nachſicht hab' ich ja nirgend gefunden?" — Denn er blickt demüthig-ſtaunend umher. Dann aber ſpielt ein gewiſſes Lächeln um ſeinen Mund, mehr weh- als demüthig, und das ſcheint wieder zu ſagen: „Ach Ihr guten Leute, wüßtet Ihr, wie mir zu Muthe iſt?" — Und wie er ſich dann zum Gehen rüſtet, und die jauchzende Menge noch einmal überſchaut, da blitzt aus den Augen: „Ich mache mir gar Nichts aus Euch und Eurem Gejubel, und der Teufel ſoll Alles holen!"

Er wird, wie er mir ſagte, ſchwerlich nach Breslau kommen. Er ſoll nach London — dann in Bäder (ich weiß nicht welche), wo er Rettung ſucht.

Ich bedaure Dich nicht, wenn Du ihn nicht hören ſollteſt, und bedaure Niemanden, der ihn nicht gehört hat. Ich bedaure nur mich und Alle, die ihn einigemale hörten, um ihn nie wieder zu hören. Man darf, behaupte ich, kein Muſiker vom Fache ſein, um den ganzen Umfang ſeiner Eigenthümlichkeit poetiſch aufzufaſſen und zu würdigen. Die Techniker äußern mir zu viel

Bewunderung und Verwunderung über die Doppelterzen, die chromatiſchen Triller, die Flageolets u. ſ. w., als daß ſie dazu gelangten, ihm und ſeiner Kunſt ihr ganzes Herz zu öffnen. Ich . . . hätt' ich ihn lieber nicht gehört; mir ſind für alle Zukunft die beſten Virtuoſen verleidet. Wohl jedem Kunſtfreunde, der Paganini nicht gehört hat! Aber die Erinnerung an ihn und ſeine Abende gäb' ich nicht hin für wer weiß was.

Und wenn ich das bedenke, muß ich freilich ſagen: Wehe jedem Kunſtfreunde, der ihn nicht gehört hat!"

Das Gedicht, deſſen erſte Zeile ich oben citirte (es ſteht in der 5. Ausgabe meiner hochdeutſchen Gedichte pag. 113), war bald nach Paganini's erſtem Concerte gedruckt, in vielen Exemplaren vertheilt und, von dem italieniſchen Sprachlehrer Herrn Valentini überſetzt, demjenigen überreicht worden, dem es galt. Auf dieſe Art wurde ich mit ſeinem Freunde und Reiſemarſchall Rebizzo bekannt, und dieſer wiederum ſtellte mich dem maëstro vor, der, ſonſt manchmal menſchenſcheu und zurückhaltend, mir ein recht herzliches Entgegenkommen zeigte. Gar viel war nun allerdings nicht mit ihm zu ſprechen. Er blieb trotz aller Freundlichkeit ziemlich wortkarg, und Rebizzo mußte „Converſation machen" helfen.

Meyerbeer veranſtaltete dem wunderſamen Gaſte ein Mittagsmahl, zu welchem er mehrere ſeiner glühendſten Verehrer eingeladen hatte, und deſſen heitere Lebendigkeit nur einigermaßen erkältet wurde durch Spontini's Gegenwart. Dieſer Mann brachte, in welcher Geſellſchaft

er ſich einfinden mochte, immer die Atmoſphäre übermäßiger, anſpruchsvoller Eitelkeit mit ſich, worin er athmen mußte, ſollte ihm wohl ſein. Auch genirten ihn Friedrich Förſter und ich, die er als Anhänger Weber's kannte, und deren Verehrung für „Olympia" und „Alcidor" ihm (nicht mit Unrecht) problematiſch blieb. Gegen Paganini legte er eine, zwar von hochmüthiger Herablaſſung nicht ganz freie, jedoch darum dennoch aufrichtige und warme Bewunderung an den Tag. Beſonders ging er auf deſſen Bedeutung als Componiſt ein. Ihm, dem krankhaft-eitlen Menſchen, dem der lebendige Quell ſchaffender Phantaſie längſt ausgetrocknet war, und der ſich förmlich quälen mußte, um nur ein paar Takte aufzubringen, mochte des genialen Landsmannes unerſchöpfliche Produktionskraft beneidenswerth und ſchier unbegreiflich dünken, und da fragte er ihn unter Anderem: „Sagen Sie mir, mein Theurer, weshalb Sie nicht ſparſamer ſind? Mit den Melodieen und Ideen, von denen jedes einzelne Ihrer Concertſtücke wimmelt, könnte man ja zwanzig füllen; weshalb verſchwenden Sie ſo viele?" Paganini blickte ihn erſt befremdet an, wie wenn er den Sinn der Frage gar nicht verſtände. Dann ſprach er plötzlich, indem er ein Glas Champagner zum Munde führte: „Mais, parceque j'en ai tant!" — Eine ſchärfer treffende Replik konnte dem armen Spontini nicht zu Theil werden. Er verblich förmlich, da er ſie vernahm, und in dieſem Augenblicke that er mir leid. Doch hinderte ihn das nicht, Paganini's Mitwirkung zu dem Concerte zu erbitten, welches er

alljährlich für den ſogenannten „Spontiniſonds" veranſtaltete. In Wohlthätigkeits-Unternehmungen mit zu wirken, gehörte juſt nicht zu Freund Nicolo's Leidenſchaften; indeſſen hier galt kein Weigern, und er ſagte ſüß-ſauer lächelnd zu.

Die pomphaft verbreiteten Anzeigen verkündeten: „Nic. Paganini werde auch Variationen über die preußiſche Volkshymne vortragen." Eine ſolche im Sinne des Wortes gab es gar nicht. Das „Preußenlied" war noch nicht vorhanden. Spontini's hochtrabender Geſang „Boruſſia" war durchaus nicht populär geworden und viel zu ſchwierig, um es je zu werden. Man behalf ſich mit dem Engliſchen God save the king, auf deſſen Weiſe der gute Müchler das redlich gemeinte, doch herzlich ſchlecht gereimte „Heil Dir im Siegerkranz" angepaßt. („Nicht Roß' noch Reiſige ſichern die ſteile Höh" klingt entſetzlich.) Man vergaß ſich zu informiren, was der in deutſchen Staatsverhältniſſen kindlich naive Paganini unter „preußiſcher Volkshymne" verſtehe? und man ließ die Sache ihren Gang gehen. Wie's nun zur Orcheſterprobe kam, und den Muſikern ihre Stimmen aufgelegt wurden, ſchlug Herr Concertmeiſter Möſer ein lautes Gelächter auf und geigte . . . was? . . . die auch in Berlin wohlbekannte rührende Melodie des ſeligen Haydn: „Gott erhalte Franz den Kaiſer" herunter. Allgemeiner Tumult! Spontini raſend! Meiſter Nicolo hatte dieſe Variationen für Wien gemacht und bona fide angenommen, dieſes ſei die allgemeine deutſche, folglich auch die Preußiſche

Volkshymne. Er betrachtete die Angelegenheit wie eine sehr leicht beizulegende, beruhigte Spontini mit der Versicherung: cela s'arrangera! ließ sich von Möser das God save the king auf ein Blättchen schreiben und versprach den Orchester-Mitgliedern, sie sollten ihre leicht zu executirenden Parthieen heute Abend ausgeschrieben vorfinden. Eine Probe sei weiter nicht von Nöthen. Darauf begab er sich, geleitet vom unzertrennlichen Rebizzo und von seinem Söhnchen Achill, welchen Ersterer „Impertinente!“ anzurufen pflegte, nach seiner Wohnung in der großen Friedrichsstraße. Dort suchte ich ihn, voll Erwartung, wie er sich aus der Affaire ziehen wolle, eine Stunde später heim. Ich fand ihn am Schreibtische, vor sich vier liniirte Notenblätter, auf die er die einzelnen Stimmen des accompagnirenden Quartettes gemächlich mit der rechten Hand niederschrieb, während die Finger der linken, auf einer Guitarre mit fünf Saiten bespannt (die sechste war gerissen), Melodie und Begleitung piccicato abwechselnd anschlugen. Er spielte — schrieb — plauderte mit mir — Alles zugleich. Die Guitarre hing an einem blauen Bande, welches gegen seine Flanelljacke komisch abstach, und ruhete ihm lose im Schooß, was ihn nicht hinderte, ihr helle, bestimmte Akkorde zu entlocken. Was er spielen, und wie er die ihm sehr zusagende Melodie Abend's variiren werde, das meinte er, könn' er noch nicht genau wissen .. „mais cela s 'arrangera!“ —

Das große Opernhaus war überfüllt. Und als die Schlußnummer an die Reihe kam, trat er hin wie

gewöhnlich, blitzte die Muſiker an, ſetzte ein . . . und gewiß, noch niemals iſt das prächtige brittiſche Volkslied in ſeelenvolleren Tönen zu den Herzen gedrungen als von ſeiner Geige. Was die Variationen betrifft, ſo übten ſie zwar durch tauſenderlei Kunſtfertigkeiten ihre Wirkung, reichten aber doch keineswegs an die Macht der einfachen Melodie.

Il a le diable au corps! meinte Spontini. — Er kann was er will, ſagte Meyerbeer. — Ich dachte mit Rellſtab: Ich hab's geſehn, ich hab's gehört, aber ich glaub' es nicht.

Das Kinderſpital in Prag.

An Gutzkow.

(Gräz, 1856.)

— — — Es fehlt nicht viel zu zehn Jahren, ſeitdem ich aus Hannover an Sie ſchrieb, Sie um ein Exemplar Ihres damals noch nicht im Buchhandel erſchienenen „Uriel Acoſta" zu bitten, damit ich dieſes Stück mit Ihrer Erlaubniß und auf meine Weiſe öffentlich vortragen dürfe. Seitdem hat die Welt auf dem Kopfe geſtanden; Uriel iſt auch über die Bretter gegangen, welche ihm vor zehn Jahren verſchloſſen geweſen; Vieles, wonach man ſich lange geſehnt, iſt in's Leben getreten, man iſt älter geworden; — ob klüger? Ich gewiß nicht.

Davon habe ich einen Beweis abgelegt, als ich im vergangenen Herbſt, auf einem Ausfluge nach Prag, mich verleiten ließ, daſelbſt nach langer Pauſe wieder vor's Publikum zu treten und Shakeſpeare zu leſen. Daß es noch ſo gnädig abging, entſchuldigt mich nicht. Aber je gütiger ich behandelt wurde, deſto erkenntlicher muß ich ſein; deſto dankbarer für unzählige Beweiſe nachſichtsvoller Theilnahme, herzlichen Wohlwollens, an welchen, zwei Monate hindurch, jeglicher Tag reich war.

Ein kleines Theilchen dieſes Dankes abzutragen, richte ich vorliegendes Schreiben an die Redaktion der „Unterhaltungen am häuslichen Herd," verhoffend, daß es auf dieſem Wege auch in Prag die paſſendſte Verbreitung finde!

Warum ich als Ueberſchrift „Das Kinderſpital" erwählte? Sie ſind vielleicht der Meinung, ein „Alt-Männerſpittel" wäre für den Abſender dieſes Briefs bezeichnender, und ich kann dagegen Nichts einwenden. Doch bleibe ich beim Kinderſpital und denke das vor Abſchluß meiner anſpruchsloſen Plauderei zu rechtfertigen.

Vor 33 — Jahren (ſchier wollt ich ſagen: „Minuten," und habe doch heute noch keinen Tropfen getrunken, weder Steierſchen, noch Grünberger; aber Minuten und Jahre kommen auf Eins heraus, ſind ſie einmal verronnen!) vor 33 Jahren hatte ich Prag zum erſtenmale geſehen und in dieſer Zwiſchenzeit jede Gelegenheit benutzt, die wunderſame alte, für mich immer neue

Stadt, sei's auch nur als Durchreisender auf Stunden, wieder zu besuchen. Was Wunder, wenn ich wiederholter Aufforderung eines von hier dahin versetzten Gönners nicht länger widerstand, meinen Schreibtisch verließ und mit den Herbstvögeln aufbrach! Freilich hatte ich nach fünfjährigem Stubenhocken und Schriftstellern das Reisen fast verlernt, sodaß ich mir auf der Eisenbahn wie ein willenloses Frachtstück vorkam, nicht wie ein selbstständiger Mensch. Heute um 11 Uhr Vormittags verließ ich Steiermarks Hauptstadt, und morgen um dieselbe Zeit, nur vierundzwanzig Stunden später, suchte ich zu Prag im Hôtel de Saxe meinen Bratenrock aus dem Koffer, denn es war Wenzel-Tag, und alle Leute gingen geputzt durch die Gassen.

Ein Viertelstündchen nachher befand sich der graue Vagabund auf der Polizei, im Zimmer des Mannes, dem die „Vagabunden" gewidmet sind, und der sie, kraft seines Amtes, gebührend zu schützen weiß; weshalb er sie gern füttert und pflegt, auf daß sie nicht nöthig haben, dumme Streiche zu machen. Nächst ihm waren es vor allen die Redaktoren der Zeitschrift „Bohemia" und der unter dem Titel „Album" weitverbreiteten Romanbibliothek, die deren beider liebevoll-verhätschelter Mitarbeiter zu begrüßen Pflicht und Eile hatte. Freund Klutschek saß mit seinen Kindern vor einem Tisch Kolatschen und Wuchteln, — (o Himmel, wie priesen die Kleinen den heiligen Wenzel!) — und Kober's einziger Sohn sah auch nicht aus, wie wenn er dem Heiligen des Festtags wegen zürnte. Ich fühlte mich nun schon hei-

miſch in Prag. Wo man drei wohlgeſinnte Freunde hat, iſt man zu Hauſe. Das Uebrige findet ſich. Und damit es ſich bei mir bald finde, und ich auch im Gaſthofe wie zu Hauſe ſei, übernahm ich die Verbindlichkeit, eine literariſche Arbeit bis zu einem beſtimmten Tage zu vollenden, wodurch ich Morgen für Morgen am Tintenfaſſe feſtgehalten war. Ein ſolches ſelbſtauferlegtes Joch, mag es immer ein wenig drücken und zwängen, hat doch auch ſein Gutes in fremder Stadt; man wird nicht ſo leicht abgeſpannt und müde durch zerſtreuendes Nichtsthun, ſondern vielmehr bei jedem Sonnenaufgang gleichſam gezwungen, ſich wieder zu ſammeln und in ſich ſelbſt zu gehen. Während ich über einem neuen Buche ſann und ſchrieb, fand ich zu einem anderen, ſchon fertigen, den Verleger in Leipzig und erhielt zu gleicher Zeit die Freiexemplare der vierten Auflage meiner vermiſchten Reimereien; alles Dieſes in Prag. Daneben trat ich allwöchentlich einmal vor's Publikum als Vorleſer, war Abend für Abend in geſelligen Kreiſen, machte ſogar verſchiedene Ausflüge auf's Land in benachbarte Schlöſſer und zeigte mich, trotz nahebevorſtehender Vollendung des ſiebenundfünfzigſten Lebensjahres und weißbärtiger Umſäumung des alten, furchenreichen Geſichts, noch leidlich wacker.

Wer aber auch ſollte nicht noch einmal verſuchen, ſich aufzuraffen, das Scheinleben eines vereinſamten Büchermachers einzutauſchen, ſei es nur auf Wochen, gegen wirkliches Leben mit wirklichen Menſchen, wenn dieſe ihm durch alle Abſtufungen und irdiſche Stellungen ſo hold begegnen wie in Böhmens Hauptſtadt? Der jugend-

liche Album-Vater Kober ließ ſich's angelegen ſein, mich dem Kreiſe der bei ihm häufig verſammelten Schriftſteller und Journaliſten näher zu bringen, wo Scherz und Ernſt, Für und Wider in allen Rhythmen und durch alle Töne verhandelt wurden. Größere Abendzirkel verfehlten nicht, den vom Scheintode für kurze Friſt Auferſtandenen in ihre Wirbel zu ziehen, auch wohl ſchwindeln zu machen; was nicht ausbleiben kann, ſobald die Gewohnheit mangelt. Deſto erquickender wirkten dazwiſchen trauliche, ſtille Abende in altbefreundeten Familien, wo dem Gaſte Alles bekannt iſt, Eltern wie Kinder, Freuden wie Leiden, Wünſche wie Abneigungen, wo jedes Wort Erinnerungen weckt. Solche Abende gleichen Spaziergängen durch ein Heimatsdörflein; die Wandelnden ſtreifen wohl auch an den Zaun des kleinen Friedhofes; — aber es iſt Frühling, und Alles grünt und blüht, ſogar auf dem Friedhofe. Auch im Hauſe eines Mannes, den ich vorvergangenen Sommer in Steiermark flüchtig vorübergehend kennen gelernt, wo er ſo gütig war, meine Bekanntſchaft zu ſuchen, that ſich mir unerwartet ein Aſyl auf; noch eine friedliche Inſel mehr im rauſchenden Meere, welches man Geſellſchaft nennt, und in welchem es, für einen ungeſchickten Schiffer meiner Gattung, ohne Gefahr an Untiefen, Klippen, Sandbänken und Stürmen nicht abgeht.

Der berühmte Arzt und Operateur Dr. Pitha und deſſen anmuthige Gemahlin erlaubten mir, wenn ich, vom Segeln durch wogende Wellen matt, mich nach des „Bächleins murmelndem Geſchwätz" recht innig ſehnte,

an ihrem kleinen Theetiſch, nicht wie ein Fremder, nein, wie ein längſt bekannter Genoſſe mich einzufinden. Schöne, geiſtig heitere Abendſtunden, die manchmal tief in die Nacht reichten, bis ich mit Schrecken bedachte, daß der verehrte Mann jede Minute ſeinem ernſten Berufe, ſeiner Wiſſenſchaft entzog, und dann beſchämt, doch nicht minder beglückt, endlich aufbrach.

Damit im Prager Freudenkranze keine Blüthe mehr mangle, wollte ſich's auch fügen, daß ich einem hohen Staats-Beamten mich nähern durfte, dem ich ſchon, als er noch in Gräz lebte und wirkte, die aufrichtigſte Verehrung gezollt, und dem ich ſolche in redlich gemeinten Verſen auszuſprechen damals Gelegenheit gefunden, als bei ſeinem Abgange nach Prag die hieſigen Juſtizbehörden mich mit dem Auftrage beehrten, ihren Gefühlen Worte zu leihen.

Ich fand ihn, wie ich mir ihn gedacht: freundlich, wahr, reich an Gemüth und Geiſt. Ehe ich ihm ein Bändchen meiner Gedichte (unter denen ſich ja auch das ihm gewidmete befindet) überſandte, ſchrieb ich nachſtehende Zeilen hinein:

Leuten von meinem Gelichter
Banget vor ſtrengem Richter,
Tief in innerſter Bruſt
Ihrer Schwächen bewußt.

Doch mit gläub'gem Vertrauen
Wagen ſie aufzuſchauen:

Gnade waltet ja mild,
Droben im Sternengefild.

Alſo auch irdiſchem Richter
Naht der Gelegenheitsdichter.
Verslein, bittet und ſprecht:
Gnade diesmal für Recht.

Und dieſe entging weder dem Sänger noch ſeinen Liedern.

Ich erwähnte oben einiger Fahrten auf's Land. Die erſte war nach Mieſchitz, zwei Meilen von Prag, in welchem Schloſſe Graf Erwein Noſtitz-Rienek den Spätherbſt mit ſeiner Familie zubrachte; wie denn der größte Theil des böhmiſchen Adels bis gegen Weihnachten auf ſeinen Gütern verweilt, wohin derſelbe dann, nach kurzem Winteraufenthalte in der Stadt, ſobald ſich's thun läßt, zurückeilt. Eine ſchöne Sitte, ſo großer, intelligenter, wahrhaft vornehmer Grundbeſitzer würdig.

Wenn man Erwein Noſtitz genannt, ſo hat man für Diejenigen, die in Böhmen bekannt ſind, eigentlich ſchon Alles geſagt. Beim Klange dieſes edlen Namens rauſchen weite Wälder, ſäuſeln üppige Felder, lachen geſegnete Fluren, lächeln liebende Menſchen und alte treue Diener, und als Echo dieſer Erdenſtimmen wiederholen ihn anerkennend die ewigen Muſen. Denn Graf Erwein pflegt, hegt, fördert, unterſtützt Wiſſenſchaft und Kunſt. Seine Bibliothek, ſeine Gemäldeſammlung ſind nicht,

wie bisweilen an anderen Orten, äußerliche Zierden für Eitelkeit und Prunk. Sie sind ein Theil seines Daseins: er lebt in ihnen, wie sie in ihm. Gehe nur in seinen Palast auf der „Kleinseite," Reisender! Suche nur die gern ertheilte Bewilligung nach, Dich darin umzuschauen! Steige nur die breite, steinerne Treppe hinan! Wenn, umgeben von immergrünen Bäumen und Gesträuchen, Dich die kolossalen Büsten Goethe's und Schiller's empfangen, wirst Du gleich wissen, weß Geistes Kind der Herr des Hauses ist.

Ich erfuhr es schon in Mieschitz, bei meinem ersten Schritt in's dortige, ländliche Schloß; las es jedem Diener aus dem Antlitz; hörte es aus jeder Silbe heraus. „Wie der Herr, so die Diener!" ist gar ein weises Sprüchwort.

Welch eine Familie! Welch ein Hauswesen! Welch ein Vorbild für Gastfreiheit im höchsten, reichsten Maßstabe! — Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe mich lange umhergetrieben, Mancherlei gesehen und beobachtet, an Höfen und in Hütten. Größere Pracht, mehr Luxus, unnütze Ostentation, prunkendes Geräusch; — o ja! Aber die gediegene Würde aristokratischen Landlebens, vereint mit so behaglicher Freiheit, ungezwungener Freundlichkeit, herzlicher Güte, lebendigster Theilnahme für Alles, was groß und schön ist, habe ich nie und nirgends gefunden.

So denke ich mir den Landaufenthalt der besten (in jedem Sinne besten), großen Familien in Alt-England;

nur daß dort, fürchte ich, die Vorliebe für Kunſt ſelten mit ſo feinem Kunſtſinn gepaart ſein möchte!

Ich wurde in Mieſchitz auch den liebenswürdigen Nachbarn: Grafen Czernin, Gräfin und Töchtern vorgeſtellt, die mich dann ihrerſeits ſpäter in ihrem Schloſſe Winarz empfingen, wo an bunter Tafel drei oder vier Prieſter (unter dieſen ein prächtiger, lebensfriſcher Greis) mit munteren, jugendlichen Reiteroffizieren gemiſcht waren und dem unbefangenſten Geſpräche keinen Eintrag thaten durch ihre Gegenwart.

In Mieſchitz fand der ſchon früher gefaßte Vorſatz, den letzten meiner öffentlichen Leſeabende dem Kinderſpitale zu widmen, volle Zuſtimmung. Sämmtliche Anweſende gaben ſich als begeiſterte Verehrer dieſer Wohlthätigkeitsanſtalt zu erkennen, und es wurde hier gewiſſermaßen das Siegel gedrückt auf Alles, was ich bisher überall in Prag über Profeſſor Löſchner gehört. Dieſer Arzt war mir ſchon durch eine unglückliche Freundin, welcher die Cholera in einem Tage Mutter und Tochter geraubt, als ein Menſch geſchildert worden, der eigentlich vom Kopfe bis zum Fuße ganz Herz und Gefühl ſei; ſie hatte ihn zum erſten Mal erblickt, als die Ihrigen, eine Mutter und zwei blühende Töchter, ſich ſterbend in Qualen wanden; nur die eine Tochter vermochte ſeine Bemühung dem Würgengel zu entreißen, aber die Hingebung, die er bewieſen, die Tröſtungen, die er geſpendet, hatten mächtig und hilfreich auf die Zurückbleibenden gewirkt, und Dankbarkeit hatte ihm dort einen Hausaltar

errichtet. Nun fand ich mich veranlaßt, nach dem Entſtehen wie nach dem Beſtehen des Löſchner'ſchen Kinderſpitals mich näher zu erkundigen. Da ergaben ſich merkwürdige Daten, die endlich, aufmerkſam betrachtet und gewürdigt, nur einen neuen Beleg zu dem alten Ausſpruche liefern, daß einem edlen, bedeutenden, ausdauernden Manne auch das ſcheinbar Unmögliche gelingt, wenn ein ſolcher nämlich (wie Löſchner es thut) ſein ganzes Leben an eines großen Zweckes Erreichung ſetzt. Er iſt, ſtreng genommen, nicht der Stifter dieſer Anſtalt, die Dr. Kratzmann im Jahre 1842 gründete und die, weil aller Anfang ſchwer iſt, anfänglich nur auf neun Betten gebracht werden konnte. Nachdem jener brave Arzt in Folge heftiger Krankheit Prag verlies, um für immer nach Teplitz überzuſiedeln, übernahm Löſchner, von innerſtem Mitleid ergriffen, — denn er hatte oft das Elend geſehen, dem er nach Kräften Linderung zu bringen wünſchte — die ärztliche und ökonomiſche Leitung. Nicht etwa wie ein praktiſcher Arzt von großem Rufe und allgemeiner Geltung dergleichen Ehrenämter übernimmt, um eine verlorene Stunde daran zu wagen! nein, um kein anderes Erdenziel mehr zu verfolgen — (er heirathet nicht, weil er durch Nichts vom Hauptzweck ſeines Lebens und Strebens abgezogen werden will) — um Ehre, Glück, Freude, gerechten Stolz nur darin zu finden. Und wenn er daneben ſeine Praxis beibehielt — (eine Vereinigung, deren Gelingen, ſchon was äußerliche, mechaniſche Thätigkeit betrifft, an's Zauberhafte ſtreift), — ſo that er dies nur, um den Gelderwerb, deſſen ſeine

Renommée gewiß blieb, nicht zu ſchmälern. Er brauchte große Einnahmen, der geldgierige Geizhals; er braucht ſie noch; er gönnt ſich kaum ein Bischen Schlaf, damit er nur ja zuſammenſcharre; o, er iſt die Habſucht ſelbſt, dieſer Dr. Löſchner. Und nun ſehen wir von Jahr zu Jahr die Zahl der im Spitale verpflegten kranken Kinder, ſowie jener außerhalb ärztlich behandelten ſteigen und ſteigen. Die amtlichen Berichte weiſen Das nach. Wir ſehen Beiträge, kleinere wie größere, von kaiſerlicher Huld, von reichen Gönnern, von allen Seiten zufließen. Das Scherflein der Wittwe fehlt auch nicht. Arme geben aus ihrer Armuth. Hoch und Niedrig wendet ſich dem Manne zu, dem Jeder vertraut. Mit jedem Jahre wächſt der Umfang des geſegneten Unternehmens. Mit jedem Jahre erſtarkt Löſchner's Muth. Und das iſt nöthig; denn alljährlich mehren ſich die Bedürfniſſe — leider auch die Schwierigkeiten. Sogar übler Wille und Neid bleiben nicht aus. Doch Zuverſicht und Vertrauen behaupten das Feld. Auch die Kunſt freut ſich, mit heiteren Klängen ihr Opfer darzubringen. Theure Namen leſen wir unter denen, die der armen Kinder liebreich gedachten. Henriette Sontag begegnet uns hier noch einmal, ehe ſie aus Europa ſcheidet, um in der neuen Welt zu ſterben, neben anderen Wohlthätern. Der größte, an Großmuth unerſchöpflichſte ſeiner Wohlthäter bleibt Löſchner ſelbſt.

Jeder Jahresbericht ſchließt mit einem Deficit; jeder Berechnung iſt eine Zeile angehängt, welche einfach lautet: „Der von Dr. Löſchner gedeckte Abgang be-

trug —.“ Als ob ſich das von ſelbſt verſtünde! Er wundert ſich weiter nicht darüber; warum ſollten wir erſtaunen? Da ſcheint es uns denn auch ganz natürlich, wenn wir zuſammen rechnen, die aus ſeinen eigenen Mitteln geleiſteten Beiträge jetzt auf die Totalſumme von 34,455 Gulden angewachſen zu ſehen.

Im Jahre 1853 wurde ein Bauplatz angekauft, auf dieſem ein der Anſtalt eigen gehöriges Gebäude aufgeführt (bis dahin wohnte ſie zur Miethe), und welchen Eindruck das Innere dieſes ſtattlichen Gebäudes auf mich gemacht, das wollte ich Ihnen, verehrter Freund, und Ihren Leſern in Kürze zu erzählen verſuchen.

Am 23. November hatte ich mit Schiller („Demetrius“), Goethe („Egmont“), Shakeſpeare („Cäſar“) meine declamatoriſchen Vorträge geſchloſſen und wollte, ſobald ein vom akademiſchen Leſevereine auf den 4. December angeſetztes Concert, in welchem ich auch meine Streiche zu machen gelobt, vorüber war, die Heimreiſe antreten. Doch Profeſſor Löſchner verſicherte, daß er mich nicht ziehen laſſe, bevor ich nicht an ſeiner Seite einen Beſuch in jenem Hauſe auf dem Karlsplatze abgeſtattet, dem ich unter Schiller's, Goethe's, Shakeſpeare's Aegide eine kleine Einnahme zugewendet. Ich geſtehe, daß ich große Abneigung empfinde vor Lazarethen, Krankenhäuſern, Krankenſtuben. Nicht weil ich ohne Mitgefühl wäre, ſondern vielmehr weil ich deſſen zu viel beſitze, und weil der Anblick ſchwerer Leiden, verbunden mit der Wirkung verdorbener Luft, mir immer ſchädlich iſt. Kann ich durch meine Gegenwart Nutzen bringen, ſo will ich gern

all' Dies überwinden, was ich leider, oft genug in meinem Leben, zu thun Gelegenheit fand. Aber ohne Zweck, ohne helfen zu können, trachte ich nicht danach. Hier war nicht auszuweichen. Löschner schien es zu wünschen; wer sollte sich dem Wunsche eines solchen Mannes nicht fügen? So holte er mich denn am 5. December Vormittags, in Begleitung seines treuen Freundes, des Apothekers Stadtrath Fürst, mit seiner Kutsche ab. Er befand sich unwohl. Auf einer Nachtreise zu Kranken über Land war er genöthigt gewesen, den Fährleuten behilflich zu sein beim Loseisen im zeitig gefrorenen Strome, und hatte sich dabei die Hand verletzt. Auch fieberte er stark und schien sehr abgespannt und ermattet. Ich weiß nicht, die wievielte Nacht seine unermüdliche Bereitwilligkeit ihn gestört binnen einer Woche. Deshalb wies er meinen Vorschlag, die Fahrt aufzugeben und sich in's Bett zu legen, nicht minder verächtlich zurück. Doch saß er stumm, sichtbar leidend, in der Ecke des Wagens.

Von dem Augenblicke, wo wir anhielten, und die Thüre sich öffnete, ging eine überraschende Veränderung mit dem Manne vor. Er sprang heraus, munter und frisch wie ein Hirsch, seine Augen strahlten, das ganze, freundliche Gesicht leuchtete vor Entzücken, und „nun kommen Sie!" rief er in einem Tone, der wie das Thema zu einer Siegessymphonie erklang, von hellen Drommeten rein und kräftig angestimmt.

Das Haus ist folgendermaßen eingetheilt:

Zu ebener Erde befinden sich einerseits die Aufnahme-Kanzlei mit Vorzimmer und die Küche, andererseits ein

Sectionssaal, der zugleich als Auditorium dient und außer einer gediegenen medicinischen Bibliothek eine bedeutende Sammlung anatomischer und pathologischer Präparate enthält. Dieser Saal steht mit einem chemischen Laboratorium in Verbindung. Nach rückwärts liegt noch die Waschanstalt. Der erste Stock enthält eine Hauskapelle, in der allwöchentlich Gottesdienst abgehalten wird, und außer dieser sechs Zimmer mit 24 Krankenbetten, welche zugleich die klinische Abtheilung bilden. In diesem Stockwerke liegt auch das Directorialzimmer mit reichlich versorgter Nothapotheke und ein entsprechender Wäschevorrath. Der zweite und dritte Stock werden ganz und gar von Krankenzimmern eingenommen. Der an's Haus stoßende Garten ist mit Laub- und Nadelgehölz bepflanzt und wird durch einen Bauplatz begrenzt, auf welchem sich Deo favente ein zweites Haus erheben soll, für etwa 40 Betten berechnet, um so viel als möglich die Exantheme abzutrennen von den übrigen Krankheiten und eine noch größere Waschgelegenheit zu gewinnen. Die Leitung und Verwaltung besorgt Löschner selbstständig. Er besoldet aus Eigenem: Einen Assistenten, einen Secundärarzt, zwei Aspiranten, zwölf Krankenwärterinnen, eine Köchin, zwei Küchenmägde, drei Wäscherinnen, einen Portier und verschiedene Hilfsarbeiter.

Die Leistungen des Instituts umfassen:

1) Die unentgeltliche ambulatorische Behandlung kranker armer Kinder außerhalb. 2) Die Aufnahme und Behandlung solcher innerhalb des Spitals. 3) Die

Beſorgung der Impfung. 4) Die Abhaltung kliniſcher Vorträge über Kinderkrankheiten. — Die Zahl der unter 1) bezeichneten Kranken betrug im Laufe des Jahres 1855 nicht weniger als 6219; die der im Hauſe Aufgenommenen 1010! Geimpft wurden 605. Die kliniſchen Vorträge werden von vielen In- und Ausländern fleißig beſucht.

Soviel von dem Wirken dieſer Anſtalt im Allgemeinen.

Jetzt noch zwei Worte über meine Empfindungen, als ich an des edelſten Menſchen Seite die Räume des Jammers und der Qual durchwanderte. Ich darf's nicht leugnen; mitunter ſtellten ſich furchtbare, herzzerreißende Leiden dem Anblicke dar. Ich ſah Kinder .... doch warum ſollten wir bei dieſen verweilen? Warum ſoll ich die Phantaſie Ihrer Leſerinnen mit Schilderungen verletzen, die gar nicht nöthig ſind, wo wir ja ohnedies alltäglich an die tauſend und aber tauſend Leiden, denen das „Ebenbild der Gottheit" unterworfen iſt, rings um uns her gemahnt und erinnert werden? Wozu die Schattenſeiten meines Beſuchs herausheben? Wir wußten ja, als wir eintraten, daß wir nicht gekommen waren, ſinnliche Genüſſe zu ſuchen, daß wir uns nicht an einem Vergnügungsorte befanden, und was wir zu erwarten hatten. Leiden und Gebrechen konnten uns dort nicht überraſchen. Laſſen Sie uns lieber beleuchten, was die Seele des Beſchauers mit — nicht mit der angenehmen Befriedigung wiſſenſchaftlicher Wahrnehmungen; dieſe bleibt dem Laien unterſagt und ſteht höchſtens dem

Begründer, dem durch ſeines Werkes Anblick Beſeligten zu! nein mit wehmüthiger Heiterkeit, mit ſchmerzhaftem Wohlbehagen (anders kann ich's nicht nennen), durchdringt und erfüllt. Zuvörderſt muß ich erwähnen, daß die Bewunderung deſſen, was ich ſah, der ganzen Einrichtung, auch nicht eine Spur von Ekel oder Grauen in mir aufkommen ließ. Es fehlte, wie geſagt, nicht an Kranken der ſchlimmſten Gattung; nicht an ſchuldloſen Kindern, die durch ihrer Eltern Unglück, Noth, Härte oder Schuld als einziges Vermächtniß ein qualvolles Siechthum empfangen hatten. Auch die verhängnißvolle Aufſchrift „Ch . . . . .“ (Cholera) zeigte auf einigen über den Lagerſtätten angehängten Tafeln immer noch Nachzügler der bereits erlöſchenden Epidemie. Doch wer könnte Entſetzen oder auch nur Beſorgniß hegen, wo er in ſaubern freundlichen Gemächern, deren Luft auch nicht ein Atom von üblen Gerüchen zu enthalten ſcheint, in reinſte Wäſche gehüllt, auf bequemen Betten liegend, oder an kleinen Tiſchen ſpielend von aufmerkſamen, mütterlich emſigen Wärterinnen umgeben und bewacht, Kinder vor ſich ſieht, die Nichts entbehren, was menſchliche Hilfe, irdiſcher Beiſtand überhaupt darbieten? die, mögen ſie Schmerzen leiden und das Bewußtſein ihrer Krankheit hegen, doch nicht minder das Gefühl in ſich tragen, wir ſind dem Mangel, dem Froſt, dem Hunger entrückt; wir ſind Gegenſtand zarter Sorgfalt! Ja, dies Gefühl waltet bei allen Leiden in ihnen vor, denn auch die kränkſten lächeln dankbar dem Retter zu, wenn er liebreich fragend vor ſie hintritt. Ich habe, ſo lange ich

in dieſem Hauſe verweilte, meine Thränen kaum zurückzuhalten vermocht; aber es waren Thränen der freudigſten Rührung, von denen das Herz mir anſchwoll. Magſt du dich erkundigen, wonach du willſt, magſt du zur Sprache bringen, was dir nur irgend aus eigenen Erlebniſſen, wo Pflicht und Anhänglichkeit dich in's Krankenzimmer, an's Sterbebett führten, wieder einfällt; hier iſt für Alles geſorgt, jedes Bedürfniß, jeder Fall iſt vorgeſehen, bis zur letzten Stunde des ſchwindenden Lebens oder andererſeits bis zum Tage der Geneſung.

Geneſung! dieſes Wort regte einen dunkeln Zweifel an, der mitten in mein Entzücken über Löſchner's geniale Schöpfung drang und auf Augenblicke Alles in graue Schleier zu hüllen drohte: „Was wird aus den Kindern, ſobald ſie wirklich geneſen?“ Natürlich kehren ſie zurück zu den Ihrigen. Zu den Ihrigen? — Es mag arme Familien geben, denen nur die Mittel fehlen, ihre kranken Kinder gut zu pflegen; nun, dieſe werden ihre vom Tode Auferſtandenen gern empfangen und die liebe, neugeſchenkte Laſt — (denn was ſind den Aermſten ihre unmündigen, noch nicht erwerbsfähigen Kinder ſonſt?) — wie einen erſehnten Gaſt willkommen heißen. Aber welch ein Willkommen harrt des Kindes, dem die Eltern keine Eltern ſein wollen, keine Eltern ſein können? Ja in einer Höhle, wo Rohheit, verdroſſene, unmuthige Anſtrengung auf Unflath und Schmutz brüten, wo kein Sonnenſtrahl eindringt, als ob er ſich fürchte, auf dieſe Zuſtände auch nur ſchwaches Licht zu werfen? Vorher wußte das Kind keinen Unterſchied,

kannte nichts Beſſeres, wuchs im ekelhaften, modrigen Neſte auf, gleich dem Wiedehopf. Jetzt hat es Licht und freie Luft genoſſen; es hat die Wonnen der Reinlichkeit, des Bades kennen gelernt; milde Fürſorge hat ihm labend zur Seite geſtanden, warnend, belehrend. Kein rauhes Wort hat ſein Ohr, ſein Herz getroffen. Würdige Männer haben ſich überboten in Bemühungen für ſein Wohl; es wurde zum Mittelpunkt eifriger Berathungen. Und als die Krankheit beſiegt war; als mit der Geneſung die kindiſche Lebensluſt, der Hunger, die Gier nach Speiſe ſich meldeten, da war kein Leckerbiſſen zu theuer, keine Kraftbrühe kräftig genug, den leeren Magen zu füllen, den reizbaren Gaumen zu erquicken, den kleinen abgemagerten Leib zu ſtärken. Solche Bilder bringt das wiederhergeſtellte Kind in ſeine ſogenannte Heimath! Muß die Erinnerung an Vergangenes und im Vergleiche mit Gegenwart und Zukunft das unglückliche Weſen nicht noch unglücklicher machen?

Das war die ſkeptiſche Frage, womit der ewige Zweifler in meiner Bruſt den ſchönſten Gefühlen widerſprechen wollte, ehe ich das Prager Kinderſpital verließ. Ich unterdrückte ſie nicht. Ich theilte ſie ehrlich und redlich dem redlichen Manne mit, der mich geleitet. Und er ſagte: „Ich glaube, Sie irren ſich; Sie treten der menſchlichen Natur zu nahe durch dieſe Anſicht. Im Gegentheil, das Kind wird nie und nimmer vergeſſen, daß es ein Gegenſtand unſerer liebevollſten Sorgfalt, daß es das barmherzig gepflegte Kind mitleidiger, wenn auch fremder Menſchen war. Wie an einen ſanften

Traum wird es an die Zeit ſeiner Leiden, an die Zeit unſerer Liebe denken. Es wird dem dumpfen Groll, den ſeine Umgebungen in ihm nähren möchten gegen Leben und Welt, dem ungerechten Irrwahn, daß hienieden Jeder nur an ſich ſelbſt denke, nur für ſich ſelbſt ſorge, dem wird es ſpäterhin bei reiferem Urtheil die Erinnerung an dieſes Haus entgegenſtellen, und vielleicht wird auch mein Bild ihm noch einmal erſcheinen und ihm zunicken: „Nicht wahr, es giebt doch Menſchen, die alle Menſchen wie ihre Brüder lieben?“ — So ſprach er, und ich beugte mich in Ehrfurcht und Demuth.

So entſtehen Gerüchte.

Im Februar des Jahres Achtzehnhundertdreiundzwanzig ging ich in meiner lieben Vaterſtadt Breslau die Taſchengaſſe entlang und bog eben um die Ecke nach Schall's Wohnung, dem ich meinen Morgenbeſuch abſtatten wollte, als van der Velde mir begegnete, der gerade bei Schall geweſen war, und den ich nun plaudernd wieder ein Stückchen zurück begleitete. Er ſagte mir im Gehen von einer Neuigkeit, die er oben in der „goldenen Axt“ (dieſes Wahrzeichen führt jenes Haus, welches in ſeinem zweiten Stockwerke unſeren dicken Schall damals beherbergte) vernommen, und von welcher ſeine gutherzige, gerechte Natur völlig empört war „Manſo habe eine Frau dermaßen gemißhandelt, daß

die Aermſte in Folge ſchwerer Verletzungen an Krücken einherſchleichen müſſe!“

Manſo! Kaspar Friedrich Manſo, der ſanfte Schul-Director des gelehrten Magdaleneums, der vortreffliche Philologe, der zarte Hageſtolz, die Zierde zierlicher Theegeſellſchaften, der wohlwollende Lehrer, der ſich zu jeder harten Ermahnung, zu jeder ſtrafenden Bemerkung im Gymnaſium gewaltſam zwingen mußte! Manſo mit der gepuderten Taubenflügel-Friſur und dem Seidenband-umwundenen Zöpfchen? Manſo, der kurze, immer ſchneeweiße Kaſimir-Unterkleider trug, auch im Winter die baumwollenen Strümpfe beibehielt und auf ſeinen Schuhen ſo leiſe einhertrat, daß er zu ſchweben ſchien? Manſo, den wir Schlingel von Schuljungen im Verdacht gehabt, daß er unter dem Pantoffel der Frau „Radecken“ ſtände; welche Frau Radecken die Gattin des Schuldieners, dabei des Rectors kleine, dicke, herriſche Köchin und für uns ein gefürchteter Cerberus war? Manſo hatte eine Frau gemißhandelt, er, der es kaum über ſein Herz gewann, dem widerſpenſtigſten Bengel in Quarta einen ſchwachen Tupfer mit zwei Fingern auf den Schädel zu geben?

Ich machte einen Satz über den ſich in die trübfluthende Ohlau ergießenden Bach des Rinnſales am Eck der Ohlauer- und Weiden-Gaſſe, nach welcher letzteren van der Velde ſich heimbegab, und rief dabei: nicht möglich, Freund! wer hat ſo was aufgebracht? —

„Vor fünf Minuten hat es Steffens bei Schall erzählt; ſie redeten noch darüber, da ich ſie verließ.

Gehen Sie hinauf und laſſen Sie ſich das Nähere mittheilen!“

Ich brachte nun v. d. Velde bis an ſeine Hausthüre und rannte ohne Säumen zu Schall. Der rief mir entgegen: „Na, Sie kommen juſt zurecht!“ und zu Steffens gewendet ſprach er: „Der Holtei wird's auch nicht glauben!“ —

Nein, rief ich, das kann ich auch nicht glauben; wenigſtens nicht wie Velde es vortrug. Ausgenommen der Herr Profeſſor hätte es mit eigenen Augen geſehen! —

Geſehen hab' ich es natürlich nicht, hub Steffens mit der ihm eigenen Lebendigkeit an; doch gehört hab' ich es von einem Manne, der über jeden Verdacht leerer, unbegründeter Klatſcherei erhaben iſt. Vor einer Stunde war Menzel bei mir, und aus ſeinem Munde vernahm ich die entſetzliche Geſchichte! —

Nun, das wurde ja immer hübſcher. Karl Adolf Menzel, der ernſte, beſonnene, ſtreng prüfende Hiſtoriker, der aufrichtige Verehrer und Freund Manſo's, der hatte mit ſichtbarem Widerſtreben die Unthat dem eben ſo aufrichtigen Verehrer Manſo's, dem edlen Steffens berichtet; ja, was noch mehr: er ſelbſt, Menzel, hatte das arme Weib aus den Fenſtern ſeiner Amtswohnung über den Eliſabeth-Kirchhof hinken ſehen, und ſeine eigene Frau hatte ihm die Unglückliche gezeigt; hatte ihm Denjenigen genannt, der ſie in dieſen elenden Zuſtand verſetzt. Wer Menzel's Frau perſönlich kannte, durfte keinen Zweifel mehr hegen, daß ſie die Wahrheit geſagt.

Ich zählte damals fünfundzwanzig Jahre. In die-

ſem Lebensalter ſind die meiſten Menſchen noch ſehr empfänglich für Eindrücke von ſo trauriger Gattung. Man iſt noch nicht abgehärtet und ſtumpf, wie man es leider nach und nach in einem Leben voll niederſchlagender Beobachtungen und Erfahrungen werden muß. Seitdem ich die Sechszig längſt hinter mir habe, heute würd' ich höchſtens den Kopf ſchütteln und denken: Wer hätte das vom Ueberſetzer „der Kunſt zu lieben" argwöhnen mögen? Damals ging es mir förmlich zu Herzen. Die kleinen Scharmützel, die ich als Gymnaſiaſt mit unſerem Rector gehabt, waren längſt vergeſſen. Ich hatte ihn hier und da in Geſellſchaft getroffen, mich ſeiner humanen und liebenswürdigen Güte gefreut und war ihm innig gut geworden. Deshalb betrübte mich der abſcheuliche Vorfall.

Steffens gebot für's Erſte Schweigen. Dieſen Abend, ſagte er, haben wir „akademiſchen Klubb." Menzel und deſſen Frau werden auch dort ſein, und „Hanne" (Steffens nannte die ſeinige vor Freunden und näheren Bekannten nie anders) ſoll ihr den Zuſammenhang der Begebenheit abfragen. Bis dahin reinen Mund. Durch uns darf eine ſo gehäſſige Anklage nicht verbreitet werden. Van der Velde wird hoffentlich .....

Schall redete dazwiſchen: Von Velde iſt Nichts zu beſorgen; der ſitzt den ganzen Tag über ſeinen Akten und den Abend über ſeinen literariſchen Arbeiten. Der ſpricht vor Montag früh mit keinem lebendigen Menſchen!

Durch dieſe Zuſicherung beruhiget entfernte ſich Stef-

ſens. Ich blieb noch bei Schall, dem ich Allerlei mitzutheilen gehabt hätte; aber es kam kein anderes Geſpräch in Gang. Immer wieder geriethen wir über Manſo und erſchöpften uns in den abenteuerlichſten Muthmaßungen, was dieſen friedlichſten aller Schulmänner, der nur einmal im Leben wüthend zornig geweſen, als er den Xenien-Dichtern, „den Sudelköchen Schiller und Goethe," zugerufen (ich citire aus dem Gedächtniß, wahrſcheinlich mangelhaft):

„In Weimar und Jena macht man Hexameter
wie der,
Aber der Pentameter iſt noch ſchändlicher," —

was dieſen ſo unbändig gemacht haben könnte?

Zuletzt vereinigten wir uns in Möglichkeit der Annahme, die ſchmählich Zerprügelte ſei vielleicht die Mutter eines ungerathenen, beſtraften Schülers, und habe als ſolche durch allzu lebhafte Klagen und Vorwürfe die Ehre und Würde des Rectors angetaſtet? Doch auch dieſe Erklärung blieb unbefriedigend.

Zum erſten Male ſeitdem ich die (mir übrigens ſehr wichtige) Auszeichnung genoß, mich den Mitgliedern des akademiſchen Klubbs beizählen zu dürfen, konnte ich die Theeſtunde kaum erwarten. Ich brannte vor Neubegier und hätte keine Minute verſäumt.

Die Damen ſaßen wie gewöhnlich um die große Tafel, worauf einige derſelben, an denen die Reihe war, den begehrten Trank brauten, Andere ſtrickten, ſtickten und plauderten. Die Herren ſtanden in Gruppen, wie ſie ſich zuſammen finden mochten, hier und da zerſtreut

Nicht allein Professoren, auch höhere Beamte von der Justiz wie von der Regierung bildeten den durch manche Celebrität geschmückten Verein, dessen Hauptverdienst meines Erinnerns darin bestand, keine anderen Ansprüche zu machen, als diejenigen, welche lebhafte und geistvolle Geselligkeit, wo auch der Scherz seine Rechte wahrt, überhaupt bedingt.

Steffens, Schall, Menzel formten einen von noch etlichen Freunden verstärkten Knäuel, dem auch ich mich anschloß, und in welchem nicht laut geredet, nur geflüstert wurde, — denn nicht fünf Schritte davon stand der Verbrecher, in munterster Conversation begriffen, unbefangen, als ob Nichts vorgefallen wäre; als ob er kein Wasser getrübt, viel weniger einer wehrlosen Frau die Knochen zerschlagen hätte! Wie harmlos er aussah! Wie unschuldig-weiß die Casimir-Hosen lächelten! Wie nett ihm die Escarpins wieder saßen! Wie heiter sein gutmüthig heuchelndes Antlitz strahlte!

Menzel war schon windelweich gefragt. Jeder, dem das bereits öffentliche Geheimniß in's Ohr geraunt worden, begehrte vom „Geschichtschreiber der Deutschen" Specialberichte. Damit konnte dieser nicht aufwarten. Er mußte sich begnügen zu wiederholen, was er heute früh von seiner Frau gehört, was er an Steffens erzählt, mußte zugleich eingestehen, daß er von Geschäften überhäuft seitdem vergessen und versäumt habe, sich um die Details zu erkundigen.

Still, rief Steffens, still! Jetzt ist Hanne aufgestan-

den; jetzt rückt ſie ihren Stuhl zu Madame Menzel heran; jetzt ſitzt ſie neben ihr! Sie beginnt zu fragen.

Wirklich; mit einem ſo ernſten Geſicht, wie wenn ſie die ſinnigſte Compoſition ihres Vaters vorzutragen im Begriff wäre, neigte ſich Reichardt's Tochter zu Menzel's Frau, und wir laſen in Beider Mienen, daß ihr Zwiegeſpräch einen feierlichen Anlauf nahm.

Der Zufall wollte, daß zur nämlichen Minute Manſo ſich den Damen näherte.

Dieſe Annäherung desjenigen, über welchen ſoeben verhandelt wurde, ſteigerte unſere Spannung. Ich ſah im Geiſte ſchon Frau Profeſſor Steffens ſich umkehren und hörte ſie in ihren tiefſten Alttönen ausrufen: „Dieſer Mann ſtellt ſich wie ein Lamm dar und iſt doch ein wilder Tiger!"

Siehe da, die Damen kehrten ſich wirklich um, doch nicht ehe ſie unter ſich ein helllautes Gelächter aufgeſchlagen, welches den hinter ihnen Stehenden veranlaßte, ſich nach der Urſache ihrer Lachluſt zu erkundigen: „Sie, Sie ſelbſt, liebſter Manſo," riefen Beide, ſprangen auf und machten ihm, von fortdauerndem Lachen unterbrochen, eine kurze Mittheilung. Kaum hatte er den Sinn ihrer Worte aufgefaßt, ſo verfiel auch er in eine Art von Lachkrampf, der anfänglich gar nicht zu ſtillen war. Mittlerweile hatten beide Damen ihre Nachbarinnen eingeweiht; dieſe, nicht minder beluſtiget, gaben die Parole weiter, und ſehr bald jauchzte Alles um uns her; — nur wir ſtanden verdutzt, verblüfft, verrathen und verkauft.

Endlich ſollte denn auch die Reihe an uns kommen. Und was war es nun? ——— Menzel hatte allerdings nach dem Frühſtück mit ſeiner Frau am Fenſter geſtanden, es war allerdings ein gebrechliches Weib an Krücken über den Kirchhof geſchlichen; dieſes Weib war auch der Frau „Prorectorin" wohl bekannt, empfing ſogar Unterſtützungen von ihr; und dem Klange nach hatte auch der gewiſſenhafte Hiſtoriker gewiſſenhaft wiedergegeben, was er empfangen. Nur dem Sinne nach waltete ein leicht begreifliches Mißverſtändniß ob. Denn Menzel's Frau hatte der Wahrheit gemäß geſprochen: „Sieh nur, Menzel, das iſt die Frau, die der Mann ſo gemißhandelt hat!" jener Frau ihr Mann, des zerſchlagenen Weibes Gatte war der Miſſethäter. Kaspar Friedrich Manſo hatte die Arme niemals geſehen, die er lahm geſchlagen haben ſollte.

So entſtehen manchmal Gerüchte, — und ſo ſchreibt man auch manchmal Geſchichte. — An jenem Abende trank der akademiſche Klubb mehr Thee wie gewöhnlich und war heiterer als je.

Mir aber fällt bei dieſer Erinnerung auf's Herz, daß von ſämmtlichen Zeugen jener luſtigen Scene Keiner mehr lebt, — Keiner, Keine, — außer mir.

Das iſt aber gar nicht luſtig!

Pius Alexander Wolff.

(Gedächtnißrede, gehalten in Berlin 1830.)

Auf den Brettern, wo Wolff ſegensreich wirkte, hat man es nicht für nöthig befunden, ihm eine Todtenfeier zu widmen, deren er doch ſo würdig geweſen wäre, wie jemals Einer, der jene Bretter betrat. Das aber ſoll uns nicht abhalten, ſie in dieſem Kreiſe zu begehen, — auf unſere Weiſe. In dieſem Kreiſe, dem er ſich oftmals anſchloß; hier in dieſen Räumen, wo er meinen ſchüchternen Beſtrebungen oft ſeine theilnehmende Aufmerkſamkeit, ſein herzliches Urtheil vergönnte. Der Mund, der Wohllaut athmete, iſt auf immer verſtummt; das große, feurige Auge iſt auf immer geſchloſſen; aber ſein Bild ſteht noch vor uns, und um es uns recht lebendig zu vergegenwärtigen, wollen wir nun wagen, einige Züge aus ſeinem Leben und ſeiner Kunſt zuſammenzuſtellen, wie gerührte Erinnerung an den geliebten Todten uns eingiebt.

Wolff kam als Jüngling nach Weimar. Aus einem guten Hauſe gebürtig, mit dem Segen edler Erziehung ausgeſtattet, gehörte er nicht zu der wilden Schaar, die aus Uebermuth oder Trägheit dem bürgerlichen Leben entflieht, um im leeren Treiben der flachen Theaterwelt zu verkehren. Ihn führte reine Sehnſucht, die Ahnung eines poetiſchen Gemüthes auf die Bühne. Und jene Sonne, die von Weimar über Deutſchland aufgegangen, um ihre Strahlen über Europa zu ſenden, zog auch ihn.

Zu Goethe's Füßen warf ſich vertrauensvoll der ſchüchterne Jünger, — und der Meiſter nahm ihn in ſeine Arme. Wie ein Kind hat Wolff ſeinen Lehrer, wie ein Vater hat Goethe ſeinen Zögling geliebt. Und dies Band der Geiſter und Herzen hat gehalten bis in die ſpäteſten Tage, bis zum letzten Augenblicke, wo Goethe von ſeinem Landſitze ſich in herzlich bekümmerten Worten um den Zuſtand des Sterbenden erkundigte.

Nur langſam erhob ſich Wolff als darſtellender Künſtler. Lange Zeit hindurch wurde er bald da, bald dort beſchäftiget, ohne das Fach zu finden, in welchem er ſich frei und eigenthümlich genug bewegen könne, um ſein ſchlummerndes Talent zu entfalten. Man zweifelte ſogar oft an ihm, und nur ſeiner ſonſtigen Bildung, ſeinem feinen, edlen Betragen verdankte er den Schutz und die Theilnahme großer Gönner.

Vielleicht war es die Liebe, die ſeinen Genius erweckte!

Eine Schauſpielerin, die ich, was ihr Reproductionsvermögen, ihre Gabe der Empfindung, ihren geiſtigen Reichthum betrifft, eine der größten nennen muß, gewann das Herz unſres Freundes; das Herz, welches bis zum letzten Schlage ihr mit unveränderlicher Liebe und Anhänglichkeit ergeben war. — Er ſelbſt hat mir ein Mal geſchildert, wie plötzlich, auf der Bühne, mitten in einer für ihn ſchwierigen, bisher nie durchdrungenen Rolle ihm das Gefühl der Darſtellungsgabe erſt aufgegangen ſei; wie er, mit niegefühltem Muthe aus ſich ſelbſt heraustretend, kühne Begeiſterung empfunden, ſeine Perſönlichkeit ſchier vergeſſen und ſich mit aller Kraft ſeiner

Phantaſie in die Situation des dargeſtellten Charakters zu verſetzen geſucht habe. Er beſchrieb dabei auf eine ſehr lehrreiche Weiſe, daß er an jenem Abende zum erſten Male unterlaſſen, ſeine Rolle ſo zu ſprechen, wie er ſie einſtudirt; daß vielmehr der Strom der Rede ihm kaum Zeit gegönnt habe, ſich zu beſinnen, und daß er von dieſem Augenblicke an ſich erſt Schauſpieler nennen dürfe.

Wir haben keinen Maßſtab für das, was im Menſchen vorgeht, wenn er durch eine große theatraliſche Erſcheinung die Maſſe der bewundernden Hörer und Schauer entzückt. Selbſt diejenigen Theoretiker, die ihre Anſichten aus Erfahrung ſchöpften und ſie an der Praxis prüften, ſind darüber uneinig (ſiehe Leſſing!), ob die edelſte und höchſte Wirkung aus ſelbſtbewußter, beſonnener Herrſchaft über ſchulgerecht entwickelte Mittel, — ob ſie aus momentaner, halb-bewußtloſer Begeiſterung inſtinktartig hervorgehe und hervorgehen ſolle? Unſern Wolff hat oft der Vorwurf getroffen, er ſtudire zu viel; man ſpüre in ſeinen Darſtellungen zu viel Abſicht; und manche Gegner ſind ſo weit gegangen, ihm aus ſolchen Gründen, trotz aller Achtung, die ſie ihm zollten, das Genie abzuſprechen.

Aus Allem, was er ſelbſt über ſich und ſeine Kunſt geäußert, ging der Denker hervor, der ſich unabläſſig damit beſchäftigte, den Menſchen vom Schauſpieler zu ſondern, um durch dieſe Sonderung den Punkt zu finden, wo Beide wieder zu vereinigen wären. Goethe's näherer Umgang, die Art, wie in Weimar das Theater geführt wurde, waren natürlich geeignet, Selbſtſtudien

anzuregen, und bei einem ſo geiſtreichen Menſchen wie Wolff mußte das ganze Leben dadurch bereichert werden.

Wenn man jener Zeit gedenkt, ſo wird man von einem eigenthümlichen Gefühl edler Rührung ergriffen. Mit kleinen Mitteln wurde da eine Hofbühne unterhalten, die den eigentlichen Zweck hatte, zu beleben, zu erheben, zu veredlen. Um einen vortrefflichen Fürſten, um das herrliche Muſterbild einer großen Fürſtin hatten ſich die ausgezeichnetſten Männer ihrer Zeit verſammelt, — und dieſe bildeten das Publikum. Einem ſolchen Publikum zu genügen, war die kleine Schauſpielergeſellſchaft berufen, die unter Goethe's Leitung ſtand. Berühmte, theure Talente, auf anderen Bühnen größerer Städte ſchon verwöhnt, konnten da nicht engagirt werden; theils hätten ihre geſteigerten Anſprüche jenen mäßigen Etat überſtiegen; theils hätten Fremde kaum in den ruhigen Verein gepaßt. Was durch einzelnſtrebende Virtuoſität nicht gewonnen werden ſollte, das erreichte der Meiſter durch ernſtes, fleißiges Zuſammenſpiel. Die Weimariſche war eigentlich eine Privat-Bühne, ein Familien-Theater: nicht abhängig von den rohen Forderungen eines gemiſchten Publikums, welches niemals weiß, was es will; ſondern geiſtig beobachtet von dem feinen Geſchmack der gebildetſten Verſammlung in Deutſchland. Wo eine Herzogin Amalie, ein Herzog Karl Auguſt und deſſen Gemahlin Luiſe, — ein Herder, Wieland, Einſiedel, Knebel, Fernow, — .. wer möchte Alle aufzählen!? — in den Reihen ſaßen, da durfte ein Goethe die Zeit nicht verloren erachten, die er auf zwanzig Proben von

einer dramatiſchen Dichtung gewendet; den heiligen Ernſt nicht, mit dem ein leichtes Spiel betrieben wurde.

Wenn Ruhe, beſonnene Umſicht, heitere und ſichere Bewährung eingeübter Studien das Hauptziel jener theatraliſchen Aufführungen waren, ſo kann es uns nicht befremden, daß auf Wolff's ganzes Sein der Eindruck davon mächtig geblieben. Eine gewiſſe Schüchternheit im Benehmen, die ihm häufig den Vorwurf zuzog, als ſei er nicht offen und natürlich genug, hatte ihren Grund in dem unbehaglichen Gefühl, aus dem ruhigen Hafen ſeiner Bildungszeit in das bewegte Meer des großen Berliner Kunſttreibens geworfen zu ſein. Und wenn er auch den Meiſter in ſich fühlte; wenn man ihm den Meiſter auch zugeſtand, ſo meinte er es doch viel zu redlich mit ſeiner Kunſt, um nicht in Augenblicken des Zweifels, wie ſolche bei jedem rechtlichen Künſtler von Geiſt und Gemüth aufſteigen, jene Bangigkeit vor der bunten Maſſe zu empfinden, die er in Weimar niemals kennen lernte. Dort hatte man nicht zu befürchten, daß ein neues Bühnen-Wagſtück dem öffentlichen Hohne überantwortet werde, wenn es nicht gelingen ſollte. Und wenn Calderon's ſeltſamſte Werke dort zuerſt auf deutſchem Grund und Boden lebendig gemacht wurden; und wenn ſie den Hörern anfänglich auch noch ſo ſpaniſch vorkamen, vergaßen Letztere doch niemals, daß Goethe im Parterre ſaß; daß Er es war, deſſen Geiſt dieſe Bühne belebte; und daß auf dieſer Bühne von denſelben Darſtellern ſeine und Schiller's unſterbliche Dichtungen verkörpert worden waren.

Stolz durfte eines Jeden Auge um ſich blicken bei ſolchem Gedanken. Und daß Wolff ein jugendlich-begeiſterter, froh-eingeweihter Zeuge des vertrauteſten Umgangs zwiſchen Schiller und Goethe geweſen, das iſt nicht das kleinſte Moment ſeines Lebens.

Jahrhunderte werden verrinnen. Künftige Geiſter werden die Geſchichte unſerer Zeit, in ihr die Literatur überſchauend, ordnen, und auf jenen goldenen Blättern, wo Goethe und Schiller prangen, wird ihres jungen Freundes Name nicht vergeſſen werden.

Iſt er doch heute ſchon in ſo viele Herzen eingegraben, welche, im deutſchen Vaterlande weit zerſtreut, für deutſche Kunſt noch ſchlagen. Die Tauſende von Studenten, die bei ſchönen Sommertagen von Halle, von Jena, von Leipzig nach Lauchſtädt und Weimar gewandert ſind, um ſich an den Darſtellungen einer von Goethe geleiteten Truppe zu entzücken, ... aus Wolff's Munde haben ſie ja Worte vernommen, deren Nachhall heute noch aus dem proſaiſchen Drucke ihres Daſeins mit jugendlicher Zaubermacht wiederklingt: Wolff iſt nicht allein den Berlinern, — er iſt den Deutſchen geſtorben, denen er gehörte.

Wenn ich nicht irre, hat Talma großen Einfluß auf Wolff's künſtleriſche Richtung geübt, — natürlich nur inſofern dies bei der Verſchiedenheit der Nationalitäten und Perſönlichkeiten möglich war.

Napoleon ließ bekanntlich in den Unglücksjahren die erſten Mitglieder des théâtre français beim Erfurter Congreſſe ſpielen; Talma durfte nicht fehlen, weder auf

der Bühne, noch im Cabinet. Ihm bekannt zu werden hatte Wolff das Glück, und ſowohl was er von dem Schauſpieler geſehen, als was er von dem Menſchen erlebt, hatte einen unverlöſchbaren Eindruck auf ihn gemacht. Der berühmte Franzoſe erwiederte des deutſchen Künſtlers Huldigungen durch ungeſchminkte Herzlichkeit, bewahrte ihm ehrenvolles Gedächtniß. Entfernung und Zeit hielten ſie nicht ab, ſich ſchriftliche Zeichen der Erinnerung zu ſenden, ſich durch ſinnige Gaben zu beſchenken; ja, noch kurz vor Talma's Tode durfte Wolff ihn in Paris bewundern, die frühere perſönliche Bekanntſchaft auffriſchen, ſich an herzlicher Aufnahme erfreuen.

Ich finde eine Aehnlichkeit zwiſchen beiden Künſtlern, die ſich freilich verhält wie franzöſiſche zur deutſchen Oeffentlichkeit und deshalb von Vielen abgeleugnet werden wird.

Talma war der berühmteſte Schauſpieler und der Freund des Welthelden. Wie in Frankreich Kunſt in Politik hinüberſpielt, war des Schauſpielers Sein doppelt, und als er nicht fürder Revolutionsmann im Leben bleiben durfte, revoltirte er auf der Bühne, gegen eingeroſtete Formen. Noch zehn Jahre friſchen Lebens, beiſpielreichen Wirkens für Talma, — und die franzöſiſche Tragödie bekam ein ander' Geſicht.

Wolff war der Freund, der Liebling des Weltdichters. Goethe liebte den trefflichen Mann nicht nur auf der Bühne, auch im Leben. Dies Verhältniß, aus der friedlichen Ruhe eines kleinen, geſonderten Hoftheaters entſprungen, iſt ebenſo deutſch, als jenes oben erwähnte

französisch erscheint. Aber der Held deutscher Poesie und der Held französischer Kriege — Beide werden leben nach ihrem Tode, und ihre Lieblingsschauspieler mit ihnen.

Wolff hegte große, bedeutende Wünsche für die Umgestaltung des deutschen Theaters. Noch ein langes, ein kräftigeres Leben, — und er wäre unserer Bühne ein Reformator geworden, wie Talma der seinigen. Er bildete herrliche Pläne zur Veredlung unseres Theatertreibens. Theilweise hat er dieselben vor dem Publikum Berlins ausgesprochen und gerechtfertiget, da er Regisseur war und an den Kunstfreunden dieser Stadt Calderon's, Shakespeare's, Goethe's Dichtungen auf eine Weise vorüberführte, deren Bedeutung von keinem denkenden Zeitgenossen vergessen werden kann.

Wolff verdankt seinen ausgebreiteten Ruhm hauptsächlich der Darstellung großer tragischer Charaktere. Ursprünglich aber, glaub' ich, war sein Talent für's Lustspiel überwiegend. Er besaß eine Gabe dafür in so reichem Maße, — ich meine Humor. Und das war nicht jener forcirte, wie uns häufig mit beiden Händen in's Gesicht geworfen wird, wie er so oft die Absicht durchblicken läßt, zu wirken. — Es war jener leichte, halb unbewußte, dem einzelne Worte, an deren Wirkung vorher Niemand dachte, mit so magischer Kraft entspringen, daß sie, einem Blitze ähnlich, Alles um sich her erleuchten und entzünden. Ich erinnere zum Beispiel an das Steigentesch'sche Lustspiel: „die Mißverständ-

niſſe.“ Wer Wolff in dieſem kleinen Stücke neben Ludwig Devrient geſehen, wird gleich wiſſen, was ich damit ſagen will. Darin war nichts Studirtes, Gelerntes, Gemachtes. Das war Wolff; er ſelbſt in ſeiner Liebenswürdigkeit. Das war der Mann mit dem eigentlich negativen, feinen Anſtande geboren, der blos deshalb ſo edel und vornehm erſchien, weil er nichts Niedriges und Gemeines an und um ſich haben oder dulden konnte; der Mann, deſſen Bewegungen und Ausdrücke immer Grazie behielten, nicht weil er Etwas dafür thun wollte, ſondern lediglich, weil er Nichts dawider zu thun vermochte; der Mann, der jeden Scherz verſtand, auffaßte, wiedergab und dieſe wunderbare Gewandtheit des Geiſtes auf ſeine komiſchen Rollen übertrug, ſo daß er nicht ſelten darin zum Improviſator wurde. Den lebensſatten Lord in „die beiden Britten“ hat er mit ſeiner eigenen eigenthümlichen Komik dermaßen ausgeſtattet, daß der Charakter mehr ſeine Schöpfung wurde, als jene des Verfaſſers.

Wir Deutſche ſind in der Jugend ſo ſentimentalelegiſch, in reiferen Jahren ſo ernſt. Wir nehmen Alles ſo ſchwer und zerlegen (wenigſtens in unſerm lieben Norden) ſelbſt Scherz und Poſſe anatomiſch, daß dieſe zwiſchen unſern forſchenden Händen Leben und Geiſt aufgeben müſſen, bevor es ihnen gelang, uns ſpielend zu ergötzen. Deshalb wird es mir ewig erfreulich und unvergeßlich ſein, zwei deutſche Künſtler gekannt zu haben, die vermochten, wie wahre Kinder und prächtig kindiſch am Augenblicke ſich zu freuen; unbekümmert, ob es ihrem

großen Rufe entſprechend ſei, den Scherz auch dann gelten zu laſſen, wenn er jenen anatomiſchen Zergliederungen nicht gewachſen war. Der eine iſt unſer Wolff, der andere ſein Freund Karl Maria von Weber. Man muß dieſes Paar geſehen haben, — (z. B. im Parterre des Leopoldſtädter Theaters 1823) — um zu wiſſen, was geiſtig-heitere Geſelligkeit, was wechſelwirkendes Künſtlerleben in Scherz und — Ernſt ſei! Und was wir entbehren durch die Steifleinen der ſogenannten guten Geſellſchaft, in die wir uns einſchnüren gleich lebendigen Mumien, — aber ohne Spezereien.

Ich wiederhole, daß die Grundlage von Wolff's Darſtellungsgabe der Humor geweſen; der edle reine Humor, wie nur ein edler Menſch ihn haben kann; wenn auch nicht ohne jene Beimiſchung von krankhafter Bitterkeit, ohne die es nun einmal dergleichen nicht giebt, doch auch verſüßt durch angeborene Anmuth und Milde. Daher die Meiſterſchaft in jenen Shakeſpeare'ſchen Rollen, wo ſich der Humor zur Ironie ſteigert oder herabläßt. Wolff's Hamlet iſt ebenſo unbeſchreiblich, ebenſo unerklärbar wie die Dichtung Shakeſpeare's. Haben Garrik und Tieck, Goethe und Lichtenberg, Schröder, Schlegel und unzählige Andere ihre kritiſchen und reproductiven Kräfte an jenem Wunderbilde geprüft, — Wolff, der freilich Nichts darüber geſchrieben, darf kühn in Jener Reihen treten. Geſchrieben hat er Nichts darüber, gethan deſto mehr. In zwanzig Jahren, glaub' ich, iſt keine Woche vergangen, wo er den Hamlet nicht wieder einmal vorgenommen und daran ſtudirt hätte. Auf's

Reine mag wohl nicht damit zu kommen ſein, und ſo war auch jede ſeiner Darſtellungen eigentlich immer eine andere, denn jedesmal meinte er der proteïſchen Geſtalt neue Seiten abzugewinnen. Die Scene mit Ophelia hab' ich ihn dreimal ganz verſchieden geben ſehen. Einmal ſprach er die Schlußworte: „geh' in ein Kloſter!" ton- und gemüthlos, wie an andere Dinge denkend. Das andere Mal erzürnt, wie über ihr Schickſal ernſtlich beſorgt und aufgeregt. Und endlich, als ich ihn zum letzten Male ſah (mit der Lindner) hatte er einen ganz anderen Weg eingeſchlagen und ſagte wehmüthig-zärtlich: „geh' in ein Kloſter!" Wie ein ſcheidender, betrübter Liebhaber, den verſtellten Wahnſinn vergeſſend und aufgebend.

Solche Abweichungen, folglich Widerſprüche, bei einer ſolchen Aufgabe, gereichen dem Darſteller zur höchſten Ehre. Sie beweiſen, daß auch ein Dichter in ihm lebt, der ſich nicht mit einmal erlernten Formen abfinden läßt, ſondern ſtets nach neuem Erkennen und Durchdringen ſtrebt.

Einem ſo reichen Geiſte war es nicht möglich, ſich im engen, mager angebauten Felde des feinen Luſtſpiels zu begrenzen; einem ſo tiefen Gemüthe nicht möglich, dem heiligen Ernſte zu entſagen, der aus den Tiefen britiſcher und deutſcher Poeſieen (dieſer innig-Verwandten) hervorſtrahlt. Und ſo bildete ſich Wolff, ſeiner ununterbrochenen Kränklichkeit trotzend, zum Tragöden heran. Sein Organ war nicht kraftvoll, aber wohlklingend und biegſam. Niemand wohl hat ſo viel für die Ausbildung

desſelben gethan, Niemand ſo viel darüber gedacht wie er. Noch unlängſt vor ſeinem Tode hat er intereſſante Ergebniſſe jener Studien der Leſewelt, zunächſt jungen Schauſpielern gewidmet, mitzutheilen*) begonnen. Er war Willens, dieſe Mittheilungen fortzuſetzen, um in ihnen zu entwickeln, wie er geworden, was er war. Aber der Tod hat ihn auch darin unterbrochen, und wir müſſen nun jene wenigen Blätter als ſein künſtleriſches Teſtament traurig betrachten.

Seine Figur war weder gewaltig, noch impoſant; ſeine Haltung auf den erſten Anblick nicht völlig frei. Aber kaum bewegte er ſich, ſo ſprach ein Adel, eine ungezwungene Vornehmheit aus ſeinen Actionen, daß man den Blick gar nicht mehr von ihm wenden wollte. Und wenn er ſein Auge öffnete, dann hätte er oftmals ſchweigen dürfen, um dennoch verſtanden zu werden. Ihm war die Bühne nicht der Ort, wo man in Haſt ſein Penſum abjagt, um lauten Beifall zu erſtürmen. Er fühlte ſich wohl und heimiſch darauf; eine herrliche, künſtleriſche Beſonnenheit ließ ihn ruhig von allen dargebotenen Mitteln Gebrauch machen, um auf der Scene heimiſch zu ſein. Ich hörte ihn einmal aus tiefſter Fülle der Geſinnung einen jungen Schauſpieler tadeln, der den Monolog in einer Calderon'ſchen Tragödie ohne Abſatz, in declamatoriſch-hohlem Pathos über die Lampen

*) In der von mir redigirten Zeitſchrift: Monatliche Beiträge für dramatiſche Kunſt und Literatur. (Berlin bei Haude und Spener.) H.

hinausgeſchrieen und natürlich ſtürmiſchen Applaus davon getragen hatte. Sehn Sie um Gotteswillen (ſagte er), der Kerl brüllt die ganze lange Rede, die reich an Uebergängen der kühnſten Gattung iſt, in einem Athem herunter und ſchreit bei'm Ende noch lauter als bei'm Anfang. Das iſt eine Lunge! Ach, wenn ich die hätte! Er findet Beifall, weil er ſchreien kann, und dabei verſäumt er Alles, was ſo nahe liegt. Da iſt die ganze Bühne voll von rothen Polſtern. Daß er ſich nun, wenn die Verzweiflung ihn einmal gepackt hat, in die Kiſſen niederwürfe, ſein Angeſicht verbergend, einen Theil der nachfolgenden, milderen Stellen in einer ſchönen, rührenden Lage ſpräche, dann zum Schluſſe wieder emporſpränge und ſo Licht und Schatten machte? Gott bewahre! So Etwas fällt ſolchen Leuten gar nicht ein; mit derlei Nebendingen zerbrechen ſie ſich nicht erſt den Kopf. Sie wiſſen ja, daß ſie nur loslegen dürfen, um dieſelben Ehrenbezeugungen zu empfangen, die ein Anderer für ernſt durchdachte, ſinnige Darſtellung kaum erndtet.

Ich habe dieſe Worte angeführt, wie dieſelben mir noch im Gedächtniß geblieben, weil ſie mir bezeichnend ſcheinen. Wolff wußte nur zu gut, woran es ihm fehle, um ein eigentlich tragiſcher Heros zu ſein. In Augenblicken höchſter Begeiſterung konnt' er es wohl vergeſſen; und wenn er als König Johann, als Fernando von Portugal*), als Hamlet, Taſſo, Oreſt ſich die ewig grü-

*) In dem kleinen Monodrama: „Eines Schauſpielers Morgen-

nen Kränze wand, da war er gewiß ganz glücklich; da nagte der Wurm nicht an ſeinem Herzen.

Aber wenn er kränklich und abgeſpannt vielleicht in hypochondriſcher Laune, von welcher er nicht ganz frei blieb, roher Körperlichkeit und ihren unkünſtleriſchen Leiſtungen lauten Jubel ertönen hörte; wenn er daneben in ſogenannten Theaterrecenſionen leſen mußte, wie man nicht müde wurde, ihn zu verſichern, daß er „zu ſchwächlich ſei;“ da mußte ſich ihm auch die Frage aufdrängen: gilt denn ein körperlich-ſchwacher Geiſt weniger, als ein geiſtig-ſchwacher Leib? Und wenn er ſich ſodann ſelbſt nicht verhehlen konnte, wie für ſo manche poetiſche Gebilde unſerer Dichter ein kräftiger Repräſentant durchaus nöthig ſei; wie viele Rollen, die er vielleicht mit voller Liebe umfaßte, gänzlich außer dem Bereich ſeiner Mittel lagen; wie die höchſte Intelligenz, das wärmſte dichteriſche Mitgefühl, der reſpectabelſte Fleiß nicht erſetzen konnten, was ein Anderer durch rohe Kraft erreichte; . . da übergab er ſich trübem, dumpfem Brüten über die Jämmerlichkeit des Irdiſchen, und in ſolchen Stunden wendete er ſich wohl, gleichſam um der

---

ſtunde“ laſſe ich den Darſteller ſagen: „Pius Alexander Wolff! Seiner Leiden waren viele, irdiſche wie geiſtige. Sein Streit für Wahrheit in der Kunſt war ein ernſter, gerechter. Im ſchwächlichen Körper lebte eine Heldenſeele. Aber ſie erlag an den Widerſprüchen der Zeit, und er ſank, oftmals mißverſtanden, von Wenigen ganz erkannt; ſank, ſtarb, — ein ſtandhafter Prinz im Glauben! — Ja, der ſtandhafte Prinz war ſein Triumph. Um ihn ſo zu ſpielen, wie Wolff, müßte man gläubig ſein, wie er. Ihm war es ein Gottesdienſt, eine Erhebung.“

Wirklichkeit zu entfliehen, literariſchen Beſchäftigungen zu, wo er denn in mannichfachen Formen ſich leicht bewegte; ſo im Heiteren wie im Ernſten Beifall zu erringen wußte, ohne eben ein berufener dramatiſcher Dichter zu ſein. Auch in dieſen Erzeugniſſen ſeiner Muſe bewährt ſich hervorragend der Humor, und gewiß würde bei ungeſtörter Geſundheit unſer Freund noch viele komiſche Rollen geſchaffen haben, wie denn der „Amtmann Rührei" (in der kleinen Parodie auf den Hund des Aubri ꝛc.), einige Figuren aus „Cäſario" und jener auf ſteter Retirade begriffene Schloßvogt aus „Preciosa" wahrhaft eigenthümliche Erfindungen ſind. War er aber mehr gewandter theatraliſcher Schriftſteller, als dramatiſcher Poet, ſo war er doch ſonſt allerwegen ein Dichter. Tauſend lyriſche Klänge, die nicht dem Publikum gehören, geben ſeinen Freunden Zeugniß davon. Die ſechs Sonette, welche er dem Andenken einer verſtorbenen lieben Freundin, einer Schweſter und Schülerin gewidmet, ſind unter der Aufſchrift: „Todtenopfer für Luiſe"*) der Leſewelt bekannt worden und haben manche Thräne des Mitgefühls erweckt. In ihnen ſpricht ſich das poetiſche Gemüth, der fühlende Dichter auf eine Weiſe aus, daß ſelbſt die ſcheinbare Vernachläſſigung des Versbaues eine Schönheit mehr iſt, weil ſie darthut, wie ein volles Herz nicht Zeit fand, ſei-

*) Siehe das kleine Büchlein: Blumen auf das Grab der Schauſpielerin Luiſe v. Holtei, geb. Rogée. (Berlin, Vereinsbuchhandlung.)

nen ſchmerzhaften Ergüſſen eine förmliche Bahn anzuweiſen.

Was die Bühne an Wolff verloren, läßt ſich auf den Augenblick gar nicht berechnen. Es iſt nicht, daß ſein Name nicht mehr die Anſchlagezettel ſchmückt; daß wir ihn nicht mehr ſpielen ſehn; an dieſe Entbehrung wurden wir ja ſchon durch ſeine langwierige Krankheit gewöhnt, und ſein Tod hat darin Nichts ändern können. Aber wenn er nicht auftrat, er lebte ja doch, mit ihm lebte unſere Hoffnung für ihn, und ſein Antheil waltete doch immer noch in dem Innern jener Theaterführung, welcher man ihn niemals gänzlich fremd werden ließ.

Wolff hatte drei große Gönner, deren Huld bis zum letzten Hauche ſeines Lebens lebendig und wirkſam blieb.

Die perſönliche Hochachtung, die jeder gebildete und unbefangene Menſch dem edlen Grafen Brühl, dem General-Intendanten königlicher Schauſpiele, ſchuldet und gern zollt, kann nur erhöht und befeſtiget werden durch die Art, wie dieſer Ehrenmann ſich gegen Wolff benommen; wie er ihm volles Vertrauen und aufrichtige Neigung geſchenkt; wie er gern auf ſeine Stimme, auf ſeinen Rath gehört; wie er Alles gethan, dem Kranken die letzten trüben Jahre zu erheitern, die oft ſchwer erfüllbare Pflicht zu erleichtern.

Der zweite Gönner iſt der erhabene Kunſtfreund, der Herzog Karl von Mecklenburg, in deſſen Hallen und an deſſen Seite Wolff die Ehre genoß, Goethe's größtes

Werk auszulegen und zu verſinnlichen. Jener geiſtreiche Fürſt, der ſich gern des Schauſpielers Freund nannte.

Der Dritte aber iſt Friedrich Wilhelm der Dritte*). Er hat, in königlicher Großmuth, den Kranken niemals entgelten laſſen, daß die Bühne ihn ſo lange entbehrte; hat zu jeder, noch ſo fernen Reiſe, welche die Aerzte anriethen, Einwilligung und Mittel gegeben; hat nie aufgehört, Wolff als den „Seinigen" zu betrachten.

So war alſo der treffliche Mann immer noch die Zierde und der Stolz eines Theaters, auf deſſen Brettern er leider nicht mehr erſchien. Man wähnte ihn immer noch dem Vereine der Darſteller angehörig; es war ja doch immer noch möglich, daß er einſt wiederkehre!

Was iſt der Bühne mit ihm geſtorben! — Schon ſein Eintritt in's Verſammlungszimmer ſchien einen höhern Ton, eine geweihte Stimmung einzuführen. Der Fleiß, den er auf ſeine Rollen, die zierliche Sorgfalt, die er auf ſeine Kleidung verwendete; die behagliche Ruhe, mit der er ſich äußerte; die milde, heitere Freundlichkeit; die Sauberkeit in Allem, was ihn umgab; die pünktlichſte Beobachtung von Zeit und Stunde: —

---

*) Als „Preciosa" neu war, redete bei einer zufälligen Begegnung der König den Verfaſſer freundlich und beglückwünſchend an; dieſer verneigte ſich ſtumm. Da ſagte der König: doch einen großen Fehler hat Ihr Stück. Wolff fragte: ob er ſich verbeſſern laſſe, und worin er beſtände? „Daß der Verfaſſer nicht mitſpielt!" ſprach der König.

Alles vereinte ſich, ihn als ein geadeltes Weſen, als ein würdiges Beiſpiel darzuſtellen.

Wann hat ihm ein Wort in der wortreichſten, längſten, oder in der kürzeſten, unbedeutendſten Rolle gefehlt?

Wann hat er ſich eine unzarte Regung gegen irgend einen Collegen erlaubt?

Wann hat er gefliſſentlich Jemand gekränkt, beleidiget?

Wann hat er auch nur den Geringſten ſeinen Einfluß feindlich empfinden, ſein Uebergewicht ſchmerzlich fühlen laſſen?

Es iſt ihm vielleicht zum Vorwurf gemacht und als Stolz ausgelegt worden, daß er ſich von allem Umgang zurückzog. Aber daran war theils ſeine Kränklichkeit, theils der Grundſatz Schuld, daß der oft beſchäftigte Schauſpieler vollauf zu thun habe, wenn er übrigens in literariſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung zeitgemäß fortſchreiten wolle. Deshalb meinte er, müſſe man ſich eine freundliche Häuslichkeit ſchaffen, damit man gern zu Hauſe ſei. Denn auf den lärmenden Markt, in's bunte Leben, meinte er, gehöre der Schauſpieler nicht, weil er ſtets durch ein gewiſſes magiſches Dunkel von der Maſſe getrennt bleiben ſoll.

Wolff war am liebſten zu Hauſe. Und wo hätte er lieber ſein ſollen? Die große Künſtlerin, die das Leben in aufopfernder Hingebung mit ihm theilte, war nicht nur eine häusliche Gefährtin, ſie war auch eine anregende, oft belehrende Kunſtgenoſſin, und ich, der

Hausfreund, darf es aussprechen, daß das Publikum viele geniale Züge in Wolff's herrlichsten Darstellungen dem innigen Zusammenleben, dem geistvollen Ideenaustausche mit ihr verdankt.

Es war also nicht Hochmuth, wenn Wolff sich von rauschender Geselligkeit fern hielt; Niemand konnte weiter entfernt sein von hochmüthiger Exclusivität als er. Niemand nahm lebendigeren Antheil an den Bestrebungen Anderer. Sein Interesse für jede ausgezeichnete oder bemerkenswerthe Darstellung erlosch auch während der schwersten Krankheit nicht. Das Gelingen der Anfänger freute ihn von Herzen. Er war gerecht gegen jedes Verdienst und in Beurtheilung derer, die, seine eigenen Rollen übernehmend, ihn ersetzen sollten, nur gar zu nachsichtig.

Er wünschte Nichts inniger, als zur Annehmlichkeit des Theaterlebens im Allgemeinen beitragen zu können; und noch kurz vor unserer letzten Trennung erzählte er mir, wie er damit umgehe, einen umständlichen Aufsatz über „Ankleidezimmer" zu schreiben, in welchem er darstellen wollte, daß die Unruhe, Unordnung, Unsauberkeit derselben großen Theil an dem Unbehagen und daraus hervorgehender Vernachlässigung der Schauspieler, an der Gleichgültigkeit gegen ihren Beruf hätten, und wie sich schon durch anmuthige Umgebungen, durch kleine unscheinbare Annehmlichkeiten beim An- und Umkleiden segensreiche Wirkungen hervorbringen ließen.

Der Wunsch, seine eigenen Umgebungen so wenig als möglich störend auf eine heitere Phantasie wirken zu

laſſen, lag tief in ihm, gehörte zu ſeiner feinen, zart organiſirten Perſönlichkeit und hatte — offenbar durch langen Umgang und Verkehr mit Goethe ausgebildet — im Laufe ſeines ſpäteren iſolirten Künſtlerlebens ihn ganz durchdrungen. Dahin gehörte nun auch der ebenſo begreifliche Wunſch, ſich Alles Unangenehme, Läſtige fern zu halten, um jene höhere Stimmung und Weihe zu bewahren, ohne welche eine reine Empfängniß erhabener und poetiſcher Gebilde unmöglich wird. Deshalb dünkte ihn ſein Amt als Regiſſeur ſo beſchwerlich, weil es ihn in eine Art von Geſchäftsleben zwängte, welches den darſtellenden Künſtler als ſolchen nur hemmen kann. Dabei trat recht klar hervor, daß die Regie großer Bühnen Männern anvertraut werden müßte, die nicht ſelbſt mehr ausübende Schauſpieler *ſind*, wenn gleich wünſchenswerth, ja nothwendig bleibt, daß ſie es *waren*.

Wolff ſollte als Regiſſeur Briefe beantworten, Stücke prüfen, Dilettanten, Beſchwerde führende Mitglieder, Schriftſteller u. A. bei ſich empfangen und hören; für ihn täglich wiederkehrende Qualen, die ihm die ſchönſten Stunden verdarben. Nun muß man wiſſen, wie junge Theaterdichter in der Regel ein offenherziges Urtheil aufnehmen! —

Niedrige Verleumdungen, ſchmähliche (anonyme) Kritiken trafen den Aermſten; giftige Pfeile aus dunklem Hinterhalte abgedrückt von Menſchen, gegen die er nur *ein* Unrecht begangen, daß er ſie nicht beim erſten Beſuch aus ſeinem Zimmer werfen ließ.

Als er ſich endlich von dieſen Dingen zurückzog; als er ſeine Thüre verſchloß, um daheim Frieden und Muße zu finden; da klagten ſie ihn des Stolzes, des Egoismus an. Wie wenn ohne ſolchen Egoismus, welcher ſich eine Freiſtatt ſichern will, jemals künſtleriſches Leben und Wirken gedeihen könnten?

Doch Neid, Anfeindung, Verleumdung vermochten nicht, ihm Schaden zuzufügen. In den Augen aller Beſſern ſtand er rein und edel da; und ſogar Diejenigen, die gegen ſeinen Schauſpielerruhm allerlei einzuwenden wußten, konnten ihm ihre Achtung, ja ihre Liebe nicht verſagen.

Wer ihn in den letzten Jahren öfter geſehen; wer den Kampf beobachtet hat, den Furcht und Hoffnung in ihm kämpften, bis endlich an die Stelle zagender, unruhiger Erwartung düſtere Entſagung trat; — der kann nur mit den ſchmerzlichſten Gefühlen ſich ſeiner erinnern. In ſeinem Geiſte war es ſo klar und hell; in ſeinem Herzen ſo lebendig; die Phantaſie führte ihm tauſend neue Bilder vor; mit freudiger Begier ergriff er jede künſtleriſche Neuigkeit, drang er darauf, die Arbeiten ſeiner Freunde kennen zu lernen; lebte dabei in Theilnahme gleichſam wieder auf! ... und blieb dann allein, den vernichtenden Gram im Herzen, mit der Ueberzeugung, daß er nie mehr geſunden, daß er nie mehr jene Kunſt werde üben können, in welcher ſich geiſtig fortzubilden er niemals aufhörte. Wie viele ſchlafloſe Nächte hat der liebenswürdige Mann da zugebracht! Wie ſind die Träume anmuthiger Vergangenheit, finſter

gepaart mit denen trüber Zukunft, durch ſeine Fiebergluth gezogen!

Und wie geduldig, wie geſellig-angenehm, wie empfänglich für jeden Scherz war und blieb er dennoch. Immer noch konnte man ſich bei ihm erfreuen und belehren, immer noch aus ſeinem ſeelenvollen Auge Hoffnung für ihn ſchöpfen und manchmal ſogar die täglich zunehmende Heiſerkeit für eine heilbare halten.

Aber als im letztvergangenen Frühjahre der Laut ſeiner Stimme völlig verklang; als er nicht mehr im Stande war, zu ſprechen, ſondern nur ſchwach flüſternd ſich mit ſchmerzlichſter Anſtrengung verſtändlich machen konnte; — da brach jedem Freunde das Herz. Es war ſo namenlos traurig, gerade ihn, den Redner wie es keinen mehr giebt, verſtummen zu ſehen. Es war, wie wenn die Sonne am blauen Himmel ſtände und ihre Strahlen eingebüßt hätte.

Und auch da noch ließ er ſich nicht entmuthigen. Viele ſeiner Aeußerungen deuteten darauf hin, daß er nicht an Geneſung glaube, aber er wollte Nichts verſäumen, unterwarf ſich jeder Cur, befolgte alle Vorſchriften mit männlicher Ausdauer, lächelte zwar mitleidig zu unſern erheuchelten Tröſtungen, faßte aber doch den Entſchluß: wieder einmal die Bühne zu betreten; doch, wie ſich von ſelbſt verſteht, in einer Rolle, worin er nicht zu reden brauche. Dieſen krankhaften Wunſch zu erfüllen ſchrieb Raupach „das Ritterwort", ein Schauſpiel, welches erſt nach Wolff's Tode durch einen Andern dargeſtellt worden iſt. Er ſchrieb es für ſeinen Freund, den er

achtete, durch deſſen Freundſchaft er ſich geehrt fühlte, deſſen Rath er hoch ſtellte, deſſen Umgang er ſuchte. Unter den Thränen, die in Berlin bei der Nachricht von Wolff's Tode geweint wurden, kamen wenige aus betrübterem Herzen, als jene, die Raupach vergoß; und wenn dies ein ehrenvolles Zeugniß für unſeren Verſtorbenen iſt, ſo wird ſich auch unſer Dichter nicht ſchämen, daß er es abgelegt. Auch er hat viel an ihm verloren.

Die Aerzte ſchickten Wolff zum zweiten Male nach Ems. Täglich wurde er dort kränker, es trieb ihn fort; in kleinen Tagereiſen erreichte ſeine Gattin mit ihm Frankfurt a. M. Doch noch einmal flackerte die ſchwache Lebensflamme empor. Die letzten Worte, die er in ſein Tagebuch geſchrieben, heißen: „wir wollen fort!" Gewiß ahnete er, daß er lebend noch bis Weimar gelangen werde! Dort blieb er ruhig, duldſam, ergeben, und der Kreis erprobter, treuer Freunde ſchloß ſich eng und liebevoll um den Sterbenden. Jede Stunde war reich an Beweiſen aufrichtigſter Anhänglichkeit, er hat den letzten Athemzug gethan, umgeben von alten Bekannten und Vertrauten, wie in einer großen Familie. Der Troſt der Religion, der er mit ſchwärmeriſcher Hingebung anhing, hat durch den Mund des katholiſchen Prieſters zu ihm geſprochen, bevor er ſchied. Die Umſtehenden können ſeines Erdenlebens letzte Tage nicht feierlich, nicht wunderſam genug ſchildern. Niemand fühlte ein Grauen, Jeder drängte ſich zu ihm, er ſtarb einen ſchönen Tod.

Wo Schiller neben ſeinem hocherhabenen herzog-

lichen Freunde ſchlummert; wo Goethe's Grab beſtellt iſt, da liegt auch unſer Freund; eine Leier bezeichnet ſein Grab. Und wenn es dem Todten gleichgültig ſein mag, wo er modert, wir dürfen uns freuen, daß Wolff in Weimar ſtarb. Es liegt eine ſchöne, friedliche Bedeutung darin.

Im rauſchenden Gewühle der Theaterwelt wird auch ſein gefeierter Name verhallen; in ſeine Rollen werden Andere ſich theilen, — und der Lebende hat Recht. Allein nicht vor Aller Blicken wird ſein Bild erlöſchen, nicht in Aller Herzen wird er ſterben; die da wiſſen, was ſie an ihm hatten, werden ihn nie vergeſſen.

Auf dem Kirchhofe des père Lachaise in Paris beſuchte ich Talma's Grab; da legt man einen Kranz nieder.

Betrachten Sie dieſe Worte wie einen Kranz von dürftigen Winterblumen, den ich meinem ſeeligen Freunde habe auf's Grab legen wollen.

Er hinterließ uns Nichts als ſein Gedächtniß, und dies zu ehren hat er ſelbſt uns gelehrt.

Auch eine Tänzerin.

Wenn der Theaterfreund — im geiſtigen Sinne — ſchon die heutige große Oper als Gegnerin dramatiſcher Kunſt zu beargwohnen berechtigt iſt, um wieviel feindſeliger muß ihm das Ballet entgegentreten, ihm und ſeinen hinwelkenden Hoffnungen für das Beſte der Sache!

Das Wort, dieſer ewige Träger und Vermittler des Gedankens, findet im Geſange doch bisweilen, obgleich ausnahmsweiſe, ſeine Geltung; in den Compoſitionen der Meiſter geht es würdig, bedeutungsvoll der Melodie zur Seite, behauptet den ihm gebührenden Platz, erhebt ſich wohl gar auf Schwingen reiner Harmonie zu höherer Kraft, und nach manchen Abenden leerer, ſeelenloſer Klingelei und wüſten Durcheinanderſchreiens folgt dann wieder einmal ein Feſtabend, wo feierlicher Ernſt, tiefes Gefühl, ſinniger Scherz in Tönen zu uns ſprechen.

Laſſen wir den plaſtiſchen und mimiſchen Schauſtellungen auf der Bühne ihren Werth; geſtehen wir ihnen, beſonders in der Oper, die zum Theil äußeren Gepränges bedarf, ihre Rechte zu, — immer wird es wahr bleiben, daß die Macht der Rede, des geſprochenen Wortes der darſtellenden Kunſt eigentlichſte Seele iſt; daß ſogar mimiſche Mängel beſiegt und vergeſſen werden können, wenn die Fülle der Diction uns mit ſich fortreißt; wenn der Schauſpieler, was ihm an Action abgehen ſollte, durch den Klang ſonorer Stimme, durch feurige Beſonnenheit, durch meiſterhafte Articulation, durch rhetoriſchen Wohllaut, durch poetiſche Klarheit erſetzt.

Von all' dieſen ſchönen Dingen iſt bei'm Tanze Nichts zu brauchen. Im Ballet, wie es die größten Städte Europas der Schauluſt darbieten, wie es ſich in verkleinertem Maßſtabe auch an mittleren Bühnen zu regen verſucht, wird jetzt Nichts weiter gethan, als getanzt! Was man nämlich tanzen nennt, und was ſich zu dem Tanze vergangener Zeiten etwa verhalten mag, wie ſich

modernes Operngebrüll zum Geſange früherer, beſſerer Tage verhält. — Die verſchwenderiſche Pracht, womit Ballete ausgeſtattet zu werden pflegen, konnte mich, als ich noch jung und lebensluſtig war, weder blenden über die Nichtigkeit und Stupidität dieſer neuen Arrangements, noch waren die Windungen, Wendungen, Schwenkungen und Verrenkungen der wohlgewachſenſten Tänzerinnen geeignet, mich zu entzünden und zu erregen. Dieſes ewig wiederkehrende, gänſemäßige Ausſtrecken eines Beines, dies abgeſchmackte ſich-um-ſeine-eigene-Achſe-Drehen galt mir, während „Kenner" es für den Triumph einer Kunſt (?) erklärten, nicht allein für geſchmacklos, ſondern auch für ſo langweilig, daß es jeden ſinnlichen Eindruck vernichtete. Vergebens forſchte ich, wo ich dergleichen Spectakeln beiwohnte, nach mimiſchen Talenten, welche mir durch ihre Darſtellung das Wort erſetzen könnten. Ich weiß mich nur an zwei Perſonen zu erinnern, als Ausnahmen von der allgemeinen Regel, „daß die höhere Tanzkunſt eine herz- und geiſttödtende Hopſerei geworden." Von dieſen Beiden war der Eine kein eigentlicher Tänzer, ſondern ein Pantomimiſt: der berühmte neapolitaniſche Komiker Calvarola (1823). Die Zweite war (vor dreißig Jahren) die Taglioni, deren Sylphide namentlich gegen den Schluß hin mehr ſein wollte und mehr wurde, als eine durch Virtuoſität blendende Balletfigur. Sonſt, wie geſagt, widerte mich, auch in Paris, die ganze Tanzgeſchichte förmlich an, und ich bildete mich nach und nach zu einem entſchiedenen Antagoniſten des Balletthums

aus, als welcher ich denn auch bei meinen Freunden galt und weidlich verhöhnt wurde, ohne mich zu beſſern. Ich trieb es ſo weit, zu erklären, daß mir jedes hübſche, reinliche Bauernmädchen auf der Wieſe mehr Anmuth und Reiz zu entfalten ſcheine, als jene dreſſirten, naturwidrigen Künſtlerinnen, auf die Aller Augengläſer ſich richten. In dieſer meiner Abneigung gegen den Götzendienſt auf den Brettern ward ich ein Mann, ſpäter ein alter Mann mit grauen Haaren, und als ſolcher ſah ich mich in Hamburg einmal gezwungen, mit einer befreundeten Familie das Stadttheater zu beſuchen, wo ein großes Ballet aufgeführt werden ſollte. Ich ging dahin mit Widerſtreben und gähnte ſchon herzhaft, da ich an der Kaſſe mein Billet löſte, bei dem Gedanken an drei getanzte Akte. Daß eine Tänzerin vom größten Rufe als Gaſt auftrat, konnte mich nicht tröſten; — wußt' ich doch, wodurch ein Weltruf errungen wird! Ich meinte nur: wahrſcheinlich dreht ſie ſich drei Mal öfter als die Andern, das iſt die ganze Herrlichkeit!

Doch ſiehe da, ſtatt herkömmlicher „Bravour" — wie es im Bewunderungs-Jargon heißt — zeigte ſich die beſcheidenſte Grazie, und ſchon der Tanz an und für ſich athmete Seele, Sinn, Bedeutung. Als jedoch die Handlung eintrat, als Liebe, Hoffnung, Furcht, Zorn, Leidenſchaft, Todesangſt im Laufe der Darſtellung ſich entfalteten, da vergaß ich die Tänzerin, da ſah ich nur noch die große, unerreichbare Schauſpielerin, die Rednerin ohne Worte, die Sängerin ohne Töne, die Meiſterin, die Alles ſagt und ſingt, die jubelt und jammert,

die uns heiße Thränen des Mitgefühls aus tiefſter Bruſt in die Augen lockte, neben der all' jener gleißende Plunder verſchwand, die mit keiner Anderen zu vergleichen iſt, die einzige, unvergeßliche Fanny Elßler! —

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze." Sei es mir, einem gebrechlichen, alten Stückchen Mitwelt vergönnt, einen Kranz für Fanny zu flechten. Was ich von eigenem Grün dazu verwenden konnte, iſt freilich ſehr gering, denn ich beſitze keinen Garten und treibe mich im Walde umher. Aber ich will doch eine Blume hineinflechten, eine Blume von hohem Werthe. Zwar hab' ich ſie — geſtohlen, habe kein Recht ſie in meine Blätter zu ſchlingen; dennoch thu' ich's und nehme die Verantwortung auf mich.

Die Blume iſt ein Gedicht von Franz Grillparzer. Es ward ihm heimlich abgewonnen, gelangte durch dritte, vierte Hand in die meine. Er ſchrieb es nieder, als Fanny zum letzten Male die Bühne betrat.

„So willſt Du Dich der Kunſt entziehen?
Gieb ſie nicht auf, die heil'ge Kunſt! —
Was uns zum Schutz ein Gott verliehen,
Hat ſich gelöſt in Nebeldunſt;

Das Gute, der Verſtand, die Sitte
Zähmt nicht mehr dieſes ſtörriſche Geſchlecht,
Blind für das Unheil, taub der Bitte.
Nur die Gewalt behielt ihr altes Recht.

Nach außen die Gewalt der Waffen,
Nach innen zu der Künſte Macht,
Die, was ſie bilden, ähnlich ſchaffen
Dem Vorbild, das ſich Gott gedacht;

So daß der Menſch in ihrem Spiegel
Halb ſich, halb ſeinen Urſprung kennt,
Auf ſeiner Stirn das Geiſtesſiegel,
Das nur noch leuchtet, nicht mehr brennt.

Dir ward die holde Macht gegeben;
Sei dankbar Du für ſo viel Gunſt!
Nicht Dir allein gehört Dein Leben,
Gieb ſie nicht auf, die heil'ge Kunſt!"

Grillparzer iſt ſehr ſparſam geweſen mit Gelegenheitsgedichten, er bedurfte immer einer großen Anregung, ſollte er ein Lied dieſer Gattung anſtimmen. Was er in ſolchem Sinne gab, war gewiſſermaßen ſtets der Ausdruck jener Empfindungen, welche die Edelſten und Beſten um ihn her beſeelten. So betrachtet darf dieſer an Fanny Elßler gerichtete Zuruf einen Ehrenplatz in den Annalen des deutſchen Theaters behaupten. Die Tänzerin, welcher Franz Grillparzer zuruft: „Gieb ſie nicht auf, die heil'ge Kunſt!" iſt zwar auch eine Tänzerin geweſen, aber ſie muß daneben eine ſeltene, große Künſtlerin geweſen ſein. Und es iſt begreiflich, daß ein Dichter von ſo lebhafter Empfänglichkeit für alles Schöne und

Edle der Scheidenden ſagte: Scheide noch nicht, gönne uns fernerhin noch die Freude Deines Wirkens!

Aber eben ſo war es klug und weiſe, daß Fanny ſich freiwillig zurückzog, ehe die Zeit eingetreten, wo ſie es endlich hätte thun müſſen, — daß ſie noch im vollen Beſitze ihrer genialen Kraft den Muth hatte zu entſagen. Sie hat die Bühne aufgegeben, — die Kunſt niemals. Denn die Kunſt, welche unſer Dichter mit Recht die „heilige" nennt, wohnt ſicher und feſt in guten, warmen Herzen neben allen Tugenden der Milde, Gottesfurcht, ungeheuchelten Frömmigkeit, Demuth, Nächſtenliebe. Sie trennt ſich nicht vom edlen Herzen, als nur dann, wenn es im Tode bricht, wenn die Erdenhülle in Staub fällt, damit eine freie Seele heimkehre in das Vaterland der heiligen, der ewigen Kunſt. Und die wahre Künſtlerin iſt ſo wenig an dieſe Erde gebunden, als an die Bretter, auf welchen der Erde Treiben (oft ſehr unkünſtleriſch) vorgeführt wird.

Jene Zeile: „Nicht Dir allein gehört Dein Leben," ſcheint Fanny Elßler zum Motto ihres Daſeins erwählt zu haben, ſchon ehe Grillparzer ſie niederſchrieb. Wer ſie im Kreiſe ihrer vielen Verwandten ſah, wer ihr unermüdetes Wohlthun, ihre Freigebigkeit, ihre anmuthige, häusliche Pflichttreue und Aufopferungsfähigkeit beobachtete, der wird verlegen ſein, wo er ſie höher ſchätzen ſoll: ob im Hauſe, ob auf dem Theater? — Und das will, glaub' ich, viel ſagen!

Louise Neumann.

Wer auf ein langes Leben, von Licht und Nacht, von Freud' und Leid' erfüllt, zurückschaut, wird sich vieler Tage erinnern, die durch glückliche Ereignisse, durch genossene Entzückungen bezeichnet, aus der Vergangenheit herüberleuchten und glänzen. Nur, wofern er recht aufrichtig sein will, wird er bald eingestehen müssen, daß dieser Glanz ein Scheinglanz, von unechtem Golde vorgespiegelt ist; oder daß irgend ein trüber Fleck daran haftet, den sträflicher Leichtsinn, gierige Selbstsucht, Undank, Fahrlässigkeit, eine Thorheit, wo nicht sündhafter Frevel hinterließen. Fast in jedes Angedenken — ich rede natürlich nur von uns sogenannten Weltmenschen, ohne die Vorrechte sittenreiner, unsträflicher Erdenwaller antasten zu wollen — wird sich eine Spur der Reue mischen. Nicht etwa jener anmuthigen, in Goethe's „Generalberichte" schalkhaft verpönten Reue; vielmehr einer ganz entgegengesetzten, die zwar, wie eigentlich jede Reue, auch zu spät, dennoch immer früh genug kommt, in süße Erinnerungen ihre bittere Tropfen zu gießen. Ich mag sinnen, wie ich will! Mag in einsamen Stunden ernster Selbstbetrachtung Alles noch einmal durchleben, was ich in Jahren durchgelebt habe! ich finde nur einen Tag, besinne mich nur auf einen, der ganz rein, wie er aus Gottes Himmel stieg, noch heute vor meiner Seele schwebt, ohne daß eine tadelnswerthe Handlung,

eine ſträfliche Regung, ein unlauterer Gedanke ihn mir entweiht hätte.

Es war ein frühlingsfriſcher Sommertag. Ich hatte nach Beendigung einer langwierigen, anſtrengenden Arbeit beſchloſſen, mir im Freien Erholung zu gönnen, von Früh bis Abend allein zu bleiben, nur in der Geſellſchaft, die Feld und Wald mir zuführen würden. Das Wetter begünſtigte meinen Vorſatz. Nicht ein Wölkchen ſtand im Abend. Ringsum Alles klar und blau. Sanfter Morgenwind erfriſchte die Luft. Das Gefühl der Befriedigung, welches ausdauerndem Fleiße ſtets nachfolgt, ſteigerte mein Wohlbehagen. Die Bewegung that mir nach langem Sitzen am Schreibtiſche doppelt wohl. Ich trug einen meiner Lieblingsdichter bei mir. Durch ein grünes, wogendes Meer, auf dem bunte Blumen ſchwammen, ſchritt ich über weite Wieſen dem Eichwalde zu. Dort ſucht' ich mir einen ſchattigen Platz und beging die Morgenandacht eines deutſchen Sängers. Ich las — zum wievielten Male? — die Verſe, deren ich niemals ſatt werde. Nachmittag ſuchte ich mir ein kleines Dorf mit einem reinlichen Gaſthäuschen auf, wo ich junge Hühner, friſchgelegte Eier, Milch, kräftiges Brot und Erdbeeren vorfand. Die Mahlzeit ward raſch bereitet. Während ich ſo köſtlich bei offenen Fenſtern tafelte, von den Muſikanten des uralten Birnbaumes draußen angeſungen, wollte mein gutes Glück, daß ein Greis (mit dem Birnbaum vielleicht in einem Alter) eintrat, von einer bleichen, ärmlich-ſauber gekleideten Frau geführt. Sie ſetzten ſich weit von mir in einen Winkel, wo kein

Tiſch vor der hölzernen Bank ſtand, ohne Etwas zu fordern. Die Wirthin achtete ihrer nicht. Ich fragte hinüber: Ob ſie Nichts eſſen, Nichts trinken würden? Der Greis blickte ſeine Führerin an; ſie brachte ein Stück harter Semmel aus dem Henkelkorbe und bat um Erlaubniß, in einem Glaſe vom Schenktiſch Waſſer aus dem Brunnen holen zu dürfen. Die Wirthin ſagte: meinetwegen! Ich rief die Frau zurück und forderte ſie mit ihrem Vater auf, meine Gäſte zu ſein. Sie kamen an meinen Tiſch. Und wie es ihnen ſchmeckte! Wie geſprächig der alte Vater wurde! Sie hatten ſeinen Enkel beſucht, der bleichen Frau einzigen Sohn, der „drüben, jenſeit des Waſſers" als Ziegelſtreicher diente, aber jetzt krank geweſen war und lange Nichts erworben hatte; ſonſt hätt' er ſie nicht „ſo leer" fortgeſchickt, verſicherten ſie. — Ich übernahm ſeine Stelle und gab ihnen, was mir wenig, was ihnen zu viel ſchien. Dann bezahlte ich unſere Rechnung und ſchied, von ihren Segenswünſchen begleitet. Und ſodann ſuchte ich mir ein anderes Plätzchen, noch kühler als mein Morgenſitz, im friſcheſten Erlengeſträuch, unweit eines rieſelnden Bächleins, wo Vergißmeinnichte zu Tauſenden ſtanden, wo Libellen ſich auf kleinen Wellen wiegten, wo eine Schwarzdroſſel den anderen Vögeln nachſpottete, wo kein Menſch zu hören noch zu ſehen war. Da hab' ich gebetet. Seit lange zum erſten Male, wie der Menſch am beſten betet: ohne Worte, vielleicht ohne Gedanken, nur in ſanften Gefühlen. Nichts wünſchend, Nichts erbittend, nur dankend für ſo viel unverdiente Seligkeit. Dieſe

Stunde iſt mir unvergeßlich, und möge ſie mir nahe ſtehen, wenn ich die Augen im Tode ſchließe!

Wie es dann Abend wurde, bin ich langſam, o ſehr langſam zur Stadt zurückgegangen.

Es ſchlief ſchon in den Gaſſen, da ich heimkehrte.

Seitdem iſt gar viel Zeit verſtrichen; werden nur wenige Jahre zu den Vierzigen fehlen. Der Tag bleibt mir lebendig, wie geſtern. Es war der glücklichſte Tag meines Lebens, weil es der reinſte war.

Und mit dem Gedächtniß dieſes Tages muß ich das Gedächtniß der Künſtlerin vergleichen, deren Name als Ueberſchrift meine anſpruchsloſen Zeilen ſchmückt. Manchen großen Meiſter hab' ich auf den Brettern bewundert; manche gewaltige Schauſpielerin hat mich hingeriſſen zum lauteſten Ausbruche des Entzückens; das Bedeutendſte, was unſere Zeit im Gebiete dramatiſcher Darſtellung vorüberführte, hab' ich geſehen, und es fehlt mir faſt keine erhebende, belehrende, erfreuende Anſchauung in Ernſt und Scherz. Aber an jede dieſer großen, begeiſternden Erinnerungen knüpfen ſich, wie ſie mir im Geiſte auftauchen, ſogleich einzelne Zweifel und Bedenken, welche Schatten auf ihren Glanz werfen; mögen dieſe nun den Menſchen, mögen ſie den Künſtlern gelten. Der feurigſte Enthuſiasmus, will er mit jugendlicher Gluth feſtgehaltene Eindrücke wieder magiſch beleuchten, wirft zugleich grelle Streiflichter auf Mängel verſchiedener Gattung, die dem ſkeptiſchen Alter willkommene Gelegenheit bieten, zerſetzend zu prüfen — und ſich dabei abzukühlen. Da fällt dem Einen eitles Ueberheben in

ſeiner Stellung, dem Anderen Vernachläſſigung zur Laſt, die ihn doch nicht Alles erreichen ließ, was in ſeinen Mitteln lag. Dort war maßloſes Ausſchreiten von der durch die Natur vorgeſchriebenen Bahn, hochmüthiges Verkennen äußerſter Kräfte ſtörend. Dann wieder überſtürmte nicht ſelten wilde Leidenſchaftlichkeit oder blinde Sucht nach rohem Beifall die Grenzen des Schönen. Ja, die Erſten, die Edelſten thaten entſchiedene Fehlgriffe in der Wahl mancher Rollen, und es konnte geſchehen, daß Dieſe und Jene ſich zu Verſuchen drängten, die ihrem Naturell zuwider waren, deshalb entſchieden mißlangen. Große Tragiker beluſtigten ſich — (aber ſich allein), — als ob Alle Alles könnten, in Farcen. Charakterſchauſpieler, einzig und unerreicht in ſcharfgezeichneten Genrebildern, wagten ſich an heroiſche Geſtalten, zu denen Kraft und Phantaſie nicht hinanreichten. Berühmte Soubretten oder ſentimentale Liebhaberinnen erſten Ranges mochten der Anreizung nicht widerſtehen, auch einmal die Fahne beim Krönungszuge in Rheims zu tragen. Und ſelbſt jene Eine, Einzige, Unvergeßliche, die uns in der Tragödie, im höheren Drama eben Das geweſen, was ſpäterhin Louiſe Neumann für das bürgerliche Schau- und Luſtſpiel wurde; eben ſo eigen, ſo bevorzugt, ſo vornehmer Natur, ſo ariſtokratiſch als Künſtlerin! — ſogar dieſe konnte nicht umhin, einige Male über ihre Sphäre hinauszuſchreiten. Bei Anderen wiederum, deren Verdienſte doch auch ungeſchmälert bleiben ſollen, trat vielleicht erkünſtelte Manier, manierirte Künſtelei ein, die zuletzt mit den ſonſt vortrefflichen, geiſt-

vollſten Darſtellungen verwuchs und ihnen die natürliche Lebendigkeit entzog. Ich weiß Keinen, Keine von den Heroen meines halben Säculums beim deutſchen Theater, denen ich nicht, in all' meiner Verehrung und dankbaren Anhänglichkeit, neben einige ihrer rothgedruckten Gedenktage hier und da im Gedächtniß ein ſchwarzes Kreuzlein zu ſtellen hätte.

Und inſofern ergeht es mir mit ihnen, wie mit den wonnereichſten, glückbringendſten Tagen meines Lebens, unter denen es auch — freilich meiſt durch mein Verſchulden — von ſchwarzen Kreuzen wimmelt.

Ich habe nur den oben erwähnten, reinen Sommertag ausgenommen.

Wie dieſer ſteht mir Louiſe Neumann einzig da. Schönere Frauen, reizendere Schauſpielerinnen, mächtigere Talente hab' ich mehrfach geſehen, bin von ihnen bezaubert worden.

Reinere Anmuth, vollendetere Selbſtbeſchränkung, holdere Weiblichkeit ſah ich auf der Bühne nie; ſanftere Töne ſchlugen nie an mein Herz; ſittſamere Grazie beſeelte nie auch der ſeichteſten Rolle dürftiges Wort. Niemals trat ſie aus ihren Schranken; niemals haſchte ſie nach Effecten. Wenn ſie einen Tadel verdient, ſo iſt es, daß ſie in dieſer Richtung hin weniger gethan, als das Theater gewiſſermaßen braucht und begehrt. Daher auch der im Verhältniß zu ihrer Renommée oft geringe Succeß, den ſie vor den Tonangebern einiger Städte (die ich nicht nennen mag) gefunden. Daher aber auch die geiſtig verklärende Wirkung, die ſie auf alle Klugen,

Guten, wahrhaft Gebildeten immer und überall ausübte; die zum Beispiel ein sehr gemischtes Hamburger Parterre ihren leisesten Nuancen mit Ehrfurcht lauschen und selbst in heiteren Lustspielen viele Männeraugen von Freudenthränen feucht werden ließ beim Klange ihrer Stimme.

Goethe sagt, daß der edle, feine Anstand weder zu definiren, noch zu lehren sei, weil er etwas Negatives, nicht in Dem bestehe, was Einer thut, sondern nur im Vermeiden, im Unterlassen alles Unschicklichen, Unzarten, Gemeinen. Auf gewisse Weise läßt sich etwas Aehnliches von Louisen's Darstellungsweise behaupten. Die Eigenthümlichkeit derselben, der Zauber, den sie auf jedes empfängliche Gemüth ausübte, lag (neben der Innigkeit eines von hellem Verstande und ausgebildetem Geiste geleiteten Gemüthes, neben der süßen, milden Gewalt ihrer meisterhaften articulirenden Sprache) hauptsächlich in consequentem Vermeiden alles Dessen, was andere, recht gute talentvolle Schauspielerinnen an ihrem Platze, an ihrer Stelle gethan haben würden, um die Sache zu machen, zu fördern, hervorzuheben. Dergleichen Künste erwartete man bei ihr stets vergeblich. Da gab es kein Betonen, kein Unterstreichen einzelner Wörter, kein Dehnen besonders erheblicher Perioden, kein Deuten mit den Händen, kein Wiegen des Kopfes, kein Rollen der Augen, kein Alarmzeichen vor herannahendem Abgange, kein Aufgebot irgend eines (sogar kritisch zu rechtfertigenden und erlaubten) Hausmittelchens. Da hörte und sah man immer nur, bei Rührung wie bei Spaß, bei feinem

Luſtſpiel wie bei flacher Poſſe, das Zunächſtliegende, Wahre, Einfache, Natürliche, im Gewande veredelnder Kunſt, umhaucht von keuſchem Athem jungfräulicher Unbefangenheit. Sie durfte Alles auf der Bühne ſagen; aus ihrem Munde verletzten auch die Minauderieen frivoler Pariſer Anſtößigkeit nicht. Jede Mutter durfte ohne Scheu ihre Töchter in's Schauſpielhaus führen, wenn Louiſe Neumann auftrat. Ihr Erſcheinen, ihr Gebahren glich verſöhnend aus, was ſonſt vielleicht verletzt hätte.

Die künſtleriſche Ruhe, welche immer nur das Reſultat höchſter Meiſterſchaft iſt, und die ihr zu eigen war, verlieh nicht allein ihrem Spiele jene dem Zuſchauer wohlthätige Behaglichkeit, welche wir — ach, wie häufig! in Deutſchland entbehren; ſie theilte ſich auch den Umgebungen mit und übte unwiderſtehliche Gewalt aus. Man ſah das, wo ſie als Gaſt erſchien; wo ſie genöthigt ward, aus dem Rahmen ihres lieben, heimiſchen Burgtheaters heraus und auf andere, manchmal etwas ungehobelte Bretter zu treten. Mochten die dort Einheimiſchen anfänglich um die exotiſche Erſcheinung herum ſich noch ſo ſehr abarbeiten und ſchreien; mochten ſie noch ſo „ſcharfe Spieler" ſein! — bald wurden ſie ſtutzig, wenn ſie Louiſen's würdige Haltung, wenn ſie die vornehme Zuverſicht zu ahnen begannen, womit ihr Geiſt die Scene beherrſchte. Nach und nach legten ſie bei. Und blieb ihnen verſagt, ſich an ſolchem Beiſpiele zu veredeln, ſo wagten ſie ſich wenigſtens nicht mehr über die Zauber-

kreiſe, die eine höhere Macht um das Mädchen aus der Fremde gezogen.

Das Theater hat ſchon unzählige Verluſte gehabt, hat immer wieder Erſatz gefunden. Das Publikum findet ſich in jeden Verluſt, in manchen Erſatz, und endlich geht die Sache ihren alten Gang. Für die größten Künſtler und Künſtlerinnen ſtellen ſich früher oder ſpäter befriedigende Nachfolger ein. Wenn man dennoch ausſpricht, daß Louiſen's Scheiden eine unausfüllbare Lücke läßt, ſo mag dieſer Ausſpruch nur Jenen wie ein ſchon häufig dageweſenes, leeres Schmeichelwort vorkommen, die in das innerſte Weſen der Darſtellungskunſt einzudringen unfähig ſind. Feiner organiſirte Bühnenfreunde dürften ſolche Behauptung billigen. Die Neumann wird nicht nur fehlen, weil ſie ſelbſt fehlt; ſie wird auch Denen fehlen, die mit ihr aufzutreten gewohnt waren, die nur mit ihr ſo ſpielen konnten, wie ſie geſpielt haben. Sie wird auch dem Publikum fehlen, wenngleich Viele, die dazu gehören, gar nicht begreifen werden, was ihnen denn abgeht, wo Jüngere, Schönere, brillantere Talente vor ihren Augen erſcheinen und lauteſten Applaus ernten? — Diejenigen aber, die da wußten, wodurch ſie ſich auszeichnete, und worin ſie unnachahmlich bleibt, werden ſtets empfinden, was ihnen nun mangelt, und werden ihrer gedenken liebevoll, wehmüthig, froh, dankbar, wie .... je nun, wie ich meines reinen, frommen, unentweihten Sommertages unter Gottes blauem Himmel.

Clara Schumann.

(Offenes Sendschreiben. Gräz in Steiermark 1858.)

Geehrte Damen und Herren!

Ich wende mich nicht an den musikalisch-gebildeten, ja nicht einmal an den Musik liebenden Theil des Publikums. Diesem wüßte ich nichts Neues zu sagen, und das längst bekannte verstehe ich nicht aufzuputzen mit jenen Belegen wissenschaftlichen und technischen Verständnisses, welche die Würze eines gediegenen Berichtes über die wichtigen Erscheinungen im Gebiete der Tonkunst ausmachen. Ich spreche ganz einfach und schlicht zu Allen, welche mit mir auf einer Stufe stehen, das heißt: welche in Unwissenheit und sonder Vorbildung zu Concerten weiter gar nichts mitbringen, als ein offenes Herz und ein warmes Gefühl; deshalb von dem heutigen Virtuosenthume weniger angezogen, als abgestoßen werden, und schon so weit gekommen sind, gewissen mit großen Affichen beklebten Straßenecken aus dem Wege zu gehen. Kommt etwa noch dazu, daß sie allmonatlich mit Empfehlungsbriefen beglückt werden, die reisende Künstler ihnen bringen; haben sie in ihrer Nachbarschaft vier bis fünf unbarmherzige Dilettanten, die bei Tag und Nacht in gemarterte Claviere hineinpauken; sind sie so weit gerathen wie ich, daß ihnen das nur ausgesprochene Wort: „Fortepiano" schon eine Gänsehaut zu-

zieht; — nun, dann befinden ſie ſich grade in der richtigen Stimmung, dieſen meinen Brief zu leſen, weshalb ich eine geehrte Redaktion um Aufnahme desſelben erſuche.

Ich erfahre, daß der Direktor des hieſigen Theaters, Herr Balvansky die geſegnete Idee gehabt hat, Frau Clara Schumann unter den günſtigſten Bedingungen, die ein Privatunternehmer irgend bieten kann, aufzufordern, ſie möge noch ein Concert geben! Dank ſei ihm dafür: Er kann es nicht in Abſicht auf Gewinn, er kann es nur in ehrender Anerkennung und Huldigung einer ſo reinen, makelloſen Celebrität und mit humaner Rückſicht auf diejenigen gethan haben, denen es entweder an Zeit, an Gelegenheit, oder an — Luſt fehlte, die Concerte im Reſſourcenſaale zu beſuchen.

Alſo, meine Damen und Herren, die Sie im Allgemeinen von Muſik nichts wiſſen und verſtehen, laſſen Sie ſich von Einem, der noch weniger als nichts davon verſteht, kürzlich erzählen, was Sie im Schauſpielhauſe erwartet, wenn Clara Schumann, geborene Wieck, auf der Bühne erſcheinen und ſich vor den Streicher'ſchen Flügel ſetzen wird.

Eine edle deutſche Frau und Mutter, in Tönen gewiegt und aufgewachſen; als zarte Jungfrau ſchon die würdigſte Auslegerin des großen Beethoven, der unſer Grillparzer damals eines ſeiner ſinnigſten Gedichte widmete, hat ſie ſeitdem dieſes Daſeins höchſtes Glück und tiefſten Schmerz durchlebt und aus den furchtbarſten Prüfungen, die Gott dem Erdenmenſchen auferlegen

mag, ihr treues großes Herz, ihren hellen klaren Geiſt, ihre ewig junge unerreichte Kunſt gerettet. Mit dieſer, in der ſie athmet, fühlt und ſchafft, erhebt ſie, was ſonſt an den Beſten für Fertigkeit, Geſchicklichkeit, Talent gelten kann, durch ſich und ihre Perſönlichkeit, zur vollkommenen, jedem Empfänglichen gleich verſtändlichen Weltſprache. Sie redet in Tönen, ſie dichtet in Klängen; ſie macht deutlich, was uns fremd, ſie bringt nah, was uns fern war; ſie knüpft die Blüthen eines vergangenen Jahrhunderts an die Knospen dieſer Tage; ſie ſchlingt zum Kranze, was ihre geweihten Finger berühren, und auf grünen Blättern zittern die Thränen ihres Unglücks gleich himmliſchen Thautropfen. Sie hat das Trauerkleid nicht mehr abgelegt, welches ſie für Ihn, den Unvergeßlichen, trug; der Ernſt des Lebens ſchmückt ſie mit ſanfter Würde; aber uns, die ihr ſtaunend lauſchen, zaubert ſie Luſt in die Seele, und wie ſie uns rührte, reißt ſie auch zu lautem Jubel hin. Du lächelſt mit naſſen Augen, mag es nun der alte Sebaſtian Bach ſein, den ſie Dir vorführt; mag ſie Beethoven neue Reize abgewinnen; mag ſie Chopin's phantaſtiſche Träume erklären; mag ſie Carl Maria von Weber und Felix Mendelsſohn auf ihre unnachahmliche Weiſe feiern; — mag endlich der verklärte Geiſt ſie umſchweben, deſſen Teſtament ihr anvertraut blieb, daß ſie des ſeligen Gatten letzten Willen vollſtrecke und Verkünderin ſeines Ruhmes werde vor aller Welt! Immer, immer wirſt Du ihre Sprache verſtehen, ihre Intentionen begreifen, ihren Gedanken folgen können. Sie hält Dir Sinn und

Empfindung an goldenen Fäden feſt, und wenn Du heimkehrſt, auf ſtillem Lager noch, klingen ihre Töne in Dir nach, wie die Harmonie ewiger Sphären, wie ein Lobgeſang des Schöpfers.

Und wenn Du, mein Leſer, meine Leſerin, mir glauben willſt, ſo mache es wie ich: überwinde Deine Scheu vor Clavierconcerten. Denn thuſt Du's nicht, ſo beſtiehlſt Du Dich ſelbſt um eine unbeſchreibliche Freude, um eine ſchöne, fromme Erinnerung, an denen ja ohnedies unſer materielles Leben ſo arm iſt. Glaube mir — und Du wirſt mir's Dank wiſſen.

Eine wahre Geſchichte.

Das ſogenannte „zweite Geſicht" ward nicht allein hochromantiſchen Schotten verliehen. Auch andere Menſchen, in ganz gewöhnlichen Lebensverhältniſſen, mit herkömmlichen Pantalons verſehen, erblicken bisweilen Vorgänge, Ereigniſſe, Perſonen oder wähnen ſie zu erblicken, die noch fern ſind, die ſich als „Ahnungen" ankündigen. Aber nicht als dunkle Ahnungen, nicht als jene auftauchenden Gedanken und Gefühle, welche gar leicht, mögen ſie heitere oder traurige Dinge vorherſagen, die folgerichtigen Ergebniſſe einer unbewußt wirkenden Verſtandesthätigkeit, einer conſequenten, auf Erfahrung beruhenden, unwillkürlich vergleichenden Berechnung ſein können; nein, wirkliche Erſcheinungen! Viſionen! Und nicht im Halbſchlummer, nicht im nächtlichen Dun-

kel, nicht in niedergeſchlagenen oder exaltirten Gemüthsſtimmungen; nein, bei kaltem Blute, vollkommener Ruhe, mitten im Laufe alltäglichen Daſeins! Die meiſten Menſchen achten nicht auf ſolche Sachen, wenigſtens nicht, ohne daß irgend eine auffallende Begebenheit ſie ſtutzig gemacht hatte. Wer aber darauf achten will, wird häufig Gelegenheit finden, ſich zu verwundern. Gebe — um nur eins der gewöhnlichſten Beiſpiele zu nennen — jedweder Achtung, ob ihm nicht ſelbſt geſchehen iſt und geſchieht, was ich hier kürzlich ſchildern will, wie ich es häufig erlebte, ſeitdem ich zu denken weiß.

Man geht durch die Gaſſen einer größern Stadt; man glaubt einem Bekannten zu begegnen, an welchen man wer weiß wie lange nicht gedacht; man grüßt ihn verbindlich; doch durch den erſtaunten Gegengruß aufmerkſam gemacht, ſieht man näher zu und erkennt ſeinen Irrthum; das iſt ein ganz anderer, ganz unbekannter Herr. Nun denkt man: Wie war es möglich, dieſe zwei zu verwechſeln? Und woher kam dir die Einbildung, es könne X. ſein, der ſich ja gar nicht hier aufzuhalten pflegt? Während man dies denkt, iſt man dreißig Schritt weiter gegangen, biegt nun um die nächſte Ecke und — rennt an den leibhaftigen X. an, der ſich ſolches unerwarteten Zuſammentreffens herzlich freut.

Zufall! rufen die klugen Leute. Zufall, hab' ich einigemal mitgerufen, ſolange ich mich auch für klug hielt. Nachdem ſich ähnliche Auftritte unzähligemal wiederholt hatten, und ich mittlerweile zur Einſicht gelangt war, daß es mit meiner Klugheit überhaupt ver-

zweifelt ſchwach beſtellt ſei, bin ich fein ſäuberlich auf die Muthmaßung gekommen, das Wort Zufall ſei im allgemeinen ein recht albernes Wort. Ja ich bin ſo kühn zu behaupten — . . . . nicht doch, ich will Nichts behaupten, was ich nicht beweiſen könnte. Ich will nur erzählen.

Es iſt geradezu unmöglich, von Ahnungen, welche ſich als Viſionen anmelden, zu plaudern, ohne dabei an jene düſtern Myſterien zu ſtreifen, die dem magnetiſchen Somnambulismus und all ſeinen bedenklichen, mit ihm zuſammenhängenden Erſcheinungen angehören. Gott behüte mich, daß ich, ein Laie, mich in Gebiete verlaufen ſollte, über deren Dunkel ſogar die Wiſſenſchaft noch kein genügendes Licht verbreiten kann und worin es dem ehrlichen Zuſchauer ſo ſchwer wird, Wahrheit von Täuſchung, ſogar vom abſichtlichen Betrug zu ſondern. Nur ein eigenes Erlebniß will ich hier mittheilen, damit es meiner kurzen „wahren Geſchichte" als Einleitung und der Gabe des zweiten Geſichts zur Bekräftigung diene.

Ein biederer, von jeder Charlatanerie freier Mann beſuchte mich, als er nach zehnjähriger Abweſenheit in die ſteyriſchen Berge heimkehrte. Er hatte mir einige Briefe hochgeachteter Freunde überreicht, die ihn als gewaltigen, heilkräftigen Magnetiſeur ſchilderten. Engliſche und deutſche Zeitungsartikel prieſen ſeine Wirkſamkeit. Ich ſtellte mich ihm ungläubig gegenüber, was er in ruhiger Milde hinnahm. Seine nachſichtige Freundlichkeit führte lange, ſich wiederholende Geſpräche zwiſchen

uns herbei, deren Inhalt mich feſſelte. Was er aus der Fülle ſeiner Erfahrungen zum beſten gab, trug immer den Stempel innigſter Ueberzeugung. Es ſei mir geſtattet, nur eine Probe davon einzuſchalten. Ich laſſe ihn ſelbſt reden.

„In Moskau magnetiſirte ich mit Willen und unter mediciniſcher Obhut ihres Arztes eine Dame, die während der Clairvoyance ein Antlitz von wahrhaft himmliſcher Schönheit zur Schau trug, ſodaß ihr ſie zärtlich liebender Gemahl den Wunſch äußerte, er möchte ein Bild beſitzen, in welchem dieſer beſeligende Ausdruck künſtleriſch feſtgehalten ſei. Ich ſchlug die Photographie vor und die Kranke gab wachend wie ſchlafend ihre Zuſtimmung. In Moskau befand ſich zur Zeit nur Ein guter Photograph, der jedoch neben ſeinem Rufe als ſolcher auch den Ruf eines rohen, diſſoluten Menſchen hatte. Das konnte mir für unſern Zweck gleichgültig ſein. Er wurde befragt und ging gegen ein angemeſſenes Honorar darauf ein, ſeinen Apparat in die Wohnung meiner Patientin bringen zu laſſen. Als er ſich zur beſtimmten Stunde einſtellte und die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, zeigte er den bitterſten Hohn über „die Komödie, welche hier geſpielt werde," und ſprach ſich mit kränkendem Spotte dawider aus. Ich that, wie wenn ich ihn nicht verſtünde, um die Aufnahme des Bildes nicht zu ſtören. Da er aber aus der für ihn eingerichteten Dunkelkammer mit der Verſicherung heraustrat, das Experiment ſei befriedigend ausgefallen und „Madame dürfe ſich nicht länger

unnöthigen Zwang auflegen," da übermannte mich gerechter Zorn und ich fuhr unwillig auf: „Wohlan denn, mein Herr, damit Ihre beleidigenden Zweifel mit Einem Schlage vernichtet seien, richten Sie jetzt gleich durch meine Vermittelung eine Frage an die Kranke, auf welche Ihrer Meinung nach kein Mensch auf Erden genügende Antwort zu ertheilen vermöchte." Er blickte mich hohnlächelnd an und sprach mit herausforderndem Trotze: „So mag Madame mir sagen, wo meine Mutter sich befindet und was sie in diesem Augenblicke thut?" Ich stellte diese Frage, nachdem ich mich mit ihm in Rapport gesetzt, an die Schlummernde. Kaum war es geschehen, so bereute ich schon meine Voreiligkeit, denn die Arme zeigte sogleich durch ihre leidenden Züge, wie peinlich ihr die Aufforderung war. Erst nach sichtbarem Kampfe erfolgte die Entgegnung: „Ich sehe sie, aber weit — weit vom Lichte!" Der junge Mann spottete: „Das ist Nichts, das kann jeder sagen!" Ich ließ mich, verletzt durch sein Benehmen, verleiten, noch einmal schonungslos auf nähere Angaben zu dringen. Da that sie sich Gewalt an und stieß, indem sie convulsivisch zuckte, den Schrei aus: — „Hu, ein rother Strich um den Hals — ein Schnitt . . ." „Ich näherte mich ihr, bemühte mich, sie zu calmiren; als es gelungen war, erblickte ich unsern skeptischen Artisten nicht mehr; er hatte sich rasch entfernt. Meine Patientin fühlte sich beim Erwachen schwächer als sonst, und ich machte mir um so ernstlichere Vorwürfe, weil mein Zweck, jenen zu überzeugen, verfehlt schien. Doch am zweiten Tage, da

er mir das sehr gelungene Lichtbild überbrachte, stellte er sich wie ein völlig Umgewandelter dar. Bleich und vergrämt stand er vor mir. „Ich bin," hub er an, „der natürliche Sohn einer Deutschen, welche in Petersburg lebte und für deren Neffen ich galt. Außer mir und ihr wußte Niemand, daß sie meine Mutter war. Sie liebte mich mehr als ihr Leben. Ich habe ihre Liebe mit Undank vergolten, ein ruchloses Dasein geführt, ihr Vermögen leichtsinnig vergeudet, sie an den Bettelstab gebracht, sie herzlos behandelt. Noth, Kummer, Verzweiflung machten sie zur Selbstmörderin; sie hat sich den Hals durchschnitten. Das mußte ich Ihnen bekennen! Eine härtere Strafe, als ich gestern empfing, konnte mir nicht werden! Ich zweifle nicht mehr an Ihrer Hellseherin!""

* * *

Diese und ähnliche Mittheilungen, obgleich auch ich ein Zweifler, wenigstens kein Gläubiger bin, fesselten mich doch sehr. Und weil der merkwürdige Erzähler eine wie die andere ohne jegliche Ostentation, in natürlichster Einfachheit gab, gewann er sich nach und nach in mir einen andächtigen Zuhörer. Nun hatte er mehrfach hingeworfen geäußert, daß auch er die Gabe des Blicks in die Ferne von Zeit und Raum, jenes „zweiten Gesichts" besitze; und da beschloß ich, ihn meinerseits gleichfalls auf die Probe zu stellen. Das geschah auf folgende Weise:

Ich hatte auf meinem täglichen Spaziergange wochen-

lang am Laden eines Trödlers das in Oel gemalte Porträt eines Jünglings von etwa ſechszehn, höchſtens achtzehn Jahren hängen ſehen und mich bei jedesmaligem Anblick zu beſinnen verſucht, woher dies Geſicht mir bekannt ſein könne? Dieſen von einer Fülle gelockter Haare umgebenen Kopf meinte ich ſchon lebendig geſehen zu haben, fand jedoch nicht den geringſten Anknüpfungspunkt. Zuletzt entſchloß ich mich, Erkundigungen beim Trödler einzuziehen. Der wußte mir Nichts zu ſagen, als daß er dies Bild ſammt anderm alten Gerümpel bei einer Verſteigerung gekauft habe und bot es mir für einen Gulden an. Ich zahlte den Gulden, ließ es aus dem Rahmen löſen, den ich nicht begehrte, rollte es zuſammen und trug es heim. Lange hatte ich's wie zur Schau in meinem Zimmer ausgelegt. Wer ſich nur bei mir blicken ließ, war befragt worden. Niemand hatte etwas von dem Original geſehen. Endlich hatte ich's beſeitigt, faſt vergeſſen. Nun kam es mir wieder in's Gedächtniß; da ſuchte ich's aus einer beſtaubten Mappe hervor und bat den magnetiſchen, fernblickenden Freund um Aufſchluß.

Er betrachtete das (in künſtleriſcher Beziehung vielleicht fehlerhafte, doch höchſt ausdrucksvolle) Portrait lange und aufmerkſam, verſenkte ſich hinein mit den Augen ſeiner Seele und ſagte mit Beſtimmtheit: „Der junge Menſch hat ſich ſelbſt gemalt; er hat ſich treu wiedergegeben; wer dies Bild geſehen, müßte ihn erkennen auf den erſten Blick; doch er iſt todt. Ich vermag

weder anzugeben, wann er sich gemalt hat, noch wann er gestorben. Daß er nicht mehr lebt, das fühle ich; das ist gewiß!"

Es erging mir bei diesem zuversichtlichen Ausspruche, ich will's ehrlich gestehen, wie dem moskauer Photographen, nur daß ich den Gedanken nicht aussprach: „Das kann jeder sagen!" Und dabei blieb's für's erste und jenes Bild wurde wieder in die Mappe gelegt.

Kurze Zeit nachher fand sich ein Bekannter bei mir, der mich lange nicht aufgesucht. Er plauderte viel über die Filiale des Wiener Kunstvereins und zeigte rege Theilnahme dafür, nannte und kannte auch verschiedene Maler und Zeichner. „Ei," unterbrach ich den Fluß seiner Rede, „bist du in dieser Welt heimisch, vielleicht hast du auch Kenntniß von einem strebenden Künster, dessen Spur ich schon lange vergeblich suche, ohne etwas über ihn erfahren zu können!" Und ich wies mein Bild kaum vor, als Herr von S. ausrief: „Ha, das ist der junge E., der als Knabe schon, während er die Realschule besuchte, großen Beruf zur Malerei zeigte und damals diesen Kopf aus eigenem Antriebe vollendete! Als armer Eltern Kind empfing er Unterstützungen, um an einer größern Akademie seine Studieen zu machen, starb aber in M. sehr frühzeitig."

Und somit hatte der Fernseher richtig gesehen, der „rückwärts blickende Prophet" die Vergangenheit meines Unbekannten durchschaut und das „zweite Gesicht" war wieder einmal zu Ehren gelangt.

Oder darf man's „Zufall" nennen?

Nach Belieben. Dann iſt meine „wahre Geſchichte" auch nicht ſicher, ſo genannt zu werden. Auf die Gefahr hin ſchreib' ich ſie dennoch nieder.

Ich war im Jahre 1839 aus Rußland in die deutſche Heimat zurückgekehrt, brachte einen Theil des Sommers in Schleſien zu und empfing in Grafenort den Beſuch meines lieben Freundes Auguſt Kahlert, welcher als Privatdocent ſich bei der Univerſität unſerer Vaterſtadt Breslau habilitirt hatte, wo er vielbeſuchte literariſch-hiſtoriſche und äſthetiſche Collegien las. Er beklagte ſich mündlich, wie er es auch ſchon brieflich gethan, über die Zurückſetzung, die er von ſeiten des Unterrichts-miniſteriums erdulde, indem er fortdauernd bei Ernennung neuer Profeſſoren übergangen werde und erſt kürzlich wieder die jüngſt erledigte Stelle in der Facultät durch einen Fremden beſetzt worden ſei. „Es wird mir," ſprach er betrübt, „zuletzt doch Nichts anderes übrig bleiben als — obwohl mit ſchwerem Herzen — meine theuere Viadrina zu verlaſſen und mir irgendwo, außerhalb Preußen, ein Plätzchen zu ſuchen! Das kränkt mich um ſo tiefer, weil ich mich meiner Thätigkeit und meines Fleißes rühmen darf und weil ich doch durch die großen Hörerkreiſe, die ich um mich verſammle, Zeugniß genug ablege, daß ich nicht ohne Erfolg ſtrebe und wirke!"

„An wem hängt denn das eigentlich?" fragte ich voll Antheil. „Läßt ſich denn Sr. Excellenz nicht beikommen auf dieſe oder jene Weiſe?"

„Ach, der Miniſter geht auf derlei Details ſelten ein; das bleibt dem „Profeſſorenmacher“ in den meiſten Fällen überlaſſen!“

„Und wer iſt dieſer gefährliche Mann?“

„Je nun, der Geheimrath Johannes Schulze!“

„Der? Ja, Freund, weshalb gehen Sie dem nicht zu Leibe?“

„Ich mag nicht betteln! Will er mich nicht anerkennen ohne mein Zuthun, ſo entſag' ich lieber! Die Sonne ſcheint überall und anderswo vielleicht heller und wärmer als in Schleſien. Zum Beiſpiel in Heidelberg?“

„Gewiß, Freund! Aber uns Schleſiern ſcheint ihr Schein nirgends wohlthuender wie in der Heimat. Und auch Ihnen würde die Trennung ſchwer genug werden.“

So plauderten wir lange hin und her. Ich nahm die Erinnerung dieſer Stunde mit nach Berlin und konnte mir nicht oft genug wiederholen, daß dem verdienſtvollen, gerade um unſer Breslau nach vielfachen Richtungen hin ſo verdienten thätigen, alles Gute und Edle regſam fördernden Kahlert großes Unrecht widerfahre.

Da begab es ſich, daß ich, zu einem Diner bei Amalia Beer eingeladen, zwiſchen deren Sohn Wilhelm und dem Geheimen Legationsrath Philippsborn zu ſitzen kam; unſere Gegenüber waren Alexander von Humboldt und — Geheimrath Johannes Schulze. Letztern kannte ich nur wenig. Ein einziges Mal war ich mit ihm in nähere perſönliche Berührung gerathen, bei einem unſerer Goethe-Feſte in der Literaria, wo er mich wegen

eines von mir geſungenen Tiſchliedes belobte und ſich als ehemaliger „Weimaraner" vorſtellte. Ich wußte das wohl noch recht gut, meinte jedoch keineswegs, daß er ſich daran erinnern, noch überhaupt geneigt zeigen werde, von mir Notiz zu nehmen. Nun wendete ſich das Geſpräch an unſerm Flügel — ich beſinne mich nicht mehr, wie und warum — auf das Schauſpiel „Shakeſpeare in der Heimat" und Humboldt fragte, weshalb es noch nicht auf der Hofbühne dargeſtellt worden ſei? Geheimrath Schulze zeigte einiges Intereſſe für dieſen Titel, erkundigte ſich nach dem eigentlichen Inhalt des Dramas, ſprach mit ſichtbarer Theilnahme wohlwollend über meine Verſuche und wir geriethen nach und nach in recht lebendige Unterhaltung. Mitten im Reden fuhr mir plötzlich Kahlert's Aeußerung, die „Profeſſorenmacherei" betreffend, durch den Sinn und ich fand eine abſichtliche Fügung in dieſem höchſt unerwarteten Zuſammentreffen und in dem noch unerwartetern Entgegenkommen des gewaltigen Mannes. Ich beſchloß, ſolche Fügung nicht ungenützt vorübergehen zu laſſen. Ich raunte meinem Nachbar Wilhelm Beer in's Ohr, um was es ſich handle und bat ihn, mir den Herrn Geheimrath nach aufgehobener Tafel einfangen zu helfen und mit mir vereint Kahlert's Loblied anzuſtimmen, wozu ich ihm, ſo gut es ſich flüſternd thun ließ, Text und Melodie beibrachte. Daß Kahlert, deſſen äſthetiſche Bildung ſich bekanntlich auch auf gediegenes muſikaliſches Wiſſen ausdehnte, Bruder Meyerbeer in verſchiedenen kritiſchen Aufſätzen mitunter getadelt habe, hielt ich für angemeſſen, jetzt nicht

beſonders hervorzuheben. Wilhelm ging willig auf meine Bitten ein. Wir „ſtellten“ den allmächtigen Mann, Altenſtein's rechte Hand, jagdgerecht in einer von ſchwerſeidenen Gardinen umhangenen Fenſtervertiefung und Alexander von Humboldt, meine flehenden Winke auffaſſend, zeigte ſich bereit, auf humoriſtiſche Weiſe mitzuhelfen. Laſſe ſich doch Niemand irre machen im guten Glauben an Humboldt's Herz! Und wenn ſie wer weiß was für Proben einer ſpitzigen, ſcheinbar in Galle getauchten Feder ausſtöbern; und wenn ſie unzählbare Aeußerungen ſeiner ſcharfen Zunge, ſeines von kleinen witzigen Bosheiten überſprudelnden Mundes beibringen! Das beweiſt Nichts, gar Nichts gegen ſein reines, edles Herz, dem Groll, Spott, Hohn, Falſchheit oder Undank fern lagen; Nichts gegen ſeine liebevolle Geſinnung, die ſich keinem Wunſche verſchloß, keiner Bitte verſagte, keine Mühe ſcheute, zu helfen, zu tröſten, zu fördern! Man muß ihn gekannt haben!

Wir ſtanden nun vier Männer, jeder eine Taſſe mit ſchwarzem Kaffee haltend, beiſammen und ich predigte Auguſt Kahlert's Verdienſte in Johannes Schulze hinein. Freund Wilhelm reſpondirte als mein Küſter und der große Alexander that von Zeit zu Zeit einen Schwerthieb in die Knoten, welche der Geheimrath aus Bedenklichkeiten und Rückſichten ſchlang. Was ich nur zu meines lieben Landsmannes gerechtem Lobe aufzufinden wußte, ſagte ich aus; doch zeigte ſich geringer Effect. Trotz all' ſeiner verbindlichſten Formen und der Verſicherungen

beſten Wohlwollens für „beide Schleſier“ hielt der in die Enge Getriebene — das war unverkennbar — immer noch mit einem Trumpfe zurück, den er wider mich ausſpielen wollte. Da faßte mich endlich die Ungeduld und ich rief: „Aber was haben Sie denn eigentlich gegen ihn? Iſt er verleumdet worden?“

„Keineswegs! Und ich habe gar nichts gegen ihn! Und ich glaube alles, was Sie Gutes von ihm ſagen! Und dennoch mache ich ihn gewiß nicht zum Profeſſor, bis — —“

(Dreiſtimmig:) „Bis? — bis? — bis? —“

„Bis er ein tüchtiges Buch geſchrieben hat; ein Werk, welches man vorlegen, womit er Ehre einlegen, worauf man fußen kann. Er mache ein ſolches Buch, dann mache ich ihn zum Profeſſor! Eher nicht!“

Meine Herren Secundanten blickten mich forſchend an; ſie hielten mich für geſchlagen. Ich aber hielt mich meines Sieges nun ſo gewiß, daß ich freudig die Taſſe leerte, ſie beiſeite ſtellte, den Geheimrath von der ſeinigen befreite und ſalbungsvoll anhub:

„Es läßt ſich kaum denken, daß mein lieber Freund verſäumt haben ſollte, Ihnen pflichtſchuldigſt ſein vor Jahren ſchon erſchienenes bedeutendes Werk zu Füßen zu legen. Wahrſcheinlich iſt dieſes Buch unter der Maſſe von Zuſendungen ähnlicher Gattung Ihrer Aufmerkſamkeit entſchlüpft. Sonſt iſt es nicht denkbar, daß einem Herrn von ſo viel Geiſt, von ſo regem Intereſſe für Literatur dies in vielfacher Beziehung wichtige, lehrreiche,

von allen Fachmännern gewürdigte und oft benutzte Product redlichſten Fleißes unbekannt geblieben oder aus dem Gedächtniß entſchwunden wäre! Dr. Auguſt Kahlert hat (Breslau 1835) erſcheinen laſſen: „Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie.“ Da es ſich ſo glücklich trifft, daß ich ein Exemplar mit mir führe, erbitte ich mir die Erlaubniß, es Ihnen morgen, wenn ich mein Drama abliefere, mitbringen zu dürfen. Verſprechen Sie mir, Herr Geheimrath, es aufmerkſam durchzuleſen?“

„Das verſpreche ich Ihnen gern,“ ſagte er, „und ich will Ihnen herzlich dankbar ſein, wenn ich dadurch veranlaßt werde, nachzuholen, was nach Ihrer Anſicht längſt hätte geſchehen ſollen!“

Liebenswürdiger konnte ſich ein ſolcher Mann in Amt und Würden unmöglich gegen einen Komödienſchreiber und -Spieler benehmen.

Man wird mir auf's Wort glauben, daß ich nicht zögerte. Am nächſten Morgen ſetzte ich eine recapitulirende, ſchönſtiliſirte Epiſtel auf, packte ſie mit meinem „Shakeſpeare“ und mit Kahlert's Literaturhiſtorie zuſammen, bürſtete meinen Hut und eilte zu Schulze, wo ich natürlich nicht vorgelaſſen wurde, denn er befand ſich im Miniſterio, gab Packet, Brief, Viſitenkarte mit koloſſalem i. P. dem Diener und — harrte.

An Kahlert zu ſchreiben, meine Hoffnungen zu verkündigen — das ließ ich bleiben. So viel Weisheit hatte ich mir doch ſchon im Leben gekauft, daß ich bedachte, man dürfe niemals voreilig triumphiren. Aber ich harrte.

Und da ſollte es denn heißen: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.“ Von Tag zu Tag wähnte ich, eine Botſchaft zu erhalten; jedes Mal, wenn es an meine Thür klopfte, dachte ich, dies ſei Geheimrath Schulze. Nicht in Perſon! Nein, bis zu einem Gegenbeſuch, den er mir hätte machen ſollen, verſtiegen ſich meine Einbildungen nicht; doch auf eine freundliche Zuſchrift rechnete ich feſt. Und rechnete ſo lange, bis ich einſah, daß ich mich verrechnet habe! Es erfolgte abſolut gar nichts; kein Dank für die Bücher, kein Wort des Grußes, nicht einmal eine Viſitenkarte. Und wie ich denn nach mehreren Wochen wieder bei Beers ſpeiſte und Wilhelm mich fragte: „Nun, wie ſteht's? Haben wir einen Profeſſor zu Stande gebracht?“ mußte ich niedergeſchlagen bekennen: „Nicht die Probe!“

Ich ſchimpfte ein bischen; ſobald ich aber nur meinem Herzen Luft gemacht, ließ ich die Sache fallen, ging eigenen Angelegenheiten nach, dachte nicht mehr an Kahlert und ſeine Profeſſur. So ſteht's um die Freundſchaft! Ich vergaß den Geheimrath, die Bücher, die beabſichtigte Mahnung im berliner Wirbel und Schwirbel; und ehe ein Vierteljahr in's Land gegangen, hatte ich gar meinen treuen breslauer Freund auch vergeſſen, was allerdings ſchlecht genug, aber dem Laufe irdiſcher Dinge und der Natur des Menſchen ganz entſprechend war. Es muß aber doch — und dies ſage ich zu meinem und anderer ehrlichen Leute Troſt — in unſerm ſelbſtſüchtigen, leichtſinnigen, zerſtreuungsluſtigen Weſen irgendwo ein ver-

borgnes, ſicheres Plätzchen geben, einen Verſteck, ein ſo zu ſagen „feuerſicheres Gewölbe" wo die gute ſchwache Seele ihre beſſern, reinen Empfindungen verwahrt. Und aus ſolchem heiligen Depoſito müſſen bisweilen Regungen an die Oberfläche dringen. Sonſt könnte mir damals nicht geſchehen ſein, was jetzt folgt.

Mein berliner Aufenthalt näherte ſich bereits dem Ende; ich richtete mich ſchon zur Abreiſe ein — da begab ſich's, daß ich eines ſchönen Tags nach Mittag um 1 Uhr meiner Wohnung zuging. Dieſe befand ſich am Werder'ſchen Markte, der kleinen zierlichen Kirche gegenüber bei einem Schneidermeiſter, der „Chambre garnie für einzelne Herren" vermiethete und deſſen Frau mich zugleich „in Koſt" genommen hatte. Die Speiſeſtunde ſchlug; ich eilte. Wie ich in's Haus trat, ſtand plötzlich ohne irgend eine mir bewußte Veranlaſſung, das kann ich beſchwören, die Kahlert-Schulze'ſche Angelegenheit vor mir. Und ich erblickte, wirklich und wahrhaftig, wie auf einem Bilde den Herrn Geheimrath, welcher mir zurief: „Ich habe abſichtlich gezögert mit meinem Danke für Ihre Gaben, weil ich erſt kommen wollte, wenn die Beförderung des breslauer Freundes expedirt wäre!" Dies Bild vor Augen, dieſe Aeußerung im Ohr, ſtieg ich die hohe Treppe hinauf, meine Wirthin trug mir die zinnerne Suppenſchüſſel ſchon entgegen, ich ſetzte mich, und wie ich mit der Kelle zu ſchöpfen begann und gleichſam als Antwort auf Schulze's Anrede vor mich hin in die (ich weiß es ſehr genau) „Griesſuppe" hinein mur-

melte: „Was das für unſinnige Phantaſieen ſind!“ ſteckte die Schneiderin den Kopf zwiſchen die halbgeöffnete Thür: „Der Herr Jeheimderath Schulze!“ — Gleich nachher ſtand er vor mir, ein großes, amtlich geſiegeltes Schreiben in der Hand und wiederholte faſt wörtlich, was ich eine Minute früher zu hören gewähnt. Nur, daß er ſeinen Satz nicht zu Ende brachte, aus Schrecken über mich, der ich todesbleich und ſtumm ihn anſtarrte, — ſo zwar, daß er meine Wirthin zu Hilfe rief, denn er fürchtete, ich würde umſinken.

Der große Brief, der in wenig Stunden die Fahrt nach Breslau antreten ſollte, war Kahlert's Ernennung zum Profeſſor.

Ich weiß ſehr wohl, was derjenige, der dieſem Vorfall das Gewand des Wunderbaren abſtreifen will, einzuwenden hat. Er braucht blos anzudeuten, wie nahe ein ſolcher Ausgang doch lag, und wie eben kein beſonderer Scharfſinn dazu gehörte, ihn vorherzuſehen, nachdem mir einmal wieder die Sache in's Gedächtniß gekommen war. Und was dieſelben Worte betrifft, meint der Erklärer, ſo mag es die Einbildung des Erzählers damit nicht ſo genau nehmen.

Gut. Dazu will ich ſchweigen, obſchon ich's als unwahr zurückweiſen könnte.

Aber auffallend wird es doch jedem unparteiiſchen Denker bleiben, daß ich nach Monaten gerade erſt wieder mich lebhaft mit dieſem Gegenſtande beſchäftigte, in demſelben Augenblick, wo die Hauptperſon des

ganzen Auftritts um die Ecke des Hauses biegen wollte, in welches ich ging; wo der Geheimrath natürlich an mich dachte; wo unsere Seelenkräfte sich begegneten!

Soll das jedoch auch wieder „ein Zufall" heißen? Nun, dann ist eben dieser Zufall das Wunderbare.

Und eins scheint mir so unerklärlich wie das andere. Von Unerklärlichem freilich will unsere aufgeklärte Zeit Nichts mehr hören.

Das Schillerjubelfest.

Von Dresden aus ging die erste Anregung zur Allgemeinen Deutschen Schillerstiftung. Mit unermüdlicher Thätigkeit wirkten mehrere Männer verschiedenen Standes und Berufes dafür, daß diese (von mancher Seite her auch feindselig behandelte) Idee in's Leben treten könne. Gutzkow sprach der Sache in seinen „Unterhaltungen am h. H." mit eindringlicher Beredsamkeit das Wort und forderte mahnend und dringend zu Sammlungen, zur Bildung von Zweig-Vereinen auf. Die innerste Seele des Ganzen, wenn schon weniger in den Vorgrund tretend, war der verstorbene Dr. Julius Hammer, der liebenswürdigste, sanfteste, edelste Mensch; der Poet, dessen „Schau um Dich, schau in Dich" an Goethe's und Rückert's ewige Sprüche, an Leopold Schefer's „Laienbrevier" sich anschließt. Ein Mann, obgleich begraben, doch unvergessen fortlebend im Gedächtniß eines Jeden, welcher ihn kannte. Durch Ein-

ſammlung einiger Beiſteuern, die ich aus Gräz in Steiermark nach Dresden beförderte, entſtand in mir der Gedanke: ob es nicht ausführbar ſei, auch in obengenannter Stadt eine Filiale zu gründen? Die Sache bot große Schwierigkeiten dar; denn in Wien hatte man bereits vergeblich um amtliche Bewilligung dazu nachgeſucht; und die Gräzer Behörden, bei welchen ich anklopfte, ſchienen durchaus nicht geneigt, unnützerweiſe vergebliche Schritte zu thun. Doch wagten ſie endlich einen Verſuch und ſandten meine Eingabe gen Wien. Natürlich erhielten wir keine Reſolution.

Ich ließ nicht nach. Schon mehrere Jahre vorher hatte ich mir die Erfahrung erworben, daß in ſolchen Fällen der gerade Weg der beſte ſei. Weil eben neuerdings bei oftmals recht unzeitig angebrachten confeſſionellen Streitigkeiten, Verdächtigungen und Klatſchereien immer wieder behauptet wird, die Proteſtanten in Oeſterreich wären, trotz aller anders lautenden Zuſagen, vielfältigen Chikanen ausgeſetzt geblieben, will ich den Hergang jener mich ermuthigenden Angelegenheit der Wahrheit gemäß erzählen.

Vermöge des jüngſt abgeſchloſſenen Concordates waren die Katholiken berechtiget, von nun an uns Proteſtanten das Begräbniß innerhalb ihrer Friedhofsmauern zu verſagen. Das hieß ſo viel als: „Ihr habt für eure eignen Ruheſtätten zu ſorgen!“ Ganz in der Ordnung. Doch die Gräzer proteſtantiſche Gemeinde iſt nicht reich, hatte ſich durch den Ausbau ihrer Kirche in große Koſten geſetzt und vermochte die Ankaufsſumme

für ein passendes Stück Land unweit der Stadt nicht sogleich aufzubringen. Ich beschloß folglich, unter Beihilfe deutscher Dichter, Gelehrter und Schriftsteller ein „Album" für diesen Zweck herauszugeben. Die Aufforderung, solchem Unternehmen thätig beizutreten, durfte ich nicht in die Welt schicken ohne höhere Bewilligung. Das lag in der Natur der kitzlichen Verhältnisse. Als ich mich mit meinem Vorhaben auf der Statthalterei meldete, machte man große Augen, und mein gütiger Gönner, Herr Vicepräsident von F. fragte mich (mit anderen Worten zwar), ob ich etwa verrückt worden sei, derlei durch das Concordat veranlaßte Aufregungen noch vermehren zu wollen? Jede Vermittelung wurde freundlich, aber entschieden zurückgewiesen. Das Leben kann's nicht kosten, dachte ich, schob den Entwurf zu meiner Aufforderung in ein Briefcouvert, fügte ein paar Zeilen bei, des Inhalts: „Ew. Excellenz werden mir als ein strenger aber gerechter Mann geschildert; Sie wollen entscheiden, ob ich etwas Unrechtes wünsche" und adressirte: An den k. k. Polizeiminister Freiherrn Kempen von Fichtenstamm." — Wenige Tage nachher war die Erlaubniß in meinen Händen . . . und das Album, Dank sei es der Unterstützung von allen Seiten, gedieh. Auch von katholischer Seite wurde ihm christlicher Antheil gewährt. Nur der Redacteur einer einflußreichen Zeitung, mir übrigens wohlwollend gesinnt, weigerte sich, die Anzeige zu besprechen, indem er mir schrieb: „Verlangen Sie sonst von mir, was Sie wollen, doch Nichts für protestantische Zwecke!" Erst nachdem ich ihm

erwidert: „Ich hätte gar keinen anderen Zweck, als Geld für einen Begräbnißplatz herbeischaffen zu helfen, weil ich die Bemerkung gemacht, daß unbegrabene Protestanten durchaus nicht besser röchen, als unbegrabene Katholiken" — erfüllte er meinen Wunsch. Genug, ich hatte das durchgesetzt. Und dessen erinnerte ich mich, wie es mit der Schillerstiftung nicht vom Flecke ging, schrieb an den Minister Alexander Bach; setzte ihm auseinander, welchen günstigen Eindruck es im Auslande machen würde, wenn Oesterreich diesem Vorgange kein Hinderniß entgegenstellte, und ließ ihm das Schreiben privatim auf sicherem Wege zugehen. Bald darauf hatten wir die Bewilligung.

Es waren acht Herren zusammen getreten, die meinen Aufruf mit unterzeichneten: Anton Graf Auersperg (Anastasius Grün), Karl Graf Gleispach, Karl Gottfried Ritter von Leitner, Karl Wilhelm von Martini, Dr. Karl Rechbauer, Dr. Karl Steiner, Dr. Karl Weinhold, F. M. L. Graf Zedtwitz. (Ich entdecke erst jetzt, acht Jahre nachher, daß unter diesen, mich eingeschlossen, neun Männern sich sieben Karl's befinden.)

Eine Stelle aus besagtem Aufrufe mag hier Platz finden, denn es knüpft sich an sie ein Ereigniß von quasi historischem Interesse.

„Die Bewohner dieser Stadt besinnen sich gewiß „noch auf Herrn Godard? Eines tabakrauchenden „Müßiggängers Cigarre war schuld, daß dem französi„schen Luftschiffer sein Ballon verbrannte. Der Mann „schien um seinen Erwerb gebracht; vernichtet. Was

„geſchah? Man eröffnete eine Subſcription für ihn, „die in anſehnlichen, aber auch in kleinen, ganz kleinen „Beiträgen binnen wenigen Tagen eine ſo bedeutende „Summe lieferte, daß Herr Godard ſich einen neuen „Ballon anſchaffen konnte, größer, ſtattlicher, ſolider als „der verbrannte. Das war gewiß recht hübſch und „machte den Gebern, beſonders denjenigen, die aus ihrer „Armuth mit den kleinſten Münzen (oder Zettelchen?) „herausrückten, alle Ehre. Aber aufrichtig geſagt: ſollte „denn, was man aus raſchauflodernbem Mitgefühl für „das Fortkommen eines ausländiſchen Aëronauten gern „gethan, nicht zehn Mal lieber gethan werden, wo Geiſt, „Seele, Gemüth, wo heilige Pflicht; wo das Bewußtſein „laut und vornehmlich redet: Wir ſind Deutſche; und „deutſche Poeſie und Literatur weben das Band, welches „ohne Unterſchied von Farben und Grenzen alle Deut„ſchen verbindet!“

(Ich unterbreche hier den Auszug aus unſerer Anſprache, um von dem durch Gräzer Mildthätigkeit geſchaffenen Luftballon zu berichten, der den Namen „Graz“ trug, und welchen Herr Godard, — Hans Wachenhuſen ſchreibt ihn, wenn er in ſeinen Erlebniſſen beim italieniſchen Kriege von dieſer Perfidie erzählt, irrthümlich: Gontard, — und welchen Herr Godard in eben dieſem Kriege (1859) benützte, um als Luft-Spion gegen Oeſterreich Dienſte zu leiſten. Ein lehrreiches Exempel von Dankbarkeit! Wie viel beſſer hätten die Gräzer ihre etliche tauſend Gulden verwenden können! — Nach ſolcher Exclamation fahre ich fort:)

„Wer nur einigen Theil hat an den geiſtigen Ge-
„nüſſen, die ein gutes Buch gewährt; wem ernſte, be-
„lehrende, erheiternde, rührende Schriften auch nur bis-
„weilen eine trübe Stunde belebten, ihm höhere Freuden
„als die alltäglichen gewährend; ja, wer nur aus Ande-
„rer Munde, wenn er ſelbſt nicht Zeit und Beruf hatte,
„nach Büchern zu greifen, von den günſtigen Einflüſſen
„vernahm, die vielgeleſene Werke auf Bildung und Sitte
„ausüben; ... der handelt ſträflich, ſobald er nicht ein
„Scherflein (ſeinen Mitteln entſprechend) zu dieſem Mo-
„numente deutſcher Eintracht, zu dieſer Stiftung dank-
„barer Pietät liefert. Den Reichen, den Wohlhabenden
„iſt es kein Opfer. Und den Aermeren, die aus der Hand
„in den Mund leben, die erwerben ſollen, was ſie
„nothdürftig gebrauchen, denen ſei auf's Eindringlichſte
„wiederholt, daß gerade ihre paar Kreuzer hier den
„Ausſchlag geben. Denn Jene, welchen es auf etliche
„Gulden nicht ankommt, ſind bald gezählt. Jene aber,
„welche eben nur die „paar Kreuzer" entbehren können,
„ſind unzählbar. Und die Menge ſolcher ganz gerin-
„ger Gaben iſt es, welche nach und nach große Maſſen
„bildet. U. ſ. w."

Wähne jedoch keiner meiner günſtigen Leſer, es habe ſich in Gräz und innerhalb Steiermarks Grenzen zum Beſten der Schillerſtiftung wiederholt, was für den großen franzöſiſchen Windbeutel geſchehen. Den alten Luftballon hatten ſie brennen, den neuen wollten ſie ſteigen ſehen; „Da ſteigt mein Geſchenk mit zur Sonne empor!" dachten ſie. Literariſcher Sinn ſteht dort zu

Lande sehr vereinzelt. Vergeblich hing ich verschiedne Lockvögel aus; schickte ich kleine Beiträge von 50—20—10 Kreuzern ein, damit sie, unter allerlei erfundenen Chiffern und Bezeichnungen von „armen Schülern" — „stillen Handwerkern" — „aus Kinder-Sparbüchsen" und dergleichen in den Zeitungen aufgezählt, Nacheiferung erwecken möchten. Es gingen Gaben von zwanzig und zehn Gulden ein; es kamen auch wohl welche von einem, zwei Gulden; die Masse biß eben nicht an; die Sache wurde nicht populär, und die Gräzer Filiale wird es nach Jahrelangem Bestehen kaum über 1500 Fl. österreichische Währung im Ganzen gebracht haben. Doch daran war wenig gelegen. Ich hatte nicht viel mehr erwartet. Die Hauptsache war ja nur: das Eis zu brechen. So wie der Gräzer Zweig-Verein bewilliget war, konnte die Gründung des Wiener Vereines nicht verboten werden. Sie erfolgte, bewährte sich glänzend, und damit war ja das Ziel erreicht, meine Aufgabe gelöst. Meine acht Theilnehmer hatten mir die Ehre erwiesen, mich zum Vorsitzenden und Geschäftsführer des Vereines zu ernennen. Wie nun kaum ein Jahr nach Gründung desselben jenes große Säcular-Jubiläum herannahte, dessen Vorbereitungen alle Welt bewegten, sagte mir eine bange Ahnung, daß ich, sofern die Stadt Gräz auf irgend eine Art es mitfeiern wolle, unfehlbar vorgespannt werden würde. Damit mir eine Zumuthung dieser Art nicht allzu plötzlich kommen und ich einige Frist gewinnen möge, mich vorzubereiten, wendete ich mich an den Magistrats-

Vorsteher Herrn S., der die Stelle des kränkelnden Bürgermeisters vertrat, und befragte diesen. Die Antwort lautete: „Nein, da können Sie ganz ruhig sein; Sie werden auf keine Weise in Anspruch genommen werden; wir beabsichtigen Nichts, was einer Schillerfeier ähnlich sähe; wir haben wahrlich andere Dinge im Kopfe!" Eine Entgegnung, welche wohl begreiflich wird, wenn man erwägen will, daß sie gegeben wurde im Jahre 1859 nach einem eben so unglücklichen als verhängnißvollen Feldzuge. — Nun, ich ließ mir's gesagt sein, und suchte mein Interesse am Jubeltage mit demjenigen unserer (sogenannten) „literarischen" Gesellschaft zu vereinigen, indem wir ein Bankett vorbereiteten, bei welchem es weniger auf Essen und Trinken, als vielmehr auf Wort und Lied abgesehen sein sollte. Doch die Ruhe war Täuschung.

Merkwürdig genug ging der erste Antrieb zu großartiger öffentlicher Festfeier von — der katholischen Geistlichkeit aus. Der Prälat von Rein (Benedictiner) als Vorstand der höheren technischen Lehranstalt: Joanneum, gab den Lehrern und Studirenden derselben zu verstehen, es sei ihrer unwürdig, zurück zu bleiben. Dadurch theilte sich die Bewegung der Universität mit. Und während ich's mir am wenigsten versah, füllte sich mein Zimmer mit Professoren und Studenten, die mir auf den Kopf zusagten, ich müsse die Festrede halten! Gesträubt hab' ich mich lange genug; habe mich erboten, einem Andern einzuüben, was ich ihm gern aufsetzen wolle . . . vergebens. Es hieß da, sans comparaison, wie in Kotzebue's

Kleinſtädtern: „Zuſehen wollen ſie Alle, aber am Pranger will Keiner ſtehen.“

Die Zurüſtungen nahmen gewaltige Dimenſionen an. Auf dem „großen Glacis“ ward eine Art Kanzel für mich aufgerichtet, von der ich über den weiten Platz meine Stimme ſollte ertönen laſſen. Unterdeſſen gab es Vorfeiern verſchiedener Art. Auch das ganz katholiſche Gymnaſium beging Schiller's hundertjährige Geburtsfeier durch eine Schulactus, und der jetzige Director desſelben, Dr. Richard Peinlich, ein Prieſter, bekannt durch ſeine rigoriſtiſchen Faſtenpredigten, hielt eine Feſtrede, deren tiefer Gehalt und feingeiſtige Form wirklich bewundernswerth waren. Der vielſeitig gebildete Mann machte gar kein Hehl daraus, daß es „ſeinen Gläubigen“ auffällig ſein könnte, wenn in dieſen Räumen einem keineswegs gläubigen Poeten, einem begeiſterten Lobſänger heidniſcher Götter, auf ſolche Weiſe gehuldiget werde; doch zugleich gab er Gründe für die Huldigung an. Er legte ſinnig und lebendig dar, wie in unſerer Zeit praktiſcher Wiſſenſchaft, geſchäftlichen Strebens, irdiſchen Verkehrs, materieller Genußſucht gar viele, auch ſonſt achtbare Menſchen, jeglicher ſpiritualiſtiſchen Richtung entſagend, nur ihrem Vortheil oder leiblichen Wohlbefinden nachjagend, kaum noch Gedanken an ein höheres, geiſtiges Daſein, kaum Gefühle für überirdiſche Dinge in ihrer Seele zu hegen Muße finden würden, kämen ihnen dergleichen Lichtblicke nicht auf dem Wege der Dichtkunſt. folglich gleichſam der Zerſtreuung zu. Und weil es ſich nun ſo glücklich gefügt, daß der am meiſten verbreitete,

am tiefſten in alle Kreiſe deutſcher Bevölkerung eingedrungene Dichter, zugleich der idealſte, der ſittlich-reinſte, der ſtets nach höheren Sphären gerichtete ſei; ſo verdiene Schiller Anerkennung und Dank der Kirche, für die er ſo manches Herz vorbereitet, vom Gemeinen abgelenkt, dem Höchſten zugeführt, an welcher Er unbewußt mitgearbeitet habe! — Dieſe Rede ließ Dr. Peinlich ſpäter im Druck erſcheinen, und überwies den Ertrag des Debits der Schillerſtiftung.

Für unſer Bankett im Saale der Reſſource hatte ich, neben Liedern und Geſängen, eine Art poetiſchen Ringelrennens angeordnet, wobei eine Anzahl von Damen und Herren, mit unterſchiedlichen Citaten aus Schiller'ſchen Dichtungen abwechſelnd, ſich gegenſeitig antworteten und ergänzten, ſo daß jede einzelne, ausgehobene Stelle zum Schlagworte der nächſtfolgenden wurde, bis ſie allgemach zuletzt im feurigen Schlußwort ihre Vereinigung fanden. Das Ding machte ſich nicht übel, und ich bedaure den Verluſt des Manuſcriptes, welches mir ich weiß nicht durch wen abhanden gekommen iſt.

Mir war übrigens bei all' dieſen Vorfeſtlichkeiten nicht wohl. Denn meine Verpflichtung: am Hauptabende eine Rede zu — brüllen, lag mir wie der ſchwerſte Stein auf der Bruſt. Ich rannte, gleich der kürzlich eingefangenen Wachtel im Käfig, in meinem großen Zimmer umher und übte mir das „Gebrüll" ängſtlich ein. Die Mauern bebten zwar dabei — dennoch blieb mir's fraglich, ob mich „die halbe Stadt unter freiem Himmel" verſtehen, oder ob der mit zierlichen Schneeflöckchen dro-

hende Novemberwind meine Rede in alle Lüfte blasen würde? —

Fürstin Christiane Colloredo, welche das im nahe gelegenen Göstinger Schlosse befindliche Lazareth für verwundete Officiere unter ihre Obhut genommen, hielt sich damals zu Gräz auf. Sie und Gräfin Louise Schönfeld wünschten meine Rede zu hören, fürchteten jedoch das Gedränge. Da ich für meine Tochter zu demselben Zwecke mir einige Fenster im Hause des Professor Dr. Clar, am Glacis gelegen, — freilich eine weite Strecke vom Kanzelstande entfernt — erbeten hatte, schlossen sich jene Damen an, und ich hatte die Ehre sie dahin zu geleiten. Es war verabredet worden, daß ich dort harren solle, bis der lange Fackelzug sich aus der Stadt auf den großen Platz gewunden und gehörig aufgestellt habe; dann erst wollte man mich abholen, damit mich die scharfe Schneeluft nicht heiser mache, bevor ich noch loslegte. Und da saßen wir nun, lange, lange wartend. Die Ankunft des Zuges verzögerte sich ungebührlich. Da saßen wir, langweilten uns rechtschaffen... draußen wogte und lärmte die ungeduldige Menge; aus Minuten wurde eine Stunde, noch eine halbe — endlich rief die Fürstin: „Ich kann nicht länger weilen, ich muß hinaus zu meinen Kranken; Holtei soll uns seine Rede hier im Zimmer vorsagen, dann fahr' ich nach Göstling!" Gern bereit zu gehorchen, hub ich an. Aber weil ich zwei Tage hindurch mich daran gewöhnt hatte, an stündliche Sprech- vielmehr Schrei-Uebungen den vollsten Kraftaufwand meiner ausgiebigen Stimme zu setzen,

blieb ich auch hier, in Dr. Clar's kleinem Studirstübchen, dieſer Gewohnheit treu und donnerte die erſten Worte: „Heute vor hundert Jahren ꝛc.“ ſo furchtbar heraus, daß Fürſtin Chriſtiane und Gräfin Louiſe ſammt meiner armen Tochter beinah von ihren Sitzen herabſanken. Die erſte Wirkung war ein heftiger Schreck geweſen; die nächſte wurde zum unbändigen Gelächter, in welches ich einſtimmte, welches jeden wiederholten Verſuch unmöglich machte. Die Damen entfernten ſich, ohne meinen Vortrag genoſſen zu haben. Bald darauf verkündigten Muſikchöre die Ankunft des Zuges, und nach einem Weilchen ſtellte ſich Dr. Illwoff mit mehreren Studenten ein, die mich in ihre Mitte nahmen und als Delinquenten durch die Maſſe zur Hinrichtung escortirten. Ich beſtieg das hohe Katheder. Hinter mir hatt' ich den Stadtgraben, darüber den Schloßberg, vor mir Fackeldampf und einen von dieſem letzteren eingehüllten, mit theils grell beleuchteten, theils düſtern, unzählbaren Geſtalten überfüllten, unüberſehbaren Raum. Schwere, finſtere Wolken jagten durch die Nacht; der Sturm wühlte in meinen langen Haaren, und trieb ſie mir in's Geſicht; doch meinte er's gut, denn er kam mir in den Rücken, trug den Schall meiner Stimme den Hörern zu; ſo glücklich, daß man, was ich ſprach, wie mir ſpäter geſagt worden iſt, bis weit hinein in die Gaſſen, welche auf's Glacis münden, deutlich vernommen hat. Nun durft' ich „loslegen;“ nun that ich's:

„Heute vor hundert Jahren erwartete eine brave, ſtille Hausfrau im ſchwäbiſchen Städtchen Marbach ihre

Niederkunft und ward des nächſten Tages von einem Sohne entbunden, welchem jetzt Deutſchland, Europa, Amerika huldigen im Namen Friedrich Schiller. Die Anordner des hieſigen Feſtzuges, die Genoſſen desſelben, ein großer Theil der auf dieſem Platze verſammelten Schauer und Hörer empfinden wohl die Wichtigkeit der Stunde und begehen die hundertjährige Jubelfeier mit gerührtem Ernſte. Aber es mögen auch nicht Wenige dem Tone der Inſtrumente, dem Klange der Lieder, dem Scheine lodernder Fackeln nachgefolgt ſein, die kaum ahnen, was dieſer Aufzug bedeuten ſoll. Die es nicht wiſſen können, weil ſie im Joche ihres von Arbeit und Mühſal belaſteten Daſeins Dringenderes zu thun haben, als zu feiern und zu leſen. Erſtaunt mögen dieſe fragen: was geſchieht hier? Weſſen Bildniß ward aufgeſtellt? Wer iſt der Mann geweſen? Ein Herrſcher? Ein Feldherr? Wenigſtens doch ein Millionair? Weil ſie's gar ſo ſehr mit ihm treiben. —

Nicht doch, meine Freunde; er war nur ein armer Dichter! —

Ein Dichter? Verſe hat er gemacht? Bücher hat er geſchrieben? Und deshalb? —

Ja, ja, deshalb! Laßt Euch ſagen, Ihr Alle, die Ihr den Namen heute vielleicht zum erſten Male hörtet; oder Ihr, die Ihr ihn wohl vernahmt, ohne ſonderlich viel dabei zu denken, laßt Euch ſagen: Es mag größere Dichter gegeben haben, — einen edleren, reineren, redlicheren, ſtrenger gegen ſich ſelbſt gab es nirgend auf Erden. Er goß heiligendes Feuer in die Adern der Jugend; er ver-

jüngt mit ſeiner jugendlichen Himmelsgluth das hinwelkende Alter. Darum haben die Jünglinge, die ſich hier um ſein Bild ſchaarten, mich alten Mann zu reden aufgefordert, damit Jugend und Greiſenthum verbunden den Unſterblichen preiſen! Glaubt's mir, auch Ihr, die Ihr nicht eine Zeile von ihm kennt; die Ihr vielleicht außer Eurem Gebetbuche kein Buch in die Hand nehmt; die Ihr verwundert fragt: „Was haben wir, was hat unſere Stadt mit Dichtern zu ſchaffen?" Ihr Alle ſeid ihm Dank ſchuldig! Denn von ſämmtlichen Lehrern und Verkündigern der Wahrheit, der Menſchenliebe, des Göttlichen*) auf Erden, iſt Er einer der wirkſamſten geweſen. Er hat guten Samen ausgeſtreut durch ſeine Worte; Er hat edle Geſinnungen verbreitet; Er hat Milde und Wohlthätigkeit befördert; Er hat beigetragen, Deutſchlands Selbſtgefühl zu wecken, zubeleben, der deutſchen Stämme Einigkeit vorzubereiten. Er iſt eine Zierde der Nation, und andere Völker beneiden uns um ihn. Wer unter uns jemals Gutes erfuhr von treu-geſinnten Seelen, wem Wohlwollen gefällig entgegentrat, wem Hilfe ward in der Noth, wem Dankbarkeit in der Bruſt wohnt, der danke auch unſerem Dichter. Denn dieſer hat viel gethan für Menſchenwürde, für Unterdrückung eigennütziger Selbſtſucht. Seine Lehren ſind übergegangen in Thaten. Wenn

*) Bezeichnend iſt's, daß dieſer Ausdruck Anſtoß gegeben hat — (nicht etwa, wie ſich vermuthen ließe, bei Mitgliedern der Geiſtlichkeit) — bei penſionirten Stabsofficieren, deren Einer als Wortführer die Behauptung aufſtellte: ich hätte Schiller über Chriſtus geſetzt. — Es iſt unglaublich, wie viel Dummheit in der Welt exiſtirt.

wir ihn feiern, so feiern wir eigentlich nur, was in Erdgeborenen an himmlischen Gedanken und Regungen überhaupt lebt und waltet. — Ja, wir blicken empor zum Schöpfer des Weltalls in kindlicher Sehnsucht. Dort ist des Verklärten Heimath. Von dort herabgesendet, ewige Ideen zu verkündigen, trat er in die Erdenwelt und erfüllte seine Sendung, krank, leidend, froh entbehrend, männlichen Muthes reich. Dorthin zurückgekehrt weilt er im Lichte. Sucht ihn bei den Sternen. Er ist ein Stern Deutschlands. Kein Deutschland ohne ihn. Deutschland, und mit diesem Friedrich Schiller, hoch! Dreimal hoch!"

Ein jubelndes Geschrei, — Trompeten-Geschmetter, wirbelnde Pauken . . . die Schaaren verliefen sich, und wir zogen heim, eingeräuchert vom Qualm der Fackeln, schwarz wie die Mohren. Als ich dann auf stillem Nachtlager weder Schlaf noch Ruhe fand, Alles noch einmal im Halbtraume durchmachte, die Rede mir immer wiederholte und mich recht aufrichtig fragte: ob ich Nichts darin vorgebracht, was meiner Ueberzeugung widerspräche; ob ich nicht auf Kosten der Eitelkeit, welche den Beifall einer großen Hörerschaft erstrebte, der Verehrung für Schiller allzu volle Worte geliehen . . . da durfte ich mich zwar nach reiflicher Prüfung von jeder Unwahrheit freisprechen, fühlte aber doch im tiefsten Herzen sich regen, was einer Anklage gleich kam. Diese war freilich gegen Diejenigen gerichtet, welche über dem fast gewaltsam betriebenen Schillerkultus heute wie sonst vergessen

zu wollen ſchienen, daß es einen Goethe giebt; ſie traf jedoch auch mich, dem der Muth gefehlt, des Größeren hier zu gedenken, während ich von deſſen großem Freunde ſprach. Ja, ich machte mir ernſtliche Vorwürfe über meinen Abfall (wie ich es ſelbſtquäleriſch nannte) von der Sache, der ich Anhänglichkeit und Treue gelobt; meinen Abfall von der allerdings an Zahl geringeren, dafür an Bedeutung deſto mächtigeren Goethe-Gemeinde. Ich kam mir wie Fahnenflüchtig vor.

Jetzt noch, volle ſieben Jahre nachher, frag' ich mich wie damals: welche Urſachen mag es haben, daß die Schillerfeier des Novembertages alljährlich wiederkehrt, indeſſen der 28. Auguſt nach wie vor ſpurlos vorübergeht oder nur einen kleinen Kreis Auserwählter verſammelt?

Ein naheliegender Grund findet ſich gewiß in der Jahreszeit. November-Monat iſt überhaupt die Blüthe der im Herbſt wieder zuſammentretenden Geſelligkeit; weil er der düſterſte, unfreundlichſte zu ſein pflegt, eignet er ſich am Beſten für Zuſammenkünfte, welche den Tafelfreuden gewidmet ſind. Auguſt dagegen iſt ein Ferien-Monat. Jung und Alt befindet ſich auf Reiſen. Wer's irgend erſchwingen kann, zieht in der Welt umher. Kein Menſch befindet ſich daheim; folglich wird es ſchwierig ein größeres Feſt zu veranſtalten, dem es an Theilnehmern fehlen könnte.

Das mag für eine Entſchuldigung gelten — doch nur für eine halbe. Die wahren Urſachen ſitzen tiefer. Wäre Göthe ebenfalls im November geboren, ſeine Geburtsfeier würde darum doch nicht rechte Wurzeln faſſen.

Denn die Partei, welche gegenwärtig in Schrift und Rede das lauteſte Wort ſpricht, hat ſich einmal Schiller's (mit welchem Rechte das mag ſie vor Ihm verantworten, wenn ſie kann!) als einer Art von Aushängeſchild bemächtiget. Sein Name iſt das Feldgeſchrei für die „Bewegung" geworden. Und die Männer, welche dieſe anregen, aufrühren, treiben, leiten, ſind mit ſeltenen Ausnahmen Antigoethianer*). Ich gebrauche den Ausdruck „Bewegung," um einen deutlicher bezeichnenden zu vermeiden; wird man doch verſtehen, was ich meine. Ihr huldigen ja die meiſten Tagesſchriftſteller, denen Goethe geradezu verhaßt ſcheint. Und viele laſſen ſich von ihrem Haſſe ſo weit verblenden, daß ſie die deutſche Geſinnung des Dichters beargwohnen, der „Götz" und „Hermann und Dorothea" ſchrieb. Weiter kann Parteiſucht den Unſinn kaum treiben. Gleichwohl giebt's auch dafür eine Erklärung. Sie läßt ſich aus verbiſſenem Ingrimm deduciren, deſſen Urquell ich im Vorſpiel zum Fauſt ſuche. Darin heißt es:

„Wenn Jenen Langeweile treibt,
Kommt Dieſer ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und was das allerſchlimmſte bleibt:
Gar mancher kommt vom Leſen der
Journale."

*) Ueber die Maßen hat es mich verwundert und erfreut, in einem der berühmteſten Gelehrten, der (wie A. v. Humboldt ſcherzhaft von ſich ſagte:) röthlich genannt werden darf, einen leidenſchaftlichen Goethianer zu entdecken. Dieſer außerordentliche Hiſtoriker gehört eben zu obgenannten „Ausnahmen."

Das können ſie ihm nicht verzeihen. Als er es ausſprach traf es noch ſehr Wenige. Heut' zu Tage iſt die Zahl derer, die ihm dafür grollen und Rache hegen, Legion.

Doch, daß ich nicht verleumde! Bei Lichte betrachtet iſt's nicht ganz ſo. Es könnte ja nur von denjenigen Journaliſten die Rede ſein, die obiges Citat kennen. Und ſicherlich giebt es unter den Stimmführern gegen Goethe ſehr Viele, die ſich um „ſolches Zeug" gar nicht bekümmern. Ja, noch mehr: Viele enragirte Schillerianer, welche Schillern nur gehörig preiſen zu können glauben, wenn ſie Goethe gegen ihn herabſetzen, kennen auch ihren Götzen höchſt oberflächlich, und würden dumm erſtaunen, gäbe man ſich die Mühe ihnen aus ſeinen Dichtungen ſchlagend nachzuweiſen, wie fern ſeine Anſichten von Welt und Staat den ihrigen ſtehen.

Alſo laſſen wir's gehen! Freuen wir uns, daß Schillers Werth gerechte Würdigung findet; beruhigen wir uns einſtweilen mit der Hoffnung, daß Goethe's Zeit erſt recht glorreich anbrechen wird; und bleiben wir unſerem Wahlſpruche getreu: Goethe für immer!

Jean Paul.

(Zum 21. März 1863.)

Gedenken wir des zehnten und elften November 1859, wie durch ganz Europa — überall wo Deutſche weilen, bis über's Weltmeer nach Amerika hinein, — die Feier-

klänge des hundertjährigen Schillertages jubelnd ertönten; wie eine fieberisch-entzückte Begeisterung alle Stände durchströmte; wie vom Knaben zum Greise, von der Jungfrau zur Matrone ein und dasselbe Losungswort ausging ..... und erwägen wir dagegen, daß heute vor hundert Jahren in dem bairischen Orte Wunsiedel, unweit der böhmischen Grenze, ein Kind geboren ward, dessen Vater sich Richter nannte, welches in der Taufe die Namen Johann Paul Friedrich empfing ..... so dürften wir staunend ausrufen: Bleibt's denn über dieses Säcularfest ringsum so still? Außer einer musikalisch-deklamatorischen Vorstellung in Baireuth, die durch des Verstorbenen dabei thätigen Schwiegersohn gewissermaßen den Anstrich localer Familienfeierlichkeit bekommt, scheinen sich nirgend öffentliche Kundgebungen von größerer Ausdehnung vorzubereiten? Allerdings berichten verschiedene Journale daneben, daß Baireuther Gymnasiasten einen Fackelzug zu dem mit Gasflammen beleuchteten Standbilde Jean Pauls heute Abend unternehmen wollen. Wir haben diese kurze Notiz, bei welcher sich die Wenigsten viel gedacht haben mögen, mit sonderbaren Empfindungen gelesen. Der Mann also, der vor achtundsechszig Jahren schrieb:

„Was soll ich dem stehenden und schreibenden Heere beladener Staats-Hausknechte, Kornschreiber, Kanzellisten ꝛc. aller Departements und allen im Krebskober der Staatsschreibstube auf einander gesetzten Krebsen, die zur Labung mit etlichen Brennnesseln überlegt sind, was soll ich Solchen für einen Weg zeigen, hier seelig

zu werden? — — Ein zusammengesetztes Mikroskop zu nehmen und damit zu ersehen, daß ihr Tropfe Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingstaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld, und der Sand ein Juwelenhaufe ist! Diese mikroskopischen Belustigungen sind dauerhafter, als alle theuren Brunnenbelustigungen." —

„Daß man kleine sinnliche Freuden höher achten müsse als große; den Schlafrock höher als den Bratenrock; daß uns nicht große, nur kleine Glücksfälle beglücken ꝛc. Gelingt mir das, so erziehe ich durch mein Buch der Nachwelt Männer, die sich an Allem erquicken: an der Wärme ihrer Stuben und ihrer Schlafmützen — an ihrem Kopfkissen — an den heil. drei Festen — an bloßen Apostelntagen — an den abendlichen moralischen Erzählungen ihrer Weiber, wenn sie Nachmittags als Ambassadricen einen Besuch auf irgend einem Wittwensitz, wohin der Mann nicht zu bringen war, gemacht hatten — an dem Tage wo eingeschlachtet, eingesotten, eingepökelt wird gegen den grimmigen Winter — und so fort. Man sieht, ich dringe darauf, daß der Mensch ein Schneidervogel werde, der nicht zwischen den Aesten des brausenden, von Stürmen hin und her gebogenen unermeßlichen Lebensbaumes, sondern auf eines seiner Blätter sich ein Nest aufnäht und sich darin warm macht. Die nöthigste Predigt die man unserem Jahrhunderte halten kann, ist die, zu Hause zu bleiben!"

Der Mann also, der dies unumwunden ausspricht;

der in den Doppelgängen Siebenkäs und Leibgeber, in den ungleichen Brüdern Wult und Walt, im genügsambeseeligten Dorfschulmeisterlein Wutz, im Vogelstellersohne Fibel, im Lehrer und späteren Pastor Fixlein, in so vielem rührendem kindlichem Stilleben eigentlich die Memoiren seines heiligsten eigenen Lebens niedergelegt; ..... Dieser Mann also, einhundert Jahre nach seiner Geburt, steht in effigie mit Gasen beleuchtet da, und auf vielbefahrenen Eisenbahnen bringt der Dampfwagen etwaige Zuschauer von allen Ecken und Enden herbei. Der Dampfwagen, die „Locomotive," — dieses eigentlichste Motiv, daß eben niemand mehr zu Hause bleiben will.

Fragen wir jetzt noch, weshalb große öffentliche Feierlichkeiten zum einundzwanzigsten März 1863 auf jene Stadt sich beschränken, in der Er zuletzt lebte, in der Er starb, in der sein Denkmal steht. Gewiß nicht; wir brauchen nicht zu fragen; wenigstens können wir uns selbst Antwort ertheilen: Der Mann und seine Werke sind nicht geeignet in unserer Zeit allgemeine Theilnahme zu erfahren. Ein schrofferer Zwiespalt, als zwischen seinen Grundsätzen, Weltansichten, Lehren, Werken und zwischen der unruhig drängenden, widerspänstigen, störrisch-stürmischen Hast jetzt waltender Generation herrscht, läßt sich gar nicht ersinnen. Er kann der Menge nicht gefallen, noch weniger ihren Führern. Seine Zeit ist vorüber.

Und sein wir gerecht: Die Form in welche der große hocherhabene Geist sich schriftstellerisch hüllt,

erſchwert ſein Verſtändniß, hilft ihn der Gegenwart entrücken. Herr Heinrich Heine ſchimpfte ihn einmal kurzweg den „konfuſen Vielwiſſer aus Baireuth.“ Ehrlich geſtanden, es ſteckt etwas Wahres in dieſem boshaften Ausdruck. Er beſaß zu maſſenhaften Vorrath, um ihn gehörig zu überſchauen, beſaß zu wenig büchermacheriſche Fügſamkeit, um ihn geſchmackvoll ordnen zu können. Auch hatte er von der Außenwelt zu wenig geſehen, in ihr zu wenig erlebt, um ſeine gewaltig und weitſchweifig angelegten Romane mit realer Lebenswahrheit auszuſtatten. Seine Darſtellung irdiſcher Größen fällt oftmals kleinlich aus; ſeine Helden werden zu überſchwänglich, ſeine Heldinnen zu ätheriſch, ſeine Erfindungen verlieren ſich bisweilen in nebelhafte Träume. Cyniſcher Humor praſſelt ſtörend, die Frauen zurückſchreckend und verletzend dazwiſchen. Der ewige Kleinſtädter ſchlägt ihn gerade am heftigſten in den Nacken, wenn er grandioſe Begebenheiten auszumalen ſtrebt. Das müſſen ſeine innigſten Verehrer zugeben, und thun ſie's nicht, ſo rauben ſie ſich eigenſinnig die Freiheit, an ihm zu verherrlichen, was herrlich, was einzig; worin er einzig iſt!

Wahrlich, es paßt nicht zum Weſen unſerer Zeit, es verträgt ſich nicht mit der Richtung unſerer Jugend, einzufahren in die tiefen, gehaltreichen, hinter verwunderlichen Gewächſen und Dorngebüſchen verſteckten Schachte ſeiner Weisheit, Wahrheit, Tugend und Milde. Dazu haben ſie in unſerer Zeit keine Zeit mehr. Darum auch begehen ſie kein hundertjähriges Jubelfeſt durch

laute, öffentliche, allgemeine Ausbrüche begeisterter Verehrung. Dagegen läßt sich nichts einwenden.

Doch meinen wir auch nicht zu übertreiben, in sofern wir behaupten, daß in unzähligen kleinen Vereinigungen, in vielen „altmodischen Kreisen," wo der „Zopf," der allgeschmähte, bespöttelte Zopf (im guten Sinne) noch etwas gilt, heute voll Rührung und heißer Dankbarkeit des Unsterblichen gedacht wird, der so unbeschreiblich große Wohlthaten geübt an unsern Vätern und Müttern und Großeltern, durch jene Samenkörner entsagender Genügsamkeit, bescheidenen Gottvertrauens, stillhäuslichen Frohsinns, die er mit seinen Büchern ausstreuete. Nein, jedes Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist noch nicht zerrissen; aller Glaube an schlichtbürgerliches Dasein, an kleine häusliche Freuden ist noch nicht erstorben in Deutschland. Es giebt noch Seelen, welche ihn festhalten den fromm-einfältigen Grundsatz, daß jedweder Staats- und Welt-Verbesserer in sich und in seinem eigenen Hause zu bessern beginnen soll, und daß nicht von Draußen, sondern von Innen das Heil kommt. Es giebt noch Augen, welche in süßbeglückender Wehmuth, in heiterem Mitgefühl überfließen bei *seinen* Gemälden aus niedriger armer Menschenwelt. Wir wagen es auszusprechen, — und unsere vorhergeschickten Zugeständnisse Jean Paul'scher Mängel und Fehler berechtigen uns zu solchem Wagnisse, — wir sagen es mit voller Ueberzeugung: in dergleichen Erzählungen ist und bleibt Er nicht nur der größte Dichter *seiner*, er bleibt der unerreichte Dichter

sämmtlicher Jahrzehnte . . . und Jahrhunderte! So durch und durch deutsch in jeglicher Bedeutung des Wortes schrieb noch Keiner die Geschichten geringer, dürftiger, unbekannter, theils beschränkter, theils Gottbegnadigter deutscher Menschen. So tief ist noch Keiner vor ihm und nach ihm eingedrungen in's Gebiet der Seelen- und Herzens-Kunde. Solch' himmlisch-hohe Lehren hat noch kein Erdensohn gegeben im unscheinbaren Gewande.

„Wirf, sagt ein arabisches Sprichwort, keinen Stein in den Brunnen, woraus Du getrunken. Himmel! in welche Brunnen werden mehr Steine aller Art: Höllensteine, Eckstein, Stinksteine u. s. w. geworfen, als in den Brunnen der Wahrheit und des kastalischen Quells? Ein dumpfer, dunkler Recensent hat vielleicht in seinem Leben nicht eine einzige frohe Minute dem Dichter geweiht, der ihn mit Himmelstunden trotz aller Fehler überladen; gleichwohl tunkt das Thier die Tatze ein und wirft ohne allen Dank dem Manne giftig und bissig die wenigen Zeilen vor, in welchen es nicht so leicht baden konnte, als in den andern."

Fanden und finden diese Stoßseufzer unseres Jean Paul auf einen Dichter vollste Anwendung, so ist es auf ihn selbst. Auf ihn vor Allen. Wie viele Stink- und Höllensteine sind in seinen kastalischen Quell geworfen worden; und wie viele werden noch immer wider ihn aufgehoben!

Nun, wir wollen nur Märzveilchen brechen, diese seine duftigen Frühlingsgeschwister ihm um das Haupt

zu winden. Wir wollen nie vergeſſen, nie verleugnen, daß Er uns oft erquickt, gelabt, geſtärkt, gereiniget. Wir wollen in treuer Dankbarkeit ſeiner gedenken, heute, immer!

Wir wollen auch die Hoffnung nähren, daß ruhigere Tage, minder aufgeregte, minder nach Außen ſtrebende Geſchlechter den unſrigen dereinſt folgen werden. Daß eine Zeit wiederkehren mag, wo ſtille Sammlung, ausdauernder Ernſt, häusliche Zufriedenheit an die Stelle zerſtreuungsſüchtiger, prunkender, nach eitlem Rauſchgolde trachtender Modeluſt treten; wo der Jüngling die Befriedigung unklarer Sehnſucht nach ſchwankenden Idealen wieder in ſich, in ſeiner Bruſt ſuchen und finden; wo Mutter und Töchter weniger auf die Peripherie der Crinoline, als auf das Centrum ihres Herzens achten werden. Dann wird man auch von unſerem Jean Paul den Staub der Vergeſſenheit ſchütteln und wird ſich die M ü h e nicht mehr verdrießen laſſen, Ihn der Bruſt und dem Herzen in der Bruſt durch fleißiges Studium näher zu rücken.

Dann, geliebt es Gott, gilt auch E r heute über hundert Jahre als Gemeingut ſeines Volkes; Er — ſammt all' ſeinen baroken Fremdwörtern, — der deutſcheſte deutſcher Dichter!

Graf Anton Alexander Auersperg.

(Anastasius Grün.)

Als die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" in ganz Deutschland Begeisterung erweckten für den ungenannten Sänger, stahlen sich wohl auch einzelne Abdrücke des reizenden Büchleins durch Grenzcordons und Revisionsämter nach Oesterreich hinein, und wem es gelungen war, eines zu erhaschen, der barg es wie einen sorgsam zu hütenden Schatz vorsichtig an der Brust; nur die vertrautesten Freunde ließ er hineinblicken; nur in kleinem Kreise erlabten sie sich am Genusse des erquickenden Trunkes aus deutscher Dichtkunst reinstem Quell. Ein Mann aber trug das verbotene, streng verpönte Buch offen und frei in seinen Sälen herum, lobte aus vollen Tönen die hohe Gesinnung, die meisterhaften Verse, wurde nicht müde, jene ihn zunächst berührende „Salonscene" zu preisen, sich zu ergötzen an den graziösen Dornenstichen der ihm gewidmeten poetischen Rosen. — Dies hinderte nicht, daß ein anderer Mann, minder hochgestellt, doch in seiner Sphäre nicht weniger einflußreich, alle Mittel in Bewegung setzte — und es standen ihm deren viele und vielerlei zu Gebote! — damit der gefährliche Poet ausgespürt werde.

Sämmtliche Censoren Wiens wurden aufgeboten. Vergebens. Da ließ sich keine Fährte entdecken, die eine sichere Beute verheißen hätte. Die Herren schüttelten die Köpfe und seufzten: hier ist Nichts zu machen! Nur

einer unter ihnen ſchlug den in Cenſurgeſchäften ſonſt unbeſchrittenen Pfad kritiſcher Forſchung ein. Denn er war nicht allein Cenſor; er galt auch als Aeſthetiker, als Kritiker, als lyriſcher und dramatiſcher Autor. Deinhardſtein gab ſeinem Chef die Erklärung ab:

„Wenn, wie man für gewiß anzunehmen pflegt, das Epos: „Der letzte Ritter," den Grafen Anton Alexander Auerſperg zum Verfaſſer hat, ſo iſt beſagter Graf auch Verfaſſer der Spaziergänge, beide Dichtungen fließen aus einer Feder."

Wahrhaftig, gar nicht übel argumentirt für einen Cenſor! Und die Conjectur ſpricht für den Scharfſinn des ſpätern Hofburgtheaterdirectors; freilich nur ſo lange wir ihn blos neben ſeine Collegen im Amte ſtellen. Denn an und für ſich lag die Verwandtſchaft, die innerlichſte, beider Dichtungen klaren Augen nahe genug zu Tage. Der letzte Ritter, wie der Spaziergänger . . . echt ritterliche Erſcheinungen im edelſten Sinne des Wortes ſind ja beide.

Anaſtaſius Grün, kürzlich von einem ſeiner Verehrer befragt, wie er ſelbſt die Verſchmelzung des Grafen Anton aus dem Herrenhauſe in eine und dieſelbe Perſon mit jenem verketzerten und verfolgten Sänger anſchaue, erwiederte offen:

„Die Geneſis der Verbindung von Poeſie und Politik in meinen Schriften erſchöpfend zu erläutern, fällt mir ſchwer. Wenn ich mein Geiſtesleben in ſeiner Entwickelung und die darauf Einfluß nehmenden äußeren Anläſſe überblicke, ſo ſtoße ich auf eine einzige That-

ſache, und zwar ſchon in meiner früheſten Jugend, welche ich als entſcheidend anerkennen muß. Es war wohl im Jahre 1813,—mein Geburtsland Krain, franzöſiſche Provinz; — mein Vater ſtand am Fenſter und ſprach mit meiner Mutter, wahrſcheinlich über damalige politiſche Ereigniſſe; plötzlich aber ſagte er, die Hand auf's Herz legend, mit beſonderer Wärme und Betonung: „Ich bin und bleibe ein guter öſterreichiſcher Patriot!" — Wie es im Kinderleben ſo oft geſchicht, daß einzelne, dem Kleinen ſogar unverſtändliche Worte (vielleicht gerade, weil ſie kaum halb verſtanden wurden!) tief in's Gemüth dringen, ſich auf immer einprägen und den Geiſt zur Forſchung anregen, ſo erging es mir, dem kaum ſiebenjährigen Knaben, mit den gänzlich dunklen Worten: „öſterreichiſch und Patriot." Sie beſchäftigten mich ſpäter noch lange und oft. Mag denn auch dieſe an ſich unſcheinbare Scene im Schloſſe „Thurn am Hart" nicht als der einzige Moment maßgebender Bedeutung für meine dichteriſche Richtung gelten dürfen, ſo bleibt ſie doch nach meinem eigenen Gefühle der Mittelpunkt, der Kern des ganzen Lebens und Strebens, dem ſich ſpätere Erlebniſſe und Erfahrungen mächtig anfügten, um in eines zu verwachſen. Wenn dann der weitere Verlauf meiner Erziehung, die damaligen Zuſtände meines Vaterlandes, die hyperkatholiſche Richtung, welche in der K.'ſchen Anſtalt verfolgt wurde; wenn beſonders die Wahrnehmungen des Jünglings und jungen Mannes ihn entdecken ließen, welcher Zuſammenhang zwiſchen gewiſſen kirchlichen und politiſchen

Tendenzen ſtattfand! . . . wenn endlich ſolche Wahrnehmungen den jungen feurigen Dichter zur Oppoſition aufriefen, und er ſcheinbar als ein Gegner Oeſterreichs hervortrat, ſo iſt er doch gewiß immer und unerſchütterlich der treueſte öſterreichiſche Patriot geblieben und war dies gerade dazumal, wo man ihn gern für einen Feind ausgeſchrieen hätte, mehr als je!" — So weit er ſelbſt. — Wir wollen unſeren Leſern, denen wir ſein Abbild nicht darbieten können, doch ein möglichſt ähnliches Bild des Mannes geben in ſeinem perſönlichen Weſen und Benehmen; ihn ſchildern wie er leibt und lebt. Und da müſſen wir zuvörderſt als höchſt bezeichnenden Grundzug die beſcheidene Anſpruchsloſigkeit hervorheben, die ihn ſchmückt, und die ihn ſo aufrichtig durchdringt, daß ſie bisweilen in Schüchternheit ausartet. Nicht etwa, wie wenn er an ſeinem Genius zweifelte? Das wäre ja unverträglich mit der Flamme, die ihn beſeelt! Auch weicht ſie augenblicklich, ſobald es gilt, irgend einen ihm gemachten Einwand gegen irgend eine ſeiner poetiſchen Produktionen — betreffe dieſer die Form oder den Stoff — zu erwidern. Er weiß ſich jedesmal voll Beredſamkeit zu vertheidigen und vermag über Intentionen und Ausführung genügende Rechenſchaft abzulegen; denn er arbeitet ſtets fleißig und ſorgſam und trotzt nie auf ſeinen Ruf. Eben ſeine edle Beſcheidenheit läßt ihn jegliche Vernachläſſigung meiden, und kein mühſam ſtrebender Anfänger kann ſorgfältiger an künſtleriſch abgerundeten Strophen die Feile prüfen als er, der durch ganz Deutſchland und weit darüber

hinaus anerkannte Meiſter. Doch wie geſagt, für gewöhnlich erfüllt ihn jene heilige Scheu, die den wahren Dichter nimmer verläßt, obgleich ſie im Widerſpruche zu ſtehen ſcheint mit poetiſcher Produktionsluſt und mit dem Bedürfniß, vor die Welt zu treten. Jene heilige Scheu, welche einſt Goethe ſo eigenthümlich bezeichnete, indem er ſagt:

„In mir ſind zwei Naturen; die eine möchte auf alle Berge ſteigen, hinabrufen: Seht her, ich bin der Goethe! aber die andere fühlt ſich verlegen und möchte ſich verſtecken beim Beſuche jedes Durchreiſenden, der mich zu betrachten kommt.“

Zunächſt dieſer gern entſagenden, die leiſeſte Spur von Oſtentation verſchmähenden beſcheidenen Natürlichkeit zeigt ſich bei Anaſtaſius Grün die wohlwollendſte, theilnehmendſte Freude an den Beſtrebungen Anderer. Sie zeigt ſich hauptſächlich durch liebevoll eingehenden Tadel desjenigen, was ihm ſchwach und verfehlt erſcheint; Tadel, der aus ſeinem Munde nie verletzt, weil er zugleich belehrt und herzlich darthut, daß er aus genauer ernſter Prüfung entſtanden iſt. Man hat dem Grafen Anton Auerſperg vorgeworfen, ja man hat ſogar drucken laſſen, daß er über ſeinem Cavalierthum den Dichter Anaſtaſius Grün im perſönlichen Verkehr und Umgang bisweilen vergeſſe. Dieſer Vorwurf iſt ſimple Verleumdung. Er iſt ebenſo berechtigt als jener zweite, von literariſchen Cliquen ausgehende, daß der Spaziergänger ſich ariſtokratiſch ihnen fern halte. Letzteres thut er allerdings, doch wahrlich nicht aus Hoch-

muth, ſondern lediglich weil er überhaupt größere Geſellſchaften flieht, und ſich, des echten Gelehrten und Dichters würdig, gern auf wenige Freunde und häusliche Muße beſchränkt. Ihn locken ja die glänzenden Zuſammenkünfte ſeiner Standesgenoſſen ebenſo wenig. Und der ſoll es wagen ſich zu nennen, der behaupten will, daß Auerſperg jemals einen Schriftſteller, ſei es der geringſte, als Collegen verleugnet habe! Höchſtens wäre zu rügen, daß ſeine Humanität eine allzu milde wird und gar keinen Unterſchied macht in ihrer treuherzigen Hingebung. Er iſt weder der berühmte Dichter, noch der altadelige Graf, ... er iſt immer nur der zuvorkommende, gütige, gegen jedermänniglich freundliche Menſch. Dabei verhehlt er nie ſeine Freude, wenn der Unbedeutendſte ihm und ſeinen Schöpfungen warme Anerkennung entgegenträgt.

Nein, er giebt ſich dann wie ihm zu Muthe iſt, weiſet nicht vornehm kalt zurück, was ihm redlich gemeint dargeboten wird, wie manche in ſtolzer Heuchelei zu thun belieben; vielmehr erwiedert er fröhlich ſolches Entgegenkommen und ſpendet für kleine Münzen begeiſterten Lobes das gediegene Gold ſeines Dankes. Ebenfalls wiederum, wie es dem humanen Dichter geziemt, der ſo anſpruchslos und erhaben ſagt:

„Und ſingend einſt und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Menſch hinaus!"

Er geizt auch nicht mit ſeiner Zeit, (wiewohl ſie ihm

vor allen ſtets theuer war und jetzt zwiefach ſparſam zugemeſſen iſt), wo es darauf ankommt, ſich gefällig, fördernd, hilfreich zu zeigen. Dieſe Bereitwilligkeit, ohne Unterſchied jedem Bittenden oder Bedürftigen zugewendet, ſteigert ſich zur größten Aufopferung in Erfüllung ſchwerer Pflichten, dergleichen andere, ſonſt hochgeachtete Leute ſich gern vom Halſe ſchaffen oder doch möglichſt bequem machen; die er aber ſich willig auferlegt und wie eine theuere Laſt kräftig und leichten Sinnes trägt. Was er für arme Verwandte, für elternloſe Waiſen thut, gewinnt erſt volle Bedeutung durch die Art, wie er es thut; brüderlich, väterlich, unermüdlich, ohne zu ſtöhnen, ohne davon zu reden! Es geſchieht immer nur zufällig, daß man ihm auf die Sprünge kommt; und heißt es dann: „Mein Gott, was laden Sie ſich auf!“ Dann erfolgt die Entgegnung: „Na, das iſt doch natürlich!“

Ebenſo hat der Dichter nicht einen Augenblick gezögert, ſein heimliches Studirſtübchen aufzugeben gegen die Hallen der Herrenhäuſer, Landtagsſäle, Sitzungszimmer vielfältiger Ausſchüſſe, Commiſſionen und Verſammlungen. „Die Ziffern ihm zugewieſener Arbeiten über den Steuerkataſter hängen wie Bleigewichte an ſeinen poetiſchen Schwungfedern!“ Dennoch fällt es ihm nicht ein, ſie abſchütteln zu wollen, er unterzieht ſich reſolut der ihm anvertrauten, gewiß nicht zuſagenden Mühe mit Eifer und Fleiß. Auch hier bewährt ſich der nachhaltige Eindruck jenes väterlichen Erbtheils aus Thurn am Hart vom Jahre 1813. Der „öſterreichiſche Patriot“ macht ſich in „Steuerregiſtern“ ebenſo geltend wie einſt in den

„Spaziergängen;“ und wenn Zahlen und Ziffern nicht ſo ſchön klingen und reimen wie A. Grün's Verſe, wenn ſeine jetzigen politiſchen Arbeiten mit ihren Bleigewichten den kühnen Schwung der Flugfedern hemmen, daß ſie nicht über die Grenzen der engen Heimath dringen für dieſen Augenblick, ... was der Spaziergänger angeſtrebt, das hilft jetzt der Patriot thätig in's Werk ſetzen. Und das reimt ſich denn doch und hat tüchtigen Rhythmus und giebt reinen Klang.

Tapfer hat Auerſperg im laibacher Landtage wider ſüdſlaviſche Uebertreibungen für deutſche Sache geſtritten. Eines deutſchen Sängers würdig, der pro domo sua kämpft, iſt er aufgetreten, ohne ſich dabei von Parteiſucht anfechten oder (was ſo leicht geſchehen kann) fortreißen zu laſſen. Immer beſcheiden und human, wie es in ſeiner Natur liegt; dennoch kräftig und entſchieden, wo er auf Anmaßungen ſtieß. Nach einer für ihn glorreichen Sitzung iſt er von einem der Gegner privatim angeſprochen und gewiſſermaßen angeklagt worden, „daß er gegen Landsleute, gegen Krainer ſtreite, er, deſſen Ahnen, ſo weit ihre Geſchichte reiche, ſtets für Krain die Waffen geführt hätten!“ Darauf hat er verbindlich entgegnet:

„Meine Vorfahren, ich weiß es, haben ſich wacker geſchlagen wider den Erbfeind, den Türken, folglich wider die Barbarei! Ich folge ihrem Beiſpiele!“ — Welcher aufrichtigſte Verehrer Auerſperg'ſcher Muſe geſteht nicht willig ein, daß ſolche Antwort gerade ſo poetiſch iſt wie ein ſchönes Gedicht?

Dadurch eben ragt dieſer edle Mann ſo ruhmvoll hervor, daß er, ganz Edelmann, ganz Poet, ganz öſterreichiſcher Patriot, ganz Deutſcher, dieſe ſcheinbaren Contraſte in ſeiner Perſon harmoniſch zu verſöhnen weiß, indem er die Fahne wirklicher Freiheit feſthält. Was er darunter verſteht, predigt er nicht mit hochtrabenden Phraſen. Er verkündet es durch Lied und That; ein Vorbild allen, welche es redlich damit meinen, und welche nicht in hohler Eitelkeit, Willkür und Selbſtſucht, ſondern in Achtung für Geſetz und Ordnung, in entſagender Aufopferungsfähigkeit Gleichheit und Freiheit ſuchen.

Daß ſolche thatkräftige Geſinnung anerkannt wird in Regionen, wo man ſie früher ignoriren wollte, gereicht Oeſterreich zur Ehre, gereicht deutſchen Herzen zur Freude. Zwei Dichter, unter zwei Herrſchern verleugnet, ſind unter Franz Joſeph auf eine Art ausgezeichnet worden, die den Anhänger der Dichtkunſt mit Ehrfurcht erfüllt. Franz Grillparzer und Anaſtaſius Grün, beide zu Mitgliedern des Herrenhauſes, zu Pairs ernannt! Welch' ein Sieg der Poeſie über die Proſa unſerer Tage! Hier ſei noch ein Umſtand erwähnt, der den willkommenen Uebergang zu Auerſperg's jüngſter Beförderung darbietet. Das einſt in einem Spottgedichte erlogene Märchen vom „Kammerherrnſchlüſſel" iſt vielfach verbreitet worden, wie es leichtſinnigerweiſe mit derlei Klatſch geſchieht und leider nicht mehr in Erſtaunen ſetzt. Unverantwortlich haben Literarhiſtoriker gehandelt, wenn ſie auf nichts geſtützt, als auf boshafte Verſe, in ihre Bücher eintrugen:

„Wurde 1838 kaiſerlicher Kammerherr!“ Nicht als ob dieſe Notiz an und für ſich etwas Verletzendes enthielte, ſondern lediglich deshalb, weil ſie unwahr iſt. Graf Auerſperg iſt nie Kammerherr geweſen. Wenn auf dieſe Anſpielungen die Rede kam, pflegte er bisher gewöhnlich zu äußern: „Ich bin um dieſe Würde nicht eingeſchritten; ſo lange ich ein junger Menſch war, hatte ich kein Geld übrig für die landesüblichen „Taxen;“ und in ſpäteren Jahren . . . . je nun, ich meinte, es ginge auch ohne das!“

Ja, Freund Anaſtaſius, es iſt gegangen!

Daß aber jetzt der conſtitutionelle Monarch aus eigenem Antriebe dem Dichter nicht die Kammerherrn-, vielmehr die Geheimrathswürde verlieh, und den „Spaziergänger“ mitten in ſeinen laibacher Steuerkataſtern zur Excellenz ernannte, dazu dürfen wir dem Empfänger Glück wünſchen und dem Geber nicht minder.

Die Empfindungen, von denen bei dieſer Kunde nähere Verehrer und Freunde des Grafen Anton erfüllt wurden, ſind ausgeſprochen in nachſtehenden Reimen, mit welchen dieſer kleine wahrhaftige Aufſatz ſchließe.

An Anaſtaſius Grün.
März 1863.

Es iſt ſchon lange, das es lenzt,
's gab heuer milden Winter.
Nun hat es gar ge-excellenzt!
Das ſteckte wohl dahinter?

Der Frühling ſprach voll Ungeduld:
„Nicht warten kann ich länger,
„Erfahren ſoll er blüh'nde Huld,
„Man kröne meinen Sänger."

An Blumen hat der Lenz gedacht ....
Sie haben's falſch verſtanden,
Und einen Titel d'raus gemacht,
Den ſie um's Haupt Dir wanden.

Doch iſt's ein Kranz der Blüthezeit;
Will eben auch nur ſagen:
Du haſt den Frühling prophezeit,
Darfſt ſeine Krone tragen!

Poet, Du ſangeſt als Prophet
In Oeſt'reich nicht vergebens;
Aus Deinen Jungendliedern weht
Der Hauch des jungen Lebens.

D'rum trage nun die Excellenz
Lebendig, wirkſam, heiter.
Dein Kaiſer war der blüh'nde Lenz
Und ſchmückte Dich! Was weiter?

Rede zum dritten August 1863

bei dem in Reinerz üblichen Veteranenfeste.

Dicht am Ufer der Weistritz, auf demselben Flecke, wo heute das kleine Kartoffelfeld sparsame Blüthen trägt, stand früher eines jener ursprünglichen Bad-Reinerzer Häuschen, der einheimischen weitverzweigten Familie der Tautze oder Täutze gehörig, als da waren und sind: der Hörnla-Tautz, der Hebammrich, der Lügen-Tautz der Plauder- vulgo Plaader-Tautz, der stille Tautz, der Aptheker-Tautz et caetera! und in selbigem Häuschen wohnten vor zwei und fünfzig und vor fünfzig Jahren als Brunnengäste zwei Männer, über die ein paar Worte zu sprechen, den passendsten Eingang meiner kurzen Anrede bilden dürfte.

Der Eine, dessen Enkelin sich eben auch zur Kur hier befindet, war der als preußischer und schlesischer Patriot hochverdiente Ehrenmann, der Regierungsrath Streit, welcher in langem gottgesegneten Wirken für Wissenschaft, Kunst, Humanität und geistige Bildung viel an Schlesien gethan, auch diesem edlen Streben einen Theil seines Vermögens geopfert hat. Der zweite war Iffland, der oft verlästerte, oft über die Achsel angesehene Schauspieler, welchem sein König die Leitung der Hoftheater anvertraute, und welcher in den Jahren schwerster Prüfung, wo leider so mancher höher stehende Staatsdiener solcher Prüfung unterlag, voll mannhafter Ausdauer fest am Throne hielt, in seiner Sphäre tapfer, dem

Feinde ein offener Feind trotz aller Gefahren und Drohungen. Beide, Streit wie Iffland, zweifelten nie, auch nicht während schmachvollster Knechtschaft, an des Vaterlandes Erhebung; sie predigten das Evangelium von Preußens großer Sendung, von dessen Bedeutung für Deutschland, und daß Friedrich des Zweiten Reich berufen sei, Aufklärung, Gerechtigkeit, Kraft und Würde zu verbreiten durch alle Gauen.

Beide, mit Thaten und Worten, wiesen gläubig auf glorreiche Zukunft hin; jener in seinem Amte, in seinen Schriften, in den von ihm gestifteten Provinzialblättern; dieser: im Leben als pflichtgetreuer, gewissenhafter Direktor, — auf der Bühne als Akteur und Theaterdichter, unbekümmert um bedenkliche Konflikte. Von letzterem nur ein Beispiel zum Belege:

Während aus Berlin, welches die Franzosen inne hatten, die Augen redlicher Unterthanen voll banger Besorgniß nach Memel und Königsberg schauten, kam der dritte August heran. Der feindliche Kommandant erließ strenge Befehle, damit jede Feier des Tages unterbleibe! Iffland mußte mehrere Stücke zur Auswahl vorlegen, aus denen für diesen Abend das unscheinbarste bestimmt wurde. Es war das Drama „Clementine," in dessen zweitem Akte ein trauernder Vater seit Jahren zum ersten Male das Gemach seiner von ihm getrennten Tochter wieder besucht. Auf diesen Moment richtete der Meister seine Aufmerksamkeit. — Die Herren Franzosen erstaunten schon, da sie massenweise in's Parterre strömten, das Haus bis in die obersten Gallerien von festlich

geputzten Menschen überfüllt zu finden. Der Saal glich einem lebenden Blumengarten. Alle Anwesenden verhielten sich still. Der erste Aufzug ging ruhig vorüber; als aber Iffland im zweiten jenes oben erwähnte Zimmer betrat, trug er eine Rose an der Brust. Er drückte mit der nur ihm eigenen mimischen Gewalt die Empfindungen trauernder doch wärmster Liebe aus, schien mit sehnsüchtigem Blicke den Raum zu durchforschen, bis er ihn zuletzt an die leere königliche Loge beim Proscenium heftete. Dieser näherte er sich, starrte hinein, nahm die Rose von der Brust, führte sie an die Lippen, und warf sie dann nach dem Sitze, den sonst der König einzunehmen gepflegt. In diesem Augenblicke brach ein jauchzender, vom Schluchzen der Frauen begleiteter Jubel aus, und alle Sträuße flogen von den Herzen auf die Bühne. — Kaum fiel der Vorhang, so führten französische Wachen den treuen Mann in's Gefängniß, woraus der Kommandant ihn doch bald wieder entließ mit dem Bedeuten: daß er für seine Person solche Gesinnungen wohl zu schätzen wisse, deren Kundgebung aber auf seinem Posten nicht dulden dürfe!

Derselbe Iffland — so berichtet die Korn'sche Zeitung vom dritten August 1811 aus Reinerz — hat in diesem Saale vor einer kleinen Versammlung anwesender Gäste den Tag, den wir heute still und ernst begehen, durch eine Ansprache gefeiert, die auf bessere Tage hinwies.

Nun denn, so sei mir — ebenfalls einem alten Schauspieler und Schriftsteller — jetzt gestattet, dem Vorbilde des berühmten Künstlers bescheidentlich nachzufolgen.

Ohne mir etwas von ſeinen übrigen Verdienſten anmaßen zu wollen, darf ich ihm in Einem doch mich kühn an die Seite ſtellen: in feſter unerſchütterlicher und uneigennütziger Anhänglichkeit für's preußiſche Vaterland, folglich auch für's Königshaus. Denn in meinem Geiſte ſind dieſe Zwei eben ſo wenig von einander zu trennen, wie in meiner Seele und in meinem Gemüthe. Ich wiederhole gern, was einer unſer begabteſten und wahrhafteſten Schriftſteller, was Georg Heſekiel ſagt: „Preußen vermag Nichts ohne ſeinen König; darin liegt ſeine Schwäche, — aber auch ſeine Stärke.“ Auf dieſe Stärke hoffe ich und baue darauf wie auf Gottes Gnade — ſei die Gegenwart noch ſo düſter.

Als Iffland jene Roſe in die leere Königsloge warf, da war nur der äußere Feind in's Land gedrungen, und wie gewaltſam er herrſchte, Herzen konnte er nicht umwandeln, Geſinnungen nicht entkräften. Heute ſteht es ſchlimmer. Heute haben wir den innern Feind im Lande. Und der herrſcht tyranniſcher als jener äußere gekonnt. Ach, giebt es nicht ſchwankende Menſchen, die ſich einſchüchtern, an ſich ſelbſt irre machen laſſen? Wäre das nicht, würden wir ſonſt auf eine verhältnißmäßig doch geringe Zahl an dieſer Tafel beſchränkt ſein? Wie jener wegen ſeiner Zerſtreuung bekannte Schullehrer möcht' ich ausrufen: „Ich ſehe Viele, die nicht da ſind!“ Ja ja, ich ſehe ſie vor mir, wie ſie ſeelensgern gekommen wären, fürchteten ſie nicht höhniſche Bemerkungen. Das entſetzliche Wort „Reaktionair“ ſchreckt Manchen zurück. Als ob Liebe und Treue, womit wir aufwuchſen, die im heitern

Sonnenlichte ſanften Friedens gediehen, als ob ſie gleich welken und ausſterben müßten, weil ſich der Himmel mit ſchwarzen Wolken umzieht! O, die Sonne bleibt!

Und ob die Wolke ſie umhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt.

Und Preußens Adler wird wieder aufſteigen zu ihrem Glanze, ſeinen alten Wahlſpruch feſthaltend.

Das iſt mein Glaube!

Deß zum Zeichen nehm' auch ich die Roſe von der Bruſt, ſie niederzulegen vor dem Abbilde unſeres Herrſchers, in dem wir heute ſeinen unvergeßlichen Vater ehren; den wir lieben, dem wir treu ſein wollen bis zum letzten Athemzuge. Gott ſei mit Ihm! Er ſei mit Allen, die es redlich meinen, gleich Ihm!

Dr. Johann Kunze.

(1864.)

Am 26. Januar 1808 wurde dem Schullehrer Kunze zu Dirſchel in Oberſchleſien ein Knabe geboren, den der Vater Johannes taufen ließ und bis zum zehnten Jahre ſelbſt unterrichtete. Sodann ſchickte er ihn auf's Gymnaſium zu Leobſchütz, in der Meinung, einen Theologen heranzuziehen. Der achtzehnjährige Jüngling begab ſich auf die Breslauer Univerſität, wo er ſich, weil er weder Beruf, noch Neigung für das Prieſterthum in ſich ſpürte, mediciniſchen Studien zuwendete, was anfäng-

lich dem Vater ein Geheimniß blieb. Erſt gegen Ende des triennii academici wurde es verrathen — und da war es zu ſpät, mit Gewalt dagegen einzuſchreiten. Der junge Kunze beſchwichtigte ſeinen Vater, ſchlug ſich mühſam aber energiſch durch, machte es möglich, noch ein viertes Lehrjahr in Berlin zu verbringen und legte nach Beendigung deſſelben ſein Staatsexamen ehrenvoll ab. Als praktiſcher Arzt ſetzte er ſich anfänglich zu Hultſchin i./D. feſt. Bald ward er zum Leibarzt des Fürſten Ludwig von Pleß berufen. Es finden ſich unter ſeinen Papieren nachſtehend erwähnte Angaben über den Verfolg amtlicher Thätigkeit:

1) Fähigkeits-Zeugniß des Miniſterii (Eichhorn) zur Qualification als Kreisphyſikus nach vollbrachter Staatsprüfung. Berlin, 11. Dec. 1841.

2) Ernennung zum Phyſikus des Kreiſes Rybnik wegen ſeiner „bewährten Geſchicklichkeit, Thätigkeit, Rechtſchaffenheit," unterzeichnet Eichhorn. Berlin, 14. Juli 1842.

3) Patent über die Ernennung zum Sanitätsrath, unterzeichnet Friedrich Wilhelm IV. Sansſouci, 25. Oktober 1848.

4) Aufforderung des Miniſters von Ladenberg, ſich zur Conferenz wegen Reform der Medicinal-Angelegenheiten nach Berlin zu begeben. „Er habe ſein Augenmerk u. A. auch auf K. um ſo mehr gerichtet, weil der Vorſchlag des k. Oberpräſidii von Schleſien ſeinem in K. geſetzten Vertrauen entſpreche." Berlin, 14. Mai 1849.

5) Verleihungs-Atteſt der für erfolgte Wirkſamkeit gegründeten Impfmedaille. Oppeln, 21. Mai 1858.

6) Meldung der Breslauer Regierung, daß die Wahl der Stadtverordneten und des Magiſtrats in Reinerz auf K. gefallen ſei, und daß die Regierung ihn als erſten Badearzt daſelbſt beſtätigt habe. Breslau, 30. September 1858.

7) (Auszug.) „Nachdem Sie in den Jahren 1847 — 1850 während der Typhus-Epidemie und während der proviſoriſchen Waiſen-Erziehung Ihren oft gefahrvollen Beruf als Arzt und Kreis-Phyſikus mit menſchenfreundlicher und opferwilliger Hingebung erfüllt haben, ſind Sie auch von dieſer Zeit ab in Ihrer Stellung als Hausarzt der Bewahr- und Pflege-Anſtalt in Rybnik und an den landwirthſchaftlichen Waiſen-Anſtalten zu Poppelau, Birkultau und Chwallowitz Ihren ſchweren Pflichten mit gleicher Liebe und Umſicht nachgekommen. Sie haben den Typhus-Waiſen in allen Phaſen ihres großen Elends hilfreich zur Seite geſtanden und an ihnen mehr ein wahrhaftiges Liebeswerk, denn eine bloße Pflicht geübt. Dafür wird Sie ſtets ein ſchönes Bewußtſein lohnen; dafür gebührt Ihnen aber auch der volle Dank der Staatsregierung ꝛc.“ Der Ober-Präſident v. Schleinitz. Breslau, 20. Januar 1859.

8) Patent über Verleihung des rothen Adlerordens. Berlin, 5. Januar 1859.

9) Abgangsatteſt der Regierung zu Oppeln mit Ausdruck beſonderer Zufriedenheit über ſtets bewieſe-

nen Dienſteifer und menſchenfreundliche Aufopferung. 25. Februar 1859.

10) „Der heute verſammelte Kreistag ergreift die Gelegenheit ſeines Zuſammentritts zum Ausdruck lebhaften Bedauerns über Ew. W. Scheiden aus dem Kreiſe. Sie haben in einer Reihe von mehr als ſechszehn mühevollen Jahren demſelben als k. Kreisphyſikus angehört und ſich in den ſchwierigſten Zeiten der Noth, des Elends, der Seuche durch Ihr ſeegensreiches Wirken ein bleibendes Denkmal geſetzt. Die Erinnerung daran wird niemals in den Herzen derer verlöſchen, welche Zeugen waren Ihrer aufopfernden Thätigkeit; derer, die Sie mit Hilfe Ihrer Wiſſenſchaft und Pflege von körperlichen Leiden befreiten; — und Deren ſind ſehr Viele! Möge der Allmächtige, der in ſeiner Allbarmherzigkeit die Mühen des Arztes ſegnet, ſeinen Seegen auch Ihrer Perſon und Ihrem neuen Wirkungskreiſe im vollſten Maaße ſchenken! Sie aber Ihren Freunden, als welche wir uns betrachten, ein Wohlwollen ferner bewahren, welches wir ſo gern erwidern! — Rybnik am 28. Juni 1859.

Die zum Kreistag verſammelten Stände."

Der Landrath und achtzehn andere Unterſchriften.

Mit dieſen guten Wünſchen redlich erworbener Achtung entlaſſen, geleitet von frommen Dankgebeten der unzähligen armen Menſchen, denen er wohl gethan, zog er gen Reinerz.

Armer Kunze! Aermer, als der Aermſten Einer,

denen Du mit Herz und Hand beigestanden! Du, ein Brunnenarzt!!

Ach, wußte der sonst so klar und verständig sehende Mann denn gar nicht, woran es ihm fehlte, um ein beliebter, gesuchter Brunnenarzt zu werden? Ueberblickte sein scharfer Verstand denn nicht schon vorher all' die kleinlichen Hindernisse, die seiner Wirksamkeit entgegenstanden; ahnete er denn die Kränkungen nicht, welche aus jedem Winkel auf ihn lauerten? —

Ich habe in dem Büchlein: „Noch ein Jahr in Schlesien" mich, so weit ich's vermochte, ausgesprochen über seine dortige Stellung, und wie es ihm unmöglich gemacht worden ist, durchzugreifen. Der Wahrheit gemäß darf aber auch nicht verschwiegen bleiben, daß er dem üblen Willen, der Bosheit, dem Neide manche leicht anzugreifende Seite darbot. Zunächst ist es seine Kränklichkeit gewesen, die ihn oft unfähig machte, so fest und entschieden aufzutreten, wie die Umstände es erforderten. So ehrenvoll, wie nur je schlecht vernarbte, tief nach Innen gehende Wunden sein können, welche der tapfere Krieger aus gerechtem Kampfe heimbringt, so ehrenvoll waren Kunze's körperliche Leiden. Er hatte sie — erworben, darf ich sagen, rühmlichst erworben auf dem heiligsten Schlachtfelde, im edelsten aller Kriege, gegen Seuche, Noth, Elend und Jammer. Die quälendsten Gichtschmerzen, die den gemarterten Leib durchwühlten, oftmals lähmten, sie schmückten ihn schöner als der Orden, den man ihm verliehen. Doch sie hinderten ihn auch häufig in Ausübung seines Amtes; sie fesselten ihn an's

Krankenlager .... gerade während des lebhafteſten Brunnenbeſuches. Wer ſich ſeines ärztlichen Rathes erfreuen wollte, mußte vor das Bett des Duldenden, — allerdings immer ſanft lächelnden, heiteren und zu luſtigen Scherzen ſtets bereiten Mannes treten. Das war ein großer Nachtheil, den ſein Amt, — ein noch größerer, den ſeine Kaſſe erlitt; obwohl er nach letzterer wenig — für ſeine Verhältniſſe viel zu wenig fragte.

Befand er ſich aber leidlich, vermochte er des Morgens am Brunnen zu erſcheinen, Kranke in ihrer Wohnung aufzuſuchen, die ärztliche Praxis zu betreiben — lieber Himmel, wie betrieb er ſie? O, erbärmlich; ganz erbärmlich! Nein, er begriff ſeinen Vortheil nicht. Fand er ſich wohl jemals, wenn die Poſtwagen vorfuhren, am Ausladungsplatze ein? Begrüßte er die Ankömmlinge mit demüthigen Bücklingen, ſich und ſeine Dienſte ihnen darzubieten? Hatte er für Jeden, für Jede ein gehorſames Lächeln, eine bereitwillige Huldigung im Vorrath? Redete er der gnädigen Frau nach dem Munde? Fügte er ſeine wiſſenſchaftliche Anſicht voll nachgiebiger Unterthänigkeit jeglichem Eigenwillen und Eigenſinn? Neigte er ſich ehrfurchtsvoll vor hochmüthigen Anſprüchen? Ging er bejahend auf alberne Behauptungen ein? Ließ er a Leute, Bettelſuden, in Lumpen gehüllte alte Weiber, die ihm ihre Noth klagten, augenblicklich ſtehen, wenn irgend ein vornehmer Brunnengaſt ihn heranwinkte? O Gott, nein; im Gegentheil. Er vernachläſſigte eher Diejenigen, von denen etwa ein gutes Honorar zu hoffen war, um Jenen behülflich zu ſein, von denen er nichts Ande-

res zu erwarten hatte, als eine Bitte um etliche Groschen auf Arznei oder Brot. Dieser Arzt, hörte man wohl äußern, besitzt durchaus „keine angenehmen Formen!“ Gewiß, er hatte die Rudimente des Handwerks nicht inne. In einer größeren Stadt wäre sein Platz gewesen; wenigstens doch in einer kleineren, welche bedeutende Nachbarschaft zählt; wo er ansäßig, dauernd heimisch, Zeit und Gelegenheit gehabt, sich bekannt zu machen; in seinem Wissen, seinem innersten Werthe gebührend erkannt zu werden; wo das Vertrauen in seine Kunst wie in sein Gemüth über nichtige Ansprüche auf devote Zuvorkommenheit nach und nach den Sieg davon getragen hätte, auch bei albern-eitlen Menschen. An einem Brunnenorte, wo Fremde aus Näh' und Ferne, in buntem Wechsel vorüberziehend, nicht lange genug verweilten, da konnten nur die verständigeren, mit schärferem Blicke Begabten in so kurzer Frist seine Bedeutung durchschauen. Wer ihn einmal zu würdigen gelernt, der hat freilich nimmer von ihm gelassen, der ist ihm treu geblieben über's Grab hinaus.

Die traurigste Epoche für ihn fiel in den Sommer des Jahres 1861, da die Saison in ihrer Blüthe stand und er hart und fest darnieder lag. Er litt furchtbare Schmerzen, blieb dabei geduldig und wurde sogar Herr über die Leiden der Seele, die bei Erwägung so schwerer pekuniärer Verluste und bei dem Gedanken an den Triumph mancher Gegner wo möglich noch heftiger sein mußten, als jene des Körpers. Wer ihn da beobachtet

hat, konnte viel von ihm lernen und wird seiner lebenslang mit Ehrfurcht gedenken.

Im Sommer 1863 fand ich ihn wieder auf den Füßen. Er stand seinem Amte vor — doch man sah wohl, daß es ihm nicht leicht wurde. Zu klagen war nicht seine Art. Selten rang sich ein Wort des Grames von der bedrückten Brust; nur vertrauten Freunden flüsterte er es zu.

Am 7. August nahm er noch Theil beim Abschiedsmahle, welches dem nach Strehlen versetzten Kreisgerichtsrath Molle gegeben wurde.

Am 13. kam er bei großer Hitze mit andern Freunden in meine weit entfernte ländliche Behausung, mir den Abschiedsgruß bei'm Klange alter Liederweisen zu bringen, war fröhlich und guter Dinge.

Am 14. Nachmittags wurde er aus unserm Kaffeeklubb zu einem plötzlich Erkrankten abgerufen. Wir schieden mit herzlichem Lebewohl und: „auf Wiedersehen!"

Am 15. früh Morgens gegen vier Uhr war er todt. Ein Nervenschlag hatte den edlen Geist vom müden Leibe getrennt. — Sie haben's nun! Sie sind ihn los! Der Platz ist leer, den sie ihm dort nicht gönnten.

Den herrlichsten Nachruf hat ihm der würdige Priester gehalten, der die Leiche unseres Freundes zu Grabe geleitet. Herr Stadtpfarrer Paquot hat auf dem Reinerzer Friedhof das Gedächtniß des unersetzlichen Mannes mit gewaltigen Worten gefeiert. Der Mittelpunkt seiner Parentation ist der Gedanke gewesen: „Heil dem Arzte,

der drei Arzneien gefunden hat; für ſich; — für Andere; — für die Ewigkeit! Die erſtere hat ſich unſer Kunze ſelbſt verordnet gegen alle Anfechtungen von Außen, gegen Kabalen und Mißgunſt, gegen alle inneren Leiden — ſie hieß Geduld! Die zweite brachte er Anderen, und dieſe beſtand nicht allein in ſeiner Wiſſenſchaft; ihre Wirkſamkeit ward erhöht durch den freudigen Muth, die belebende Heiterkeit, die milde Güte, die er an's Krankenbette trug, die den Patienten erfriſchte, mit Troſt erfüllte! Die dritte hatte er ſich bereitet, weil er in den letzten Stunden, wo die Seele mit Bangen der Zukunft entgegenharrt, ſich halten konnte an das Bewußtſein reiner Menſchenliebe, aufopfernder Wohlthätigkeit, chriſtlichen Erbarmens." — Was ſeine Gegner bei dieſen wahrhaften Worten empfunden, läßt ſich nicht ergründen. Was die ſchlichten und armen Leute gefühlt, das haben ihre heißen Zähren verkündiget.

Wo der Prieſter am offnen Grabe geredet, da werden Kunze's Freunde jetzt einen Denkſtein finden, den Bruderliebe dem Verſtorbenen errichtet. Und auf dieſem Steine iſt die Inſchrift zu leſen:

Er ſetzte ſeines Lebens Kraft
An Ehre, Wahrheit, Wiſſenſchaft.
Sein Herz ſchlug voll und liebewarm,
Der Armen Freund ſtarb ſelber arm.
Sanft lächelnd trug er Gram und Leid,
Nun iſt er reich in Ewigkeit.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung aus dem Leben.

I.

Die Wachtparade war zu Ende, das Musikkorps des ***ten Regimentes marschirte ab, und die aus höchst verschiedenen Elementen bestehende Menge, welche den großen Hörerkreis gebildet hatte, verlief sich nach allen Richtungen. Aeltere Stabsoffiziere umstanden noch in gesonderten Gruppen einige Generale. Die Herren Lieutenants suchten Bekannte auf, schauten nach Damen aus und entfernten sich paarweise oder zu Dreien, Arm in Arm, auf ihren Gesichtern den unverkennbaren Ausdruck der Besorgniß, wie der vor ihnen liegende lange Nachmittag einigermaßen ergötzlich auszufüllen sei. Eine nicht ganz leicht zu beantwortende Frage, wenn der Monat auf die Neige geht . . . und der Credit nicht im Steigen ist.

Einer der Jüngsten von sämmtlichen Offizieren der Garnison, der Secondelieutenant Robert von Randlau, erst vor sechszehn Monaten aus dem Cadettenhause in's Regiment getreten und in dieser Stadt, ja in der Provinz ohne jeglichen Anhaltspunkt, weil seine Familie einer weitentlegenen Gegend des Landes angehörig gewesen, ging allein durch die belebten Gassen. Er schien absichtlich den Verkehr mit Kameraden zu vermeiden, und ihrerseits geschah Nichts, ihn heranzuziehen, denn es war bekannt, daß er höchst eingeschränkt lebe und vor-

sichtig ausweiche, wo sich Gelegenheit zu Geldausgaben darbot. Wegen seines artigen Betragens, seiner angenehmen Erscheinung, seiner zuvorkommenden Gefälligkeit und seines unermüdlichen Diensteifers war er bei Vorgesetzten und Standesgenossen wohl gelitten. Doch man ließ ihn gehen und sagte: Der Randlau ist ein recht guter Junge, aber eigentlich hätt' er müssen Geistlicher werden!

Auf dem Marktplatze angelangt, stieß er an eine kleine Schaar munterer Studenten, die ihm grade entgegen kam und aus der Bierstube hinreichendes Gelüsten brachte, mit „Commisbrotrittern" Scandal zu beginnen. Robert merkte ihnen das ab, und fest entschlossen, jedes unnütze Rencontre mit Burschenschaftern zu vermeiden und sein Schwert überhaupt wo möglich nur gegen den Feind des Vaterlandes zu ziehen, wich er bedächtig aus und ging seines Weges, wie wenn er die herausfordernden Geberden, die man ihm zeigen wollte, gar nicht bemerkte ... da fühlte er plötzlich einen Schlag auf die linke Schulter, und unwillkürlich griff er mit der rechten Hand nach seiner Waffe, als er zugleich denjenigen erkannte, der sich die kleine Vertraulichkeit in bester Meinung erlaubt hatte. Es war der Studiosus juris Paul Zirner, der Sohn eines eben so angesehenen als reichen Bankiers. Dieser ließ seine Collegen nach kurzem „Prosit" weiter ziehen und schloß sich dem Lieutenant zutraulich an. „Sie hatten wohl nicht übel Lust, Herr von Randlau," fragte er, „mir einen rechten Lungenhieb zu versetzen?" Jener entgegnete: „Das eben nicht; aber ich meinte mich

meiner Haut wehren zu müſſen, denn ich beſorgte einen Angriff, der weniger der Perſon, als dem Rocke, den ich trage, gelten ſollte! In gegenwärtiger Zeit darf man auf Alles gefaßt ſein; nur darauf bin ich's nicht geweſen, Herrn Zirner mit einem blutrothen Mützchen auf den dunkelblonden Locken zu erblicken. Als ich das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntſchaft bei'm letzten Reſſourcenballe zu machen, und da Sie ſo gütig waren, mich Ihrem Fräulein Schweſter als Tänzer vorzuſtellen, hätt' ich gewiß nicht vermuthet, daß Sie Mitglied dieſer Verbindung ſind."

„Mein Himmel, das hat ſich ohne langes Ueberlegen wie von ſelbſt gemacht. Vater und Bruder ſind gewaltig demokratiſch, ich bin ſchon als Primaner für dieſe Verbindung geworben worden, und nun ſchlendr' ich mit ... es kommt auf Eins heraus. Glauben Sie nur, in den Corps iſt auch grade keine große Herrlichkeit zu finden."

„Aber dann muß ich wirklich nachträglich noch erſtaunen, wie Sie Ihre Geſellſchaft bei jenem Balle verlaſſen mochten, um ſich einem „Tyrannenknechte" zutraulich anzuſchließen."

„Wollen Sie die Wahrheit hören? Sie thaten mir leid; der Einzige Ihres Standes in einem Kreiſe von Civiliſten, deren Viele Sie mit ſcheelen Augen betrachteten, ſtanden Sie ganz verlaſſen. Der Herr, der Sie als Gaſt eingeführt, bekümmerte ſich nicht um Sie; ich ſah, wie Sie Sich langweilten; ja noch ſchlimmer, ich glaubte in Ihrem einnehmenden Antlitz zu leſen, daß Sie Sich verletzt fühlten. Und weil ich fand, Sie hätten

ein Recht, gekränkt zu ſein, näherte ich mich Ihnen. Gleich nach den erſten Worten, die wir gewechſelt, gewann ich Sie lieb. Und deshalb hab' ich mich Ihnen auch jetzt aufgedrängt trotz meiner blutrothen Mütze. Meine Schweſter wird ſich freuen, wenn ich erzählen kann von unſerm Zuſammentreffen. Sie hat mich öfters gefragt, ob ich Sie ſeitdem nicht wieder geſprochen habe? Aber man erblickt Sie ja nirgends. Sogar im Theater ſchaute ich mich vergeblich nach Ihnen um."

„Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit: ich führe mitten in der belebten Stadt ein recht einſames Daſein. Nicht aus Mangel an jugendlicher Lebensluſt, ſondern weil ich ein armer Teufel bin. Die Meinigen ſind verſtorben, ich ſtehe mutterſeelen-allein in der Welt, habe Nichts als meinen Sold, und da ich keine Schulden machen will, muß ich nothwendig entbehren. Im Ganzen fällt mir das nicht ſchwer, und ich würde mit leichtem Herzen auch den Vergnügungen entſagen, welche in Tanzgeſellſchaften zu ſuchen ſind, wenn nicht . . ." hier brach er ſeine Rede ab.

Paul ergänzte ſie mit dem Zuſatze: „wenn Sie nicht ein leidenſchaftlicher Tänzer wären?"

„Auf Ehre, das bin ich nicht. Schon als Cadet, wo wir bisweilen zu Bällen gezogen wurden, mußten mich die Kameraden immer „ſtupfen," bis ich mich entſchloß in ihre Reihen zu treten. Ich hielt mich für völlig gleichgiltig gegen den Zauber, den der Tanz auf ſo viele Jünglinge übt. Doch nun hab' ich wohl des Zaubers Macht erfahren . . . freilich ging ſie nicht von der Sache

aus, ſondern von der Perſon . . .“ Hier wurde Robert über und über roth, röther denn Paul's Mütze, und verſtummte abermals. Der Andere that, wie wenn er's nicht bemerkte und fragte nach einem Weilchen: „Iſt's nicht Unrecht, daß Sie mich nicht beſucht haben, Herr Lieutenant? Ich bat Sie doch darum, und wir tauſchten unſere Adreſſen aus.“

„Eben deshalb bin ich weggeblieben; denn als ich ſpäter hörte, daß Sie der Sohn eines ſo großen und prunkvollen Handelshauſes ſind, gebot mir die Vorſicht, die ich in jungen Jahren ſchon durch manche trübe Erfahrung gewonnen habe, abzuwarten, ob Sie mich aufſuchen würden. Eine flüchtige Bekanntſchaft bei Tanz und Wein, mag ſie noch ſo fröhlich blühen, trägt bisweilen herbe Früchte. Wenn ich auch hoffen durfte, Ihnen willkommen zu ſein . . . wie konnt' ich wiſſen, ob auch den Ihrigen? Das hätt' ich erſt durch Sie vernehmen müſſen. Ihr Herr Vater ſteht in dem Rufe, das Militair nicht zu lieben.“

„Ich lud Sie ja auch nicht ein, meinen Vater zu beſuchen. Glauben Sie denn, daß ich Sie unfreundlichem Empfange ausſetzen möchte? Oder auch nur kaltem? Nein, wer zu mir kommt, braucht die große Treppe gar nicht zu betreten. Er geht durch den erſten Hof und findet im zweiten den Eingang zu meiner Burſchenkneipe, wo ich, ſicher vor Ueberfall und Nachfrage, treibe, was mir gefällt.“

„Dann wieder droht mir Gefahr, mit Ihren Herren Collegen zuſammen zu treffen, und in meiner Stellung

wäre auch das nicht ohne Bedenklichkeiten. Denn ich würde Mancherlei mit anhören müssen, was ich nicht schweigend hinnehmen darf."

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Ich traue mir so viel Einfluß zu, das zu verhüten. Die Burschenschafter, welche Sie bei mir finden, werden jede Rücksicht für denjenigen haben, den ich ihnen als meinen Freund vorstelle. Es kommt nur darauf an, daß Sie mich berechtigen, dies zu thun."

Robert reichte dem guten Jungen dankbar die Hand und versprach ihm, heute Abend zu kommen. Dann trennten sie sich; Paul, wie er sagte, um „die Beine unter seines Vaters Tisch zu strecken," Robert, um aus der „Menage," die sein Bursche heimgebracht haben würde, ein kaltgewordenes Mittagsmahl zu verzehren.

Es kann nichts Unbehaglicheres geben wie solch' einsames Hinabwürgen ohnehin schlecht bereiteter Speisen, die im besten Falle nach Garküche schmecken und mit ermüdender Consequenz Woche um Woche in unumstößlicher Reihenfolge auf jeden bestimmten Tag wiederkehren. Welch' ein Gegensatz bietet sich uns dar, wenn wir dem angehenden Rechtsgelehrten in seines Vaters Speisesaal folgen! Herr Zirner speiset für gewöhnlich nach zwei Uhr, — nur große Diner's beginnen später — aber auch ohne Gäste hält er auf „feine Kost," in deren Bereitung sein direct aus Paris verschriebener Koch eine Celebrität ist. Außer seiner Frau und Tochter sitzen seine Söhne, Willibald, der ältere, Compagnon des Geschäfts, annoch unverehlicht, und Paul, der jüngere, den wir bereits

kennen, am Tiſche. Für dieſe fünf Perſonen, von denen Frau und Tochter an den meiſten Schüſſeln kaum naſchen, wird eben ſo luxuriös als copiös aufgetragen, und die beſten Weine ſtehen zur Auswahl bereit. Vater und älterer Sohn beſprechen entweder Comptoirangelegenheiten, oder ſie werfen ſich in die Politik, des Monſieur Beaujolais ſehr pikante Saucen noch würzend mit ſchärfſtem Tadel der Regierung und mit ſchonungsloſen Ausfällen wider die „Ariſtokratie.“ Paul dagegen bemüht ſich Mutter und Schweſter zu beluſtigen durch allerlei Stadtgeſchichten und Theaterneuigkeiten, wie er ſie grade aufgeleſen hat. Bisweilen, wenn Vater und Bruder ſich verſpätet haben und er um drei Uhr im Collegium ſein ſoll . . . (ob er ſich wirklich dahin begiebt, können wir nicht ſagen), . . . wird ihm ein Gabelfrühſtück aufgetragen, wobei ihm die Damen als Zuſchauerinnen gern Geſellſchaft leiſten, und bei welchem es deſto luſtiger zugeht. Heute war es ſo. Paul beſaß die Eigenſchaft, eſſend zu plaudern, ohne daß ſein jugendlicher Magen das Geringſte dabei entbehren durfte. Mit vollem Munde begann er: „Nun, Bertha, rathe, wen ich vor einer halben Stunde ſprach?“

„Was iſt das für eine kindiſche Frage! Kann ich wiſſen, wo Du Dich herumtreibſt und wem Du begegneſt? Und intereſſir' ich mich etwa für Deine Bekannte?“

„Zur Strafe, weil Du ſo ſchnippiſch antworteſt, ſollſt Du's jetzt auch nicht erfahren.“

„Bin nicht im Geringſten neugierig. Wer war's denn?“

„Neugierig biſt Du nicht; aber wiſſen möchteſt Du's gar zu gern."

„Mutter, frag' Du den ungezogenen Jungen. Dir darf er's nicht verſchweigen."

„Ich begreife nicht," ſprach Frau Zirner, „was dieſe Neckerei bedeuten ſoll? Iſt's eine Dame von unſerer Bekanntſchaft geweſen, die ihm vielleicht Grüße oder eine Beſtellung für Dich auftrug, dann hat er die Verpflichtung, ſich ſeines Auftrags zu entledigen; ſind es aber naſeweiſe junge Herren, die ſich erlaubten von ſeiner Schweſter mit ihm zu plaudern, ſo werd' ich ihn gewiß nicht ermuntern, uns von ihnen zu erzählen. Ich hab' ihm früher ſchon einige Male erklärt, daß ich es für einen Bruder unſchicklich finde, auf dieſe Weiſe den Vermittler zu machen, mag er noch ſo harmlos dabei ſein. Ueber Dich ſoll Paul mit ſeinen Kameraden überhaupt ſo wenig wie möglich ſchwatzen und ihr Geſchwätz nicht anhören. Denn es können da mitunter burſchikoſe Aeußerungen gethan werden, die an und für ſich durchaus nicht übel gemeint ſind, die er ſelbſt ſich über andere hübſche Mädchen geſtattet, die jedoch ein Bruder, dem ſeiner Schweſter Ehre heilig ſein muß, weder hingehen laſſen will, noch darf. Das führt dann leicht zu ſchlimmen Händeln."

„Wahrhaftig," rief Paul, „ich unterſchreibe jedes Wort, was Du jetzt geſagt haſt, liebe Mutter. Es iſt mir immer auffallend geweſen, wenn einige meiner Bekannten, von denen ich weiß, ſie haben Schweſtern, in leichtfertigem Tone über andere anſtändige Mädchen

redeten, weil ich mir dachte, wie unangenehm es ihnen klingen müßte, in demselben Tone von denjenigen reden zu hören, denen sie so nahe stehen. Der junge Mann, den sie errathen sollte, ist übrigens keiner meiner „wilden Genossen," um Deinen etwas strengen Ausdruck zu gebrauchen, ist überhaupt kein Student, sondern der bescheidenste, anspruchsloseste Offizier hiesiger Garnison, mit dem ich noch dazu von ihr weiter Nichts redete, als daß ich des Balles erwähnte, wo er sie, durch mich vorgestellt, zu einer höchst sittsamen Quadrille aufgefordert. Er hat sich nicht einmal erkühnt, mir eine Empfehlung für sie anzuvertrauen; und wenn ich rathen ließ, wer mir begegnet sei, geschah es nur in Erinnerung an ihr damaliges Bekenntniß, sie hätte nie und nimmermehr geglaubt, daß es junge Lieutenants in der Armee gäbe, bei denen sich so viel männlicher Ernst mit solch' zartem Wesen und rücksichtsvoller Artigkeit vereine."

„Dagegen läßt sich denn freilich Nichts einwenden," meinte die Mutter; „doch bitt' ich," setzte sie hinzu, „hüte Dich in Deines Vaters oder Bruders Gegenwart ein Loblied dieser Art anzustimmen. Du weißt, welche vorgefaßte Meinungen Beide gegen Alles hegen, was zum Soldatenstande gehört. Und ich besinne mich recht wohl, wie heftig sie die arme Bertha damals ausgescholten haben, daß sie mit einem Offizier getanzt. Zum Glück vertheidigte sie sich mit der Unmöglichkeit, einen Tänzer abzuweisen, der ihr vorgestellt worden, nur im Allgemeinen, ohne Dich als Missethäter zu verrathen. So bist Du mit dem blauen Auge davon gekommen; denn

meinen Straffermon ſchlugſt Du wie gewöhnlich in den Wind.“

„Gewiß nicht! Was Du mir mütterlich mild und liebevoll vorhältſt, bleibt feſter in meiner Seele haften, als des Vaters, oder gar Willibald's ſtrenger Tadel. Ich habe deshalb auch Nichts gethan, Herrn von Randlau, wie ſehr ich mich zu ihm gezogen fühlte, in unſer Haus zu bringen; habe mir auch heute bei der überraſchenden, mir erfreulichen Begegnung eine Einladung in meine Studentenwirthſchaft genügen laſſen. Aber begierig bin ich, wie ſich Vater und cher frère benehmen werden, wenn ſie mich in Uniform hier aus- und eingehen ſehen. Denn die Zeit rückt immer näher heran, wo ich daran denken muß, mein Dienſtjahr abzuthun, und da meine Augen gut ſind, wird man mich nicht für untauglich erklären können, wie es bei Bruder Willibald geſchah. Vater wird ſich dann an den Anblick gewöhnen müſſen; wenn es ihm und ſeinen Freunden nicht gelingt, binnen ſehr kurzer Friſt den Staat zu reformiren und das ſtehende Heer abzuſchaffen.“

„Paul! Das ſind ſpöttiſche Aeußerungen, die einem Sohne nicht ziemen. Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir dergleichen noch anderswo erlaubſt?“

„Sei deshalb unbeſorgt, liebe Mutter. Ich ſchweige gern bei politiſchen Discuſſionen. Doch weder Willibald noch Vater halten mit ihren politiſchen Anſichten hinter'm Berge, und Beide ſagen ganz andere Sachen, wenn ſie gerade im Zuge ſind. Das iſt jetzt an der Tagesordnung, und da ſogar höhere Regierungsbeamte in dieſen rück-

ſichtsloſen Ton einſtimmen, weshalb ſollten reiche, unabhängige Kaufleute ſich geniren? Nur Oppoſition machen! Das iſt die Loſung in der ganzen Welt. So will's der Zeitgeiſt."

„Ja, es iſt eine beängſtigende Unruhe über die Menſchheit gekommen. Und wohin wird dieſer ſtürmiſche Drang endlich führen?"

„Zu einer allgemeinen europäiſchen Keilerei, Mutter; darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

„Aber das wäre ja ſchrecklich! — Das wäre ja entſetzlich," wiederholte Bertha. „Dann ginge Alles drüber und drunter, und da könnt' es wohl gar geſchehen, daß auch wir große Verluſte erduldeten?"

„Höchſt wahrſcheinlich, mein ſüßes Schweſterlein. Das ſtolze Haus Zirner und Compagnie dürfte eben ſo wenig verſchont bleiben von der gewaltigen Erſchütterung, die dann zu fürchten wäre, wie ſämmtliche andere auf ausgedehnten Credit und unüberſehbare Speculationen gegründete, künſtlich aufgerichtete Gebäude. Wer mag vorher berechnen, wie weit es geht, und wie es endet?"

„Ich denke, Du übertreibſt, mein Sohn. Die bürgerlichen und Staatsverhältniſſe gehen nicht ſo geſchwind aus dem Leime, mag immer von verſchiedenen Seiten daran gerüttelt werden. Und ſo lange ich lebe, hoff' ich, hält's noch zuſammen."

„Aber ich, Mutter?" fragte Bertha ängſtlich.

Paul ſchlug ein lautes Gelächter auf. „Den Letzten, ſchönes Fräulein Schweſter, beißen die Hunde; ſo lautet

ein altes Sprichwort. Wir werden doch nicht so selbstsüchtige Kinder sein, unserer lieben Mutter ihren Trost zu mißgönnen? Sie soll ihren Wohlstand froh genießen und lange, lange glücklich leben. Und was uns betrifft, wir müssen uns auf Alles gefaßt halten."

„Du hast gut spotten. Ein junger Mann, kräftig, muthig, selbstständig, der fürchtet sich freilich nicht vor Sturm und Wetter, nicht vor Entbehrungen und Gefahren. Aber ein hilfloses Mädchen, verwöhnt und verzogen gleich mir! Was soll ich beginnen, wenn ich nicht mehr reich bin?"

„Nun, hast Du nicht einen zärtlichen Bruder?"

„Der wird Sorge genug haben, sich selbst durchzuschlagen. Was kann der für seine Schwester thun? Nein, ich begreife gar nicht, wie ich leben sollte, wenn ich entbehren müßte, was das Leben schmückt? All' den anmuthigen Ueberfluß, worin ich aufwuchs; der mich umgiebt, wohin ich blicke. Sage, Mutter, wie würd' uns sein, wenn wir nicht mehr so viel Geld in Händen hätten als wir brauchen? Wenn wir fragen müßten: wie viel kostet Dies oder Jenes, und ist es nicht zu theuer? Wenn der Koch mit einer Köchin, die eigene Equipage mit einer Droschke, die beiden Diener mit einem Stubenmädchen vertauscht werden müßten? Keine Loge im Theater, keine Kammerjungfer, vielleicht gar eine beschränkte Miethswohnung in schmutziger Seitengasse ... hu, mir schaudert die Haut."

„Das ist noch nicht das Aergste, Bertha. Mir sind Fälle bekannt, wo Leute unseres Schlages gezwungen

wurden, durch ein furchtbares Geſchick, ganz und gar ohne Dienſtboten zu exiſtiren, in zwei kleinen, niedrigen Stübchen drei Treppen hoch, wo ſie ſelbſt ihr mageres Eſſen kochen, ihre dürftigen Kleider nähen, wo ſie Gott noch danken mußten, wenn ſie ſatt wurden, wenn ſie im Winter nicht frieren durften! Ja, das iſt vorgekommen."

„Nicht möglich! Und das hat der liebe Gott geſchehen laſſen? Himmel, welche Ungerechtigkeit!"

„Du biſt wirklich naiv, Schweſter Bertha. Haben denn die reichen Leute ein Privilegium von oben? Wer viele Jahre hindurch die Ueppigkeit des Wohlſtandes genoß, während Tauſende um ihn her am Hungertuche nagten, der darf doch nicht über Ungerechtigkeit klagen, wenn die Reihe zu entbehren auch einmal an ihn kommt? Was Einem recht, iſt den Andern billig, und wer ſich aus dem Vollen nähren und mäſten durfte, hat Etwas zuzuſetzen."

„Pfui, das ſind ja läſterliche Redensarten! Dergleichen lernſt Du wohl bei Deinen Studenten?"

„Ich bitte Dich, mein Sohn, laſſe nichts Aehnliches Dir entſchlüpfen in Vaters Gegenwart; der würde ſolche Anſichten ſehr übel vermerken."

„Dadurch, liebe Mutter, würd' er nur beweiſen, daß es ihm mit ſeiner Oppoſition und Demokratie und Fortſchrittslehre in der Praxis kein rechter Ernſt ſei; ein Argwohn, den ich im Vertrauen geſagt, bereits früher hegte, und der, meinen ultraliberalen Bruder, ſammt ſeinem rothrevolutionairen Schimpfen betreffend, ſchon Gewißheit bei mir wurde."

„Dein Vater hat noch niemals gelehrt, daß der Mensch die Früchte seines Fleißes nicht genießen dürfe. Er opponirt nur wider die Vorrechte, welche der Geburtsadel und jene hochmüthige Aristokratie sich noch jetzt anmaßen möchten; und darin bin ich völlig seiner Meinung. Was haben denn diese Leute voraus im Vergleiche mit uns? Ihre Prätensionen sind unleidlich, und die Flügel müssen ihnen beschnitten werden! Weshalb soll denn Gräfin ***, wenn wir zu gleicher Zeit am Schauspielhause oder am Concertsaale eintreffen, den Vorrang behaupten dürfen, und ich so dumm sein ihr nachzustehen? Diese Zeiten sind nicht mehr. Mein Geld gilt so viel als das ihrige, und mein Mann ist reicher als ihr derangirter Graf."

„Ha, das hat prächtig geschmeckt! Nun wisch' ich mir den Mund, und begebe mich in's Collegium. Plenus venter non studet libenter. Draußen ist's warm, im Hörsaal ist's kühl, ein Nachmittagsschläfchen befördert die Verdauung . . . ."

„Und der Vortrag des Professors?"

„Dringt auch in meinen Schlummer. Den Seinen giebt's Gott im Schlafe. Wohl zu speisen, Mutter, wohl zu speisen, Bertha, empfehlt mich dem Vater und verklatscht mich nicht bei ihm. Er könnte mich's garstig entgelten lassen, indem er sich weigerte, meine Schulden zu bezahlen."

„Schulden hast Du?" riefen Mutter und Schwester ängstlich hinter ihm her; doch er vernahm sie nicht mehr.

II.

Herr Zirner war ſchon einmal verheirathet geweſen, Eliſabeth ſeine zweite Frau, Paul und Bertha ihre Kinder, Willibald aber, des Vaters Compagnon, ein Sohn erſter Ehe, und als ſolcher eben kein beſonderer Gönner der zweiten. Gegen die Stiefmutter bezeigte er ſich zwar, wie es einem gebildeten Manne ziemt, artig und achtungsvoll; die Halbſchweſter behandelte er theils mit herablaſſender Freundlichkeit wie ein Kind, theils, ſeitdem ſie zur Jungfrau herangewachſen, mit einer gewiſſen Galanterie, doch Beide ohne rechte Herzlichkeit. Mit Paul machte er gar keine Umſtände, legte ſich weiter keinen Zwang an, und ließ deutlich blicken, daß er ihm nicht beſonders geneigt ſei. Paul ſeinerſeits mag wohl auch wenig gethan haben, des älteren Bruders Neigung zu gewinnen. Und doch wäre ſolche Bemühung ihm vortheilhaft geweſen; denn alle Geldſachen gingen durch Willibald's Hände, welche des Studenten Taſchengeld nach Belieben vermehren oder beſchränken konnten. Vater Zirner hatte ſich den Sohn gewiſſermaßen zum Wächter geſetzt, weil er durch vielfache Erfahrungen zu der Anſicht gelangt war, ſein anerkanntes Talent für Handel und Wandel, ſein kühner Speculationsgeiſt, ſeine Kenntniſſe und ſeine Umſicht vermöchten ihn nicht ſicher zu ſtellen vor einem gefährlichen Feinde, den er mit ſich herumtrug, und den unſchädlich zu machen das beinahe ſechszigjährige Leben noch nicht ausgereicht hatte. Herr Thomas Zirner gehörte zu den Männern, die wir „Zer-

ſtreute" nennen, weil wir in unſerer lieben deutſchen Sprache, bei all' ihrem Reichthum, keinen beſſeren, bezeichnenderen Ausdruck dafür haben. Wir ſind genöthigt, wie wir vom ſchärfſten Denker, vom beſonnenſten Geſchäftsmanne ſagen: ſie haben ſich durch dieſe oder jene Unterhaltung zu „zerſtreuen" geſucht, eben ſo vom größten Confuſionarius und Durcheinandermenger zu ſagen: er iſt ſehr „zerſtreut." Beſitzen wir doch ſogar eine allerliebſte Kotzebue'ſche Poſſe, welche den Titel führt: „Die Zerſtreuten." In dieſer Poſſe könnte Herr Thomas Zirner ohne Weiteres figuriren zu großer Beluſtigung des lachluſtigen Publikums. Er hat ſchon Vorrath genug geliefert zu einer neuen Auflage. Männer ſeines Alters, welche ſich an ihre gemeinſam verlebte Jugendzeit erinnern, erzählen die tollſten Beiſpiele zum Belege, daß er nicht erſt in ſpäteren Jahren dieſer geiſtigen Nachläſſigkeit verfallen ſei. So wird von ihm behauptet, wie folgt: Als Commis lebte er in ziemlich dürftigen Umſtänden, bewohnte mit Einigen ſeines Gleichen ein Dachzimmer, und bereitete ſich ſein Abendbrod, wenn es Etwas zu kochen gab, auf dem der Miethsfrau gehörigen kleinen Herde. Eines Abends beſtand die Proviſion in einer Semmel und einem Ei, welches er als „weiches Ei" verzehren, und weil er damals ſchon Anlagen zum Feinſchmecker verrieth, ſorgſam behandeln wollte, damit es weder zu wenig noch zu viel gekocht werde, was bekanntlich oft mißlingt. In dieſer Abſicht zog er ſeine Taſchenuhr zu Rathe, trotz ihres Unwerthes ihm der größte Schatz, um auf ihr die Secunden abzuzählen, deren

Summe dem Ei die rechte Mitte zwiſchen weich und hart beibringen ſollte. In der Rechten hielt er die Uhr, in der Linken das Ei, aufmerkſam lauſchend, bis wann das am ſpärlichen Feuerchen ſtehende Waſſer den Siedepunkt erreicht haben würde. Und als es die erſten Wellen ſchlug, ließ er in den Topf behutſam ſeine Taſchenuhr gleiten, das Ei aber hielt er vor die Augen und wunderte ſich ſehr, keinen Fortſchritt des Secundenweiſers darauf zu entdecken. — Wenn er jetzt mit dieſer Geſchichte geneckt wird, pflegt er zu erwiedern: Ich dachte damals gerade lebhaft daran, wie ich es anfangen müßte ein reicher Mann zu werden, und das mag mich vom Eierſieden allerdings ein wenig abgezogen haben. Uebrigens hab' ich, durch das Gelächter meiner Stubengenoſſen geweckt, die Uhr aus dem Waſſer gefiſcht, das Ei glücklich bereitet ..... und ein reicher Mann bin ich auch geworden, was Keiner von Jenen zu Stande gebracht. Den Grund zu ſeinem Reichthum hat das nicht unbedeutende Vermögen gelegt, welches er mit ſeiner erſten Frau, einer gänzlich ungebildeten, keineswegs angenehmen Erbin, erheirathet. Er war ein hübſcher Burſche, und es gelang ihm verſchiedenen, hoch über ihm ſtehenden Bewerbern den Rang bei ihr abzulaufen. Die reiche Fleiſchertochter zog, ihrem Vater zum Trotze, den ſchmucken Ladenburſchen Allen vor, und Monſieur Thomas wußte die ihm gegebenen heimlichen Stelldicheins ſo trefflich zu benutzen; ſeine Zerſtreuung hinderte ihn ſo wenig Stunde zu halten, daß dem zornigen Vater nichts übrig blieb, als nachzugeben, weil ... kurz, Thomas wurde

Gatte, und die Frucht dieſer eiligſt geſchloſſenen Verbindung war Willibald. Ob der Meiſter Fleiſcher aus Aerger, oder ob er in Folge angeborenen Durſtes ſich dem Trunk ergab? ... Wer weiß es? Genug, er überlebte die Geburt ſeines Enkels nur ſo lange, um bei Willibald's Taufe den letzten Schluck über den Durſt zu thun und hinterließ der einzigen Tochter ein Vermögen, welches, mit dem Ertrage des gut verkauften Schlachthofes, die anſtändige Ziffer fünfundzwanzig ſammt drei daranhängenden Nullen erreichte. Thomas Zirner etablirte ſich und ging, wie man's zu nennen pflegt, tüchtig in's Zeug. Er machte gute Geſchäfte. Man pries ihn glücklich. War er's? In ſeiner Ehe keineswegs. Madame verrieth durch ihr Betragen außerhalb wie innerhalb des Hauſes, daß ſie einer Heimat entſtamme, wo mit rohem Fleiſche gehandelt wurde. Sie benahm ſich herriſch, ja gemein gegen Thomas, dem ſie zu hören gab, ohne ihr Geld wär' er noch ein Hungerleider; ſie benahm ſich thöricht gegen ihren Sohn, den ſie aufputzte wie einen Affen; plump gegen ihre Dienſtboten, albern gegen alle Menſchen. Thomas ſchämte ſich ihrer, entwich ihrer Nähe, ſo viel er konnte, und brachte ſeine Abende in Geſellſchaften zu, wo ſtark geſpielt wurde. Dawider eiferte ſie heftig und machte geltend, (worin ſie nicht ganz Unrecht hatte), es ſei ihr Geld, welches er verſpiele. Man kann denken, welche Scenen das herbeiführte! Den kleinen Willibald erzog ſie zum Spion. Das achtjährige Kind mußte hinter ſeinem Vater herſchleichen, deſſen Gänge zu belauern, und Herr Thomas Zirner fand ſich

oft in großer Verlegenheit, wenn er am Spieltiſche Platz nehmend, plötzlich den kleinen Willibald in einem Winkel entdeckte. Um ſich ſeines Schweigens zu verſichern, gab er ihm Geld auf Näſchereien, und da Papa beſſer bezahlte als Mama, wurde Mama ſchlecht bedient. Welchen Einfluß das auf des Knaben Charakter ausübte, iſt leicht zu beurtheilen. Er wäre total verdorben worden, hätte Mama nicht das Einſehn gehabt, noch bei Zeiten dem wohlſeligen Fleiſchermeiſter nachzuahmen und plötzlich zu verſterben wie Jener. Wir dürfen's Herrn Zirner nicht übel nehmen, daß ſein Schmerz über dieſen Verluſt mäßig und bald geheilt war. Das erſte Mal, ſprach er, hab' ich Geld geheirathet; jetzt, wo ich ſelbſt wohlhabend bin, will ich mir eine Frau ſuchen. Er war ein Mann nicht viel über dreißig Jahre, von gefälligem Aeußeren, ſein Name hatte in der Geſchäftswelt ſchon einen guten Klang . . . er brauchte nicht lange zu ſuchen. Eliſabeth, eines höheren Beamten verwaiſete Tochter, griff mit beiden Händen zu, als Thomas Zirner ihr ſeine Hand darbot. Und dieſe ſeine zweite Ehe ſchlug beſſer aus wie die erſte. Paul und Bertha ſind lebendige Zeugen häuslicher Eintracht und Zufriedenheit, welche nur in früherer Zeit bisweilen durch den raſch heranwachſenden, die Stiefmutter mit ſcheelen Augen betrachtenden Willibald geſtört wurde. Nach und nach hatte ſich dieſer Widerwille gelegt, Gewohnheit hatte das Ihrige gethan, die ſchon im Knabenalter geldgierige Natur des Jünglings entwickelte ſich nach dieſer Richtung hin, der Sohn überbot den Vater bald in kühnen Plänen zu viel ver-

ſprechenden Unternehmungen, und ſchon lange bevor ſein Eintritt in die Firma als öffentlicher Compagnon erfolgte, konnte er für deren eigentliche Seele gelten. Herr Thomas hatte zur Zeit, wo wir ihn kennen lernen, die Kartenſpielwuth faſt gänzlich aufgegeben, um ſie gegen die Börſenſpielwuth umzutauſchen, wobei Willibald ihm ermunternd zur Seite ſtand. Wie durften ſich auch die möglicherweiſe zu erreichenden Gewinnſte und drohenden Verluſte am Spieltiſche meſſen mit jenen großartigen Aufregungen, welche irgend eine (wahre oder erfundene) Zeitungsnachricht hervorzubringen vermochte, wenn auf dem großen Geldmarkte eben ſo viele Tauſende von Thalern auf dem Spiele ſtanden, als bei der in der kaufmänniſchen Reſſource irgend zu veranſtaltenden höchſten Whiſtpartie jemals Groſchen. Thomas Zirner und Compagnon glichen, die kleinen Notizbüchlein zur Hand, von ihren Galopins, den Herren Agenten und Mäklern umringt, commandirenden Generalen, welche im Kriege taktiſche Anordnungen, im Frieden Parolebefehle ertheilen. Was ſie ſprachen, wurde gewiſſenhaft nachgeſchrieben, gehorſam befolgt, willig ausgeführt. Sie waren eine Zeitlang an ihrem Platze die Könige; deshalb auch ſchlecht zu ſprechen auf Jene, die als Fürſten einen Thron inne haben. Dieſe betrachteten unſere Geldkönige als Nebenbuhler um die ihnen gebührende Regierung. Denn Geld, ſprachen ſie, regiert die Welt; und da wir den Geldmarkt regieren, ſo gehört uns die Herrſchaft. Daß die Anſprüche, welche hohe Geburt, alte Herkunft ſich mitunter noch zu machen erkühnten, beſonders verhaßt

ſein mußten, verſteht ſich von ſelbſt. Folglich hatten ſie ſich, wie bereits angedeutet, der Oppoſition im weiteſten Sinne des Wortes angeſchloſſen, unbekümmert über die Inconſequenzen, welche dadurch zwiſchen ihrem politiſchen wie ſocialen Glaubensbekenntniſſe, und ihrem zur Schwelgerei ausartenden Aufwande hervortraten. Unter denen, die ſie als Geſinnungsgenoſſen begrüßten, mit denen ſie ſtimmten, befanden ſich Viele, die ſich's zwar gelegentlich an ihrer Tafel vortrefflich ſchmecken ließen und manchen Becher koſtbaren Weines auf's Wohl „ſo freiſinniger, geſinnungstüchtiger Männer" leerten; die aber darum doch vom Diner ſich geraden Weges in dieſen oder jenen „Verein" begaben, um daſelbſt eine Lehre zu predigen, deren Kern auf totalen Umſturz, und daraus nothwendig hervorgehende Entwerthung jener Papiere deutete, in welchen der ſplendiden Gaſtgeber Macht, in welchen die Fundgrube ihres Reichthumes beſtand. Vater Zirner hatte Stunden, wo ihm eine Ahnung dieſer Widerſprüche in ſeinem Daſein aufdämmerte. Zirner Sohn dagegen wußte dergleichen Beſorgniſſe zu verſcheuchen, was ihm bei des Vaters zerſtreutem Weſen leicht wurde. Er galt für einen tapferen Demokraten, verſtand auch ſehr gut dieſe Rolle ſo zu ſpielen, daß er oberflächliche Beurtheiler täuſchte. Wenn er die theuerſten Pferde beſaß, wenn er ſeine Wagen aus Paris, ſeine Reitſättel aus London verſchrieb, was nur Kenner bemerkten, hütete er ſich doch ſorgfältig, Kutſcher und Diener in glänzende Livreen zu kleiden, wodurch er die Maſſe aufmerkſam gemacht und herausgefordert hätte. Wenn er Jagdgerechtigkeiten

pachtete, trug er Sorge, daß die dazu gehörigen Reviere etliche Meilen von der Stadt entfernt lagen. Wenn er ſehr bedeutende Summen an feile Weiber verſchwendete, mied er doch jedes Aufſehen, und machte ſeine Geſchenke von ihrer Discretion abhängig, indem er Jenen ſtreng unterſagte mit ihrer Schande zu prahlen. Und wenn, wie dies nun einmal unvermeidlich bleibt, Gerüchte ſeiner heimlichgehaltenen Verhältniſſe ſich erhoben, ſo ſchlug er ſie kräftig nieder, indem er derb und laut auf die täglich überhand nehmende Corruption des hohen Adels ſchimpfte. So etwas hift bisweilen!

Im Uebrigen ging Herr Willibald Zirner ſeine eigenen Wege. Für gewöhnlich kam er zwar zu ſeines Vaters Mittagstiſch, doch die Abendgeſellſchaften ſeiner Stiefmutter beſuchte er ſelten oder nie. Bisweilen fand man ihn im Theater, ſtets vollkommen gleichgültig gegen das, was auf der Bühne geſprochen oder geſungen wurde, dennoch genau unterrichtet von Allem, was vor derſelben, was hinter den Couliſſen ſich begab. Er blieb immer nur ein Viertelſtündchen und verlor ſich, ſobald er eine gewiſſe Klaſſe der ſchönen Welt gemuſtert hatte. Wo er dann den Reſt des Abends und was dieſem folgt zubringen werde, das vertraute er auch ſeinen näheren Bekannten nicht, bei denen er für einen ſchlauen, mißtrauiſchen, „heimlichen Sünder“ galt. Doch galt er nicht minder für einen genialen, vom Glück begünſtigten Geſchäftsmann, für einen Millionair, und ſie beneideten ihn, haßten ihn, verläſterten ihn ... und beugten ſich vor

ihm, ſich geehrt fühlend, wenn er ihnen die Spitzen ſeiner Finger zum Symbol perſiden Handdruckes überließ.

Ganz anders ſtand es um Zirner, den Vater, der, in ſeinen Kreiſen wenigſtens, und bei der ſogenannten Fortſchrittspartei, (allerdings ein ſehr ausgedehnter und kaum überſehbarer Begriff für eine von ſo verſchiedenartigen Beſtrebungen angeregte Zeitrichtung) allgemein beliebt war, als gutmüthiger, geſelliger, luſtiger Lebemann. Der hielt nicht hinter dem Berge; der machte kein Geheimniß aus ſeiner Luſt am Genuſſe; der freute ſich ſeines Reichthums vor der Welt, und gewährte ihr zugleich das Vergnügen ſich über die poſſierlichen Geſchichten zu amüſiren, die er als Zerſtreuter von Ruf theils wirklich lieferte, die theils nur auf ſeine Rechnung erfunden und verbreitet wurden. Man citirte ihn als eine pſychologiſche Merkwürdigkeit, weil er fähig ſei, dieſe Unart ſeines Geiſtes zu beherrſchen, ſo lange der Kaufmann, der Bankier in ihm vorwalte; weil er in Ziffern, Zahlen, Rechnungen niemals Verwirrung anrichte. Doch, ſetzte man hinzu, macht er ſich's in allen andern Dingen deſto bequemer, und entſchädigt ſich für den Zwang, den er ſich auf dem Comptoir und an der Börſe auflegen mußte, nachher durch die prächtigſten Confuſionen. Ein vorzüglich dafür geeigneter Boden fand ſich auf dem Landgute, welches Zirner, der Vater, kürzlich aus der Maſſe eines bankerott gewordenen Hypothekarſchuldners angekauft. Dieſes keineswegs fruchtbare, doch ziemlich große „Dominium" lag eine Meile von der Stadt entfernt, in

ſandiger Ebene. Auf irgend einen Ertrag durch landwirthſchaftlichen Betrieb war nicht zu hoffen; doch das Wohnhaus, von hübſchen Baumgruppen umgeben, konnte leicht (wofern nur kein Geld beim Umbau und bei der Einrichtung geſpart wurde) in einen reizenden, kleinen Palaſt verwandelt, aus den verwilderten Anlagen ringsumher konnte durch einen kunſtſinnigen Gärtner binnen kurzer Friſt der anmuthigſte Park geſchaffen werden. Das genügte dem Käufer. Was fragte Thomas Zirner danach, ob auf den Ackerfeldern „zwei, oder in trockenen Jahren kaum ein Korn" eingeerntet wurde? ob die ausgedörrten Wieſen nicht Gras genug brachten, ſo viel Kühe zu füttern als nöthig wären, hinreichend Milch und Butter für die Küche zu liefern? Das mangelnde Futter mußte gekauft werden, und wer achtete auf ſolche Kleinigkeiten? „Mandelsdorf" — (es hatte urſprünglich nomen et omen geführt und „Mangelsdorf" geheißen; doch einer der vorigen Beſitzer wußte das traurige g in ein heitres, an die Mandelblüthe der Bergſtraße erinnerndes d umzuwenden!) Mandelsdorf wurde für den geringen Preis von vierzig und etlichen tauſend Thalern, von denen obendrein die bereits verloren gegebene Hypothek abging, folglich „ſpottwohlfeil" sub hasta erſtanden, und Reparaturen, Gartenanlagen, Neubauten und glänzende Einrichtung koſteten „höchſtens" eben ſo viel. Wie geſagt: nicht der Rede werth.

Die Zirner'ſchen Damen hätten am liebſten ſchon den vergangenen Sommer in ihrem neuen Beſitzthume zugebracht, doch dagegen lehnte ſich der ſorgſame Haus-

arzt auf. Maler, Stuccaturarbeiter, Tapezirer, Tischler und Anstreicher waren erst im Juni fertig geworden; es schien nicht rathsam, sich „zu exponiren!“ Heuer nun sollte der Einzug vor sich gehen, und durch ein großes Gastgebot feierlich begangen werden. Ein „Einweihungsfestchen, aber aus dem FF,“ sagte Herr Zirner senior, sich seelenvergnügt die Hände reibend.

Es ist in der Stadt über Sommer nicht auszuhalten, riefen Frau Elisabeth und Fräulein Bertha, einmal über das andere; man erstickt. Und auf Reisen, oder in Bädern entbehrt man doch zu viel angewohnten Comfort. Wir beziehen unser Schloß; die Herrschaft Mandelsdorf liegt so nahe bei der Stadt, daß alle Bedürfnisse leicht zu haben sind; da haben wir unser „zu Hause“ und genießen zugleich das Landleben. An Fremdenzimmern fehlt es auch nicht; dafür ist eigens der zweite Stock aufgesetzt worden. Es soll recht „gemüthlich“ bei uns zugehn! —

Willibald lächelte ironisch zu solchen Exclamationen. Sein verächtliches Schweigen sagte deutlich genug, wie geringe Ansprüche er mache, als Theilnehmer dieser „gemüthlichen“ Existenz aufzutreten. Wer mich in dieser Streusandbüchse sieht, dem erlaub' ich, mir Tinte vorzusetzen statt Wein, und ich will sie trinken. Einen unsinnigeren Ankauf hat man noch nicht erlebt. Nun, der Alte kann mit seinem Gelde umspringen, wie's ihm beliebt; ich habe nichts damit zu schaffen. Aber wenn er so fortfährt ... dergleichen Aeußerungen erlaubte sich hier und da der Theilhaber jener berühmten Firma:

„Thomas Zirner & Comp.“ — Auch gab er nicht undeutlich zu verſtehen, die ganze Herrlichkeit des Hauſes entſpringe doch einzig und allein aus dem Vermögen ſeiner verſtorbenen Mutter, und es könne wohl der Tag anbrechen, wo er ein Conto pro errata reguliren und ſaldiren werde. Niemand von Allen, denen ſolche bedenkliche, leicht hingeworfene Drohungen zu Ohren kamen, fand ſich veranlaßt, Herrn Thomas Zirner darüber Bericht zu erſtatten; denn Niemand wollt' es mit ihm verderben. Doch was ihm verſchwiegen blieb, wurde deſto eifriger hinter ſeinem Rücken beſprochen, und ſo war es möglich, daß neben des Mannes großem öffentlichen Credit und Anſehn mancherlei Zweifel und Bedenklichkeiten im Verborgenen hinſchlichen, welche dann irgend ein gewaltiger Coup, eine kühne, gelungene Speculation auf einige Zeit wieder verſcheuchte, doch niemals völlig vernichtete.

Wenn nun Willibald von den Berathungen, die man im väterlichen Hauſe pflog, das Mandelsdorfer Feſt betreffend, ſich fern hielt, ſo zeigte ſich ſein Halbbruder Paul deſto bereitwilliger, thätigen Antheil zu nehmen. Die Liſte der einzuladenden Gäſte bot erhebliche Schwierigkeiten dar. Da gab es ein ewiges Namenaufſchreiben und Wiederausſtreichen, ein Zuſammenzählen, Abziehen, Zuſetzen und Wegnehmen. Getanzt ſollte doch auch werden! Paul hätte für ſein Leben gern mehrere Offiziere auf's Verzeichniß geſtellt, um zwiſchen dieſen ſeinen Freund Robert mit einzuſchwärzen. Die

Damen machten keine Einwendungen. Doch der Vater sprach sein heftigstes Veto aus: „Das hätte mir grade gefehlt, die aufgeblasenen Junker mit guten Bissen zu stopfen, ihnen meine theuersten Weine Preis zu geben, damit sie sich faul und vornehm etliche Male im Saale herumdrehen, als ob sie uns eine Gnade erwiesen, und dann von ihnen über die Achsel angesehen zu werden! Sie sollen nur in ihre aristokratischen Assembleen laufen, wo sie für magere Kost und schlechten Trunk robotten müssen. Wir bleiben unter uns!" —

Was mit diesem „unter uns" eigentlich gemeint, und welche Eigenschaften erforderlich gewesen, um in seinem Sinne dafür zu passen, mag der gutmüthige, doch stets zerstreute Festgeber sich wohl selbst nicht ganz deutlich gemacht haben. Er wußte eben nur, wen er nicht bei sich sehen wollte; im Uebrigen ließ er die Mutter mit ihren beiden Kindern im Vereine wählen, prüfen und bestimmen. Bald sprach die ganze Stadt von der Einweihung des Mandelsdorfer Schlosses. Hätten Zirner's belauschen können, was und wie davon gesprochen wurde, . . . nicht allein von den Uebergangenen, die vergeblich auf eine Invitation geharrt, sondern auch von den Eingeladenen; und von diesen zumeist . . . wahrscheinlich würden sie, irgend einen Krankheitsfall vorschützend, von der Idee abgegangen sein. Das neuangekündigte Prachtwerk Zirner'scher Eitelkeit wurde, schon eh' es erschien, mit boshaften Vorreden geschmückt, welche von mancherlei Gedankenstrichen und Ausru-

fungszeichen aus Willibald's Feder durchschossen waren. Unterdessen schritten die Anstalten im großartigsten Maßstabe weiter, und der vielbesprochene Tag rückte näher und näher.

III.

Robert von Randlau hatte zwar, wie verabredet, jenen Abendbesuch bei Paul Zirner abgestattet; hatte sich auch mit dem heitern, herzlichen Burschen, der ihm sowohl persönlich, wie auch als Bertha's Bruder sehr zusagte, recht angenehm unterhalten . . . war aber ein zweites Mal nicht gekommen. Ihm blieb der Gedanke peinlich, daß er sich gleichsam verstohlen zu dem jungen Freunde schleichen, daß dieser ihn heimlich empfangen müsse. Der dicke Pförtner am großen Eingangsthor, genährt und aufgetrieben von jener Insolenz der Geldaristokratie, welcher jegliche Humanität, bis auf die oberflächlichsten Formen hinab mangelt, und welche sich nur vor Goldesklang beugt oder krümmt, hatte den armen Secondelieutenant, dessen Uniform hinreichend verkündete, daß er nicht im Vorderhause auf Empfang hoffe, einem förmlich beleidigenden Examen unterworfen. Dabei hatt' er ihn, den Schlanken, von oben bis unten mit halb geringschätzenden, halb mitleidigen Blicken gemessen, als wollt' er sagen: Du magst wohl verdammt schmale Bissen essen; da sieh' mich an! Bei uns geht's ein Bischen anders zu! — Robert, so jung er war, besaß eine Festigkeit des Charakters, die ihn vor jeder Selbsterniedrigung schützte und bewahrte, auch da, wo die auf-

regenden Gefühle mächtig erwachender Liebe ihm zur Entschuldigung gereicht hätten. Er beherrschte sich, und zog sich von fernerem Verkehr mit Bertha's Bruder zurück, weil er es seiner unwürdig fand, eine zufällige Begegnung mit ihr hinterlistiger Weise unter dem Deckmantel der Freundschaft zu erschleichen. Diese Gewissenhaftigkeit machte ihn kälter und zurückhaltender gegen den jungen Zirner, als er innerem Antriebe zufolge sonst gewesen sein würde. Denn, wie schon bemerkt, der muntre Student sagte ihm sonst zu, that auch seinerseits Alles, den ungerechten Groll, welchen sein Vater gegen Offiziere im Allgemeinen kundgab, herzlich auszugleichen. Wo sie sich sahen, wechselten sie wohlwollende Worte, Jeder empfindend, daß Etwas zwischen ihnen stehe, was sie zwar trenne, was sie doch nicht hindern könne, sich gut zu sein.

Am Sonnabend vor dem großen Feste (denn dieses war auf einen Sonntag anberaumt), fand Robert, wie er, zwischen zierlich geordneten Vorräthen des Blumenmarktes einhergehend, die Fülle derselben bewunderte und an deren Dufte sich labte, mitten im buntesten Gewühl den lebhaft gesticulirenden Paul, der den erstaunten Verkäuferinnen höchst anzügliche Bemerkungen über erbärmlichen Betrieb ihres Handels zu hören gab. „Was Teufel," fragte er Jenen lachend, „was haben die holden Priesterinnen Flora's Ihnen zu Leide gethan?"

„Die holden Priesterinnen Flora's sollten von Magistratswegen verhalten werden, mit dürren Besenreisern zu handeln, anstatt sich für Blumenmädchen ausgeben

zu dürfen. Denken Sie ſich, daß ich auf dem ganzen Markte keine Camellien finde!"

„Das glaub' ich wohl; im Auguſt iſt ihre Zeit vorüber."

„Was Zeit! Für Geld muß man Alles bekommen, und zu jeder Zeit. Wenn ich ſie bezahlen will und kann, hab' ich Kirſchen und Erdbeeren im Januar. Weshalb jetzt keine Camellien? Ich bin förmlich in Verzweiflung. Meine Schweſter verlangt nun einmal weiße Camellien; ſie will morgen zum Feſte einen Kranz davon im Haare tragen; ich hab' ihr mein Cerevis gegeben. Was ſoll ich nun beginnen? Bei allen Kunſtgärtnern bin ich herumgelaufen; nirgend nur ein dürftiges Knöspchen. Und hier auch nicht. Ich traue mich gar nicht hinaus. Bertha wird mich beſchuldigen, es liege an meiner Faulheit. Sie, die mir ſchon ſo häufig aus Verlegenheiten geholfen, die jedem Wunſche, den ich äußere, zuvorkommt ... ſie begehrt endlich einmal etwas von mir, und ich kann eine ſolche Kleinigkeit nicht für ſie herbeiſchaffen!"

„Ihre Damen befinden ſich nicht in der Stadt?"

„Das iſt ja eben mein Unglück. Sie ſitzen ſchon ſeit einer Woche in dem vermaledeiten Mandelsdorf. Wären ſie hier, ſo könnte Bertha ſich ſelbſt überzeugen, daß ich keine Schuld trage."

„Sie wird in Ihre Verſicherungen keinen Zweifel ſetzen, Paul! Und ſanft, wie ſie iſt, wird ſie mit einem Kranze von zarten weißen Roſen auch vorlieb nehmen. Davon haben Sie hier ganze Maſſen zur Auswahl."

„Es bleibt mir freilich nichts Anderes übrig. Aber

ich werde mich ſchämen wortbrüchig vor ihr zu erſcheinen."

„Fahren Sie heute noch hinaus?"

„Ich werde wohl müſſen; aber ſo ſpät wie möglich; damit ſie nicht Zeit findet mich auszuſchelten."

„Es wird ſo ſchlimm nicht ſein . . . viel Vergnügen!" — Dies rufend, entfernte ſich der Lieutenant raſchen Schrittes und ließ den Studenten die ihm dargebotenen Roſen muſternd zurück.

Aber wohin begiebt ſich Robert? Welch' ſeltſamen Weg ſchlägt er ein? Durch Gaſſen und Gäßchen eilt er einer abgelegenen Stadtgegend zu, wo ſelten Spaziergänger zu erblicken ſind, wohin ſogar das Geräuſch und Gewühl ſtädtiſchen Treibens nicht dringt; wo eine ſtille, wenig bewohnte Vorſtadt ſich in einzeln ſtehende kleine Häuschen hinter kleinen Gärtchen verliert und auflöſt; wo Leute zu hauſen ſcheinen, die keinen Anſpruch mehr an's Leben machen, außer den, wenn auch in Dürftigkeit, es doch in Ruhe zu beſchließen.

„Hier herum," ſprach Robert zu ſich ſelbſt, „muß es ſein, wo ich dieſer Tage den mit Knospen und Blüthen geſchmückten Camellienbaum ſah; vor dem Fenſter an einem der nächſten Häuſer . . . wenn ich nicht geträumt habe? Zwar, das wäre ſchon möglich. Denn wie ein Träumender geh' ich ja oft umher, wenn ich an Sie denke; und an Sie dacht' ich . . . aber nein; grade weil ich beim Anblick der jetzt ſeltnen Blumen mir ſagte, wie ſchön ſie auf Bertha's dunklen Locken prangen würden! grade darum kann es kein Spiel der Einbildung geweſen

ſein; und war's auch nicht, denn ſiehe, da ſteht der Baum in voller Pracht! Nun heißt's die rechten Worte finden, die der Beſitzer Herz erweichen. Mit Geld allein wird's bei ſolchen Blumenfreunden, die ihre Lieblinge ſo ſorgſam pflegen und ſo glücklich erziehen, nicht gelingen. Und überdies ... ich hab' ihnen keine großen Schätze zu bieten."

Er ſchritt einigemale vor dem offenen Fenſter auf und ab, ſeine Bewunderung recht zur Schau tragend, damit die beiden alten Leute im niedrigen Gemach, ein Mann und eine Frau, ihn bemerken möchten. Doch dieſe, wahrſcheinlich an dergleichen, ihren kleinen ſchwebenden Gärten dargebrachte Huldigungen ſchon gewöhnt, ließen ſich in ihren häuslichen Geſchäften nicht ſtören. Sie gingen ab und zu, ohne den Herrn Lieutenant ſonderlich zu beachten. Erſt als dieſer, voll Ungeduld die Unterhandlungen zu beginnen, den Kopf zum Fenſter hinein ſteckte, und mit einſchmeichelnder Stimme fragte: „Sagen Sie mir, wie fangen Sie's an, jetzt noch ſo köſtliche Camellien hervorzuzaubern?" regte ſich der gerechte Stolz des ſchlichten Paares, und Beide traten herzu, ausführlichen Beſcheid zu ertheilen. Das Gewächs habe über Winter gekümmert und gekränkelt; im März und April, während ſeine Geſchwiſter überall blühend lebten, ſei es dem Abſterben nahe geweſen; doch einige „kunſtreiche" Begießungen (ein Familiengeheimniß) haben es vom Tode gerettet; im Monat Juni hab' es ſich völlig aufgerafft, und nun hole „das gute Ding"

fleißig und eifrig nach, was es im Frühjahr verſäumen mußte.

Sie redeten von der Pflanze wie von einem Lieblingskinde, welches am Rande des Grabes geſtanden hätte und ihnen neu geſchenkt wäre; wobei ſie nicht unterließen ihren andern grünen Kindern, die ſich auf hölzernen Geſtellen vor und neben ihnen thürmten, beſchwichtigende Blicke zu gönnen, als wollten ſie ihnen nicht wehe thun.

Durch dieſe Pietät wurden Robert's Hoffnungen gar ſehr herab geſtimmt. Er begriff, daß er hier mit großer Vorſicht zu Werke gehen müſſe, ſollten die redlichen Leute ſeinen Wunſch erfüllen. In edlen Seelen waltet ſtets ein inniges Mitgefühl für zarte Empfindungen, mögen ſich dieſe noch ſo kindlich, ja kindiſch darſtellen; nur ſelbſtſüchtige, rohe Naturen verſagen den liebenswürdigen Schwächen ihrer Mitmenſchen theilnehmende Achtung. Und hätte Robert alle Taſchen von Goldſtücken angefüllt getragen, er wäre nicht im Stande geweſen, mit einem ſchnöden Geldangebot zu beginnen. Er leitete folglich (immer durch's Fenſter) das traulichſte Dreigeſpräch ein, worin er bald erfuhr, der alte Ottmar, eines Gärtners Sohn, ſei ſelbſt gelernter Gärtner geweſen, bis man ihn vor wenigen Jahren wegen Alter und Kränklichkeit aus dem letzten Dienſte entlaſſen. Mit dem, was er ſich in mehr als vierzigjähriger Mühwaltung zuſammengeſpart, hab' er ſich dies Häuschen gekauft, und „ſeine Alte" habe ihre paar Groſchen, die ſie

von den Eltern ererbt, dazu gelegt. Freilich wohl hat's noch nicht zugereicht, fuhr er fort, und etliche hundert Thaler Schulden, die wir mit fünf Procenten verzinsen, haften noch auf dem Grundstück. Das machte weiter nichts, und sind wir ganz erträglich durchgekommen, nur daß anjetzo die Wohnung über uns, eine Treppe hoch, leer steht, schon in's zweite Quartal; das macht ein garstig Loch in die Rechnung; denn wer die einzelnen Groschen genau zählen und jeden dreimal umdrehen soll, eh' er sie weggiebt, dem dürfen keine Thaler ausbleiben.

„Aber wie geht es zu, daß sich kein Miether findet?"

„Miether fänden sich genug und melden sich tagtäglich; nur daß sie uns nicht gefallen. Verdächtiges Volk können wir in unserem Häuschen nicht gebrauchen. Hier muß Ordnung, Sauberkeit, Ruhe und Fleiß herrschen. Meine Alte denkt in diesem Punkte grade so wie ich. Sie spart sich's an Kaffee und Zucker ab, ich am Tabak . . . na, haben wir doch unsere Blumen!"

Robert's Aussichten auf Eroberung der heiß ersehnten Camellien schwanden immer mehr. Dennoch wollt' er nicht völlig entsagen, und um Frist zu gewinnen, bat er, man möge ihn die leerstehende Wohnung in Augenschein nehmen lassen; vielleicht fände er Gelegenheit, sie einer stillen, anständigen Familie zu empfehlen?

„Nu, damit," meinte Ottmar, „wird's wohl gute Wege haben; die Familien, mit denen solch' ein „adrettes" Offizierlein bekannt ist, werden sich schwerlich entschließen hier zu wohnen, am Ende der Welt und in

Stübchen wie die unſrigen. Indeſſen wenn Sie die paar Stufen hinaufſteigen wollen ... müde wird Sie's nicht machen."

Es waren zwei Zimmer, eine Kammer und eine Küche; reinlich gehalten, weiß übertüncht, um Weniges höher als die Räume im Erdgeſchoß, dabei hell, behaglich, heimlich.

„Hier fehlt nichts," rief Robert, „als der grüne Schmuck Ihrer Gemächer, dann müßte ſich's gut leben zu Zweien oder Dreien. Läg' Ihr Häuschen nicht ſo weit ab von meinen Berufswegen, ich würde mich glücklich fühlen, hier zu wohnen. Wie hoch ſchlagen Sie den Miethzins jährlich an?"

„Von Leuten, die keinen Unfug machen und für uns paſſen, würd' ich nicht mehr verlangen als achtundvierzig Thaler."

„Das iſt ja halb geſchenkt."

„So viel brauch' ich auf Steuern und auf die Zinſen an meinen Hypothekengläubiger. Damit begnüg' ich mich. Wenn's nur ſchon da wäre! Nächſtes Quartal ſieht's garſtig aus. Fehlen mir noch zwölf Thaler; die müſſen bis zum Michaelistermin zuſammengekratzt ſein."

„Die könnten Sie ſpielend erwerben, wenn Sie ..."

„Was, Herr Lieutenant?"

„Wenn Sie eine Scheere hervorſuchen und die Blüthen des Camellienbaumes mit ſelbiger abknipſen wollten. Es werden mindeſtens ein Dutzend daran offen ſtehn, und einen Thaler für jede durch die Bank giebt der Kaufluſtige mit Vergnügen. Bleiben Ihnen noch eben ſo

viele Knospen und Knöspchen, die binnen vierzehn Tagen auch Blüthen ſind und den Abgang erſetzen.“

„Alſo darauf war's abgeſehen?“

„Ja, ehrlich geſagt, deshalb bin ich heute herausgelaufen. Es liegt mir viel, viel mehr als Sie denken können, an Blumen dieſer Gattung zu einem Kranze; nirgend giebt es welche; ich beſann mich, an Ihrem Fenſter geſehen zu haben . . . .“

Der Alte ſah den in geſpannter Erwartung daſtehenden ſchmucken Offizier zweifelnd an.

„Junger Herr,“ ſagte er, „ich traue der Sache nicht und ſchlage ſie Ihnen rundweg ab; ſie verträgt ſich nicht mit meinem Gewiſſen.“

„Alter Mann, ich bin weder reich, noch leichtſinnig. Ich bin ein blutarmer, aber ein ordentlicher Menſch. Ich lebe von meiner Gage und habe keinen Pfennig Schulden. Mehr brauch' ich nicht zu ſagen. Sollten Sie aber an meiner „Solvenz,“ wie die Kaufleute ſagen, zweifeln? Hier, überzeugen Sie ſich: zwei Fünfthalerſcheine, ein harter Thaler, und an kleinerer Münze wenigſtens noch drei . . . Sie ſehen . . . .“

Jetzt mengte ſich Frau Chriſtine Ottmar in's Geſpräch: „Alter,“ ſprach ſie, „laß mich meinen Senf auch dazu geben. Können wir wiſſen, ob nicht das ganze zukünftige Schickſal des jungen Herrn grade von dieſer Gabe abhängt? Der liebe Herrgott führt die Seinen wunderbarlich. Immer möglich, daß an unſre Blumen die Entſcheidung für des Offiziers ganzes Leben geknüpft iſt. Er will vielleicht ſein letztes Geld daran wenden . .“

„Das ſoll er eben nicht; und ich darf's nicht annehmen."

„Nein, das ſoll er auch nicht! Und Du ſollſt's auch nicht, Alter, Du ſollſt ihm die Blumen ſchenken!"

„Das kann ich nun wieder nicht annehmen. Eh' ich ſie geſchenkt nehme, eh' ich redlichen, kümmerlich-lebenden alten Leuten ihre einzige Freude raube, ohne ihnen einen kleinen Erſatz dafür bieten zu dürfen, gebe ich meinen Plan auf; das iſt gewiß."

„Wir wollen's einrichten, daß jeder Theil ſeinen Willen hat. Du ſchneideſt ihm die Blumen ab und er giebt uns fünf Thaler; da behält er noch ſo viel, daß er zum trocknen Brot einen Biſſen Braten ſchmauſen kann, und für uns ſind die fünf Thaler eine hübſche Hilfe. Sind Sie damit einverſtanden?"

Robert zögerte.

„Es iſt ein Vorſchlag zur Güte," rief Ottmar; „gieb mir die Scheere her!" Bevor noch Robert wiederholte Einſprache thun konnte, waren die Camellien ſchon von ihren Mutteräſten getrennt, mit kunſtfertiger Hand in eine ſchützende Umhüllung von Papier geſchlagen, Frau Ottmar hatte einen Fünfthalerſchein an ſich genommen, das übrige Geld in Robert's Ledertäſchlein geſchoben, und dieſes zwang ſie ihm freundlich auf, während ihr Mann ihm die Blumen überreichte. „Gott gebe," ſprach der Letztere, „daß meine Alte richtig prophezeit; daß unſere Pfleglinge Ihnen Glück bringen!"

„Ich bleib' in Ihrer Schuld," ſagte Robert herzlich, doch ſchon auf dem Sprunge. Und hinaus war er mit

den erbeuteten Schätzen. Als er von der Straße noch einmal durch's Fenster hinein dankte, erwiederte die alte Frau: „Wenn Sie glauben, daß Sie uns etwas schuldig sind, können Sie die Schuld leicht abtragen: Sie brauchen uns nur gelegentlich einmal Nachricht zu geben, wie Ihr Geschenk aufgenommen wurde."

„Ein Wort, ein Mann!" klang es aus der Ferne zurück.

* * *

In Mandelsdorf sah es aus, wie es am Vorabend eines üppigen Festes nicht anders sein kann; in der Küche wurde geschlachtet, gewürgt, gerupft, abgehäutet, abgeschuppt, gebacken, gesotten, gerührt; der „Chef" (so beliebten diese Herren sich von ihren Lehrjungen und Hilfsmädchen tituliren zu lassen, indem sie das „de cuisine" unterschlagen) hetzte seine deutschen Sclaven und Sclavinnen mit französischen Flüchen umher, schrie nach der Ausgeberin, die er „vieille carcasse" schimpfte; warf mit vollen Händen frische Butter in's Herdfeuer; schrie wie ein Besessner; und ließ den Inhalt jener Weinflaschen, die er für Gelatinen, Compote und Cremen requirirt, zur Hälfte durch seine Gurgel rinnen. Der Gärtner, noch ganz niedergeschmettert von den Vorwürfen, mit denen er überschüttet worden, weil seine Camelliensträuche keine Blüthen trugen, das heißt: längst abgeblüht hatten, schleppte im Schweiße des Angesichtes Näpfe und Kübel in den Tanzsaal hinauf, um diesen, so wie die daran stoßenden Gesellschaftszimmer so viel wie thunlich in Gärten umzuwandeln. Im obern, neu auf-

geſetzten Stockwerke waren keuchende Stubenmädchen beſchäftigt, Gaſtzimmer einzurichten, ſie mit hundertlei kleinen Bequemlichkeiten auszuſtatten, in denen holde Tänzerinnen, ihre Toiletten zu repariren, einen ungeſtörten Zufluchtsort finden ſollten.

Frau Zirner und Bertha hatten wohl einige Wanderungen durch all' dieſe Schauplätze convulſiviſcher Thätigkeit unternommen, doch ohne tieferes Eingehen in die Ausführung ihrer Anordnungen, was ihnen zu langweilig und umſtändlich geweſen wäre. Sie ſaßen jetzt, den wundervollen lauen Abend genießend, in dem zeltartigen Vorbau, welcher die zum „Schloſſe" führende Freitreppe bedeckte, und ſchwelgten in der langen Liſte der Eingeladenen, Namen für Namen wiederholend, jedwedem ein Kleckſchen anhängend. Herr Thomas Zirner war mit der Dämmerung angelangt. Er wiegte ſich auf amerikaniſchem Schaukelſtuhl, blies den Rauch einer „Sechsgroſchen-Cigarre" voll Behagen von ſich, verfolgte die zartgekräuſelten blauen Wölkchen mit Kennerblicken auf ihrem leichten Zuge nach den in hohen Glasglocken brennenden Kerzen hin, über denen ſie ſich dann langſam verzogen. „Rauch iſt alles ird'ſche Weſen!" flüſterte er einigemale, worüber ſeine Tochter ſehr erſtaunte, und ihn fragte: „Aber Vater, wie kommſt Du darauf einen Dichter zu citiren?"

„Weiß ich's? Die Worte drangen ſich mir unwillkürlich auf. Es iſt mindeſtens dreißig Jahre her, daß ich nicht mehr daran dachte, und jetzt erinnere ich mich lebhaft; Schiller's Siegesfeſt war mein Lieblingsgedicht,

wie ich in Deinem Alter ſeine Verſe verſchlang. Sonderbar! So lange haben ſie von Ziffern und Rechnungen verdeckt in meinem Gedächtniß begraben gelegen und jetzt auf einmal.... hat ſich Paul noch nicht blicken laſſen?"

„Der wird ſich heute nicht mehr zeigen. Er gab mir das Wort, nicht ohne Camellien vor mir zu erſcheinen; wahrſcheinlich ſind ſie ihm erſt für morgen früh verſprochen worden. Deſto beſſer; dann ſind ſie noch ganz friſch, und brauchen nicht erſt in den Keller geſtellt zu werden."

„Glaub' ich doch kaum, daß er ſein Wort zu halten vermag. Wo giebt es jetzt Camellien?"

„Für Geld giebt es Alles."

„Das iſt freilich wahr; doch nur bis auf einen gewiſſen Grad. Daß ein Baum oder Strauch über Nacht Knospen und Blüthen hervorbringen ſollte, iſt mir unwahrſcheinlich; ſogar wenn ihm eine Million verſprochen würde."

„Mach' mir doch nicht bange, Vater. Ich muß Camellien haben; mein ganzer Anputz iſt darauf eingerichtet; mir wäre der morgige Tag verdorben ohne Camellien."

„Du biſt ein Kind. Iſt's nicht völlig gleichgiltig .."

„Das verſtehſt Du nicht, Thomas. Ihr Männer verſteht von ſolchen Sachen überhaupt nichts."

„Und Ihr Weiber vergeßt, für wen Ihr Euch ſchön macht. Die feinen Nuancen entgehen denjenigen, denen Ihr gefallen wollt."

„Ei Vater, wer ſagt Dir denn, daß wir uns ge-

ſchmackvoll kleiden, und alle Sorgfalt auf unſere Toiletten richten, um Euch zu gefallen? Wir beſtreben uns, und laſſen's uns die größte Mühe koſten, den Neid unſerer Freundinnen zu erwecken. Für Euch Herren wäre bald Etwas gut genug."

„Das muß ich loben. Da redet doch einmal Eine aufrichtig. Sobald Du dieſe Abſicht eingeſtehſt, bin ich befriedigt. Ihr treibt's mit Euren Toiletten, wie wir mit unſern Geſchäften. Ein Bischen Schadenfreude iſt immer dabei, wenn es uns gelingt, einen fetten Biſſen den beſten Freunden vor der Naſe wegzuſchnappen, und dann von ihnen beneidet zu werden. Das iſt der Lauf der Welt. In ſolchen Surpriſen iſt Willibald Meiſter."

„Apropos, von Willibald: werden ſeine Geſtrengen ſich nicht herablaſſen, dem ländlichen Feſte in Mandelsdorf ihrer huldreichen Gegenwart Ehre zu ſchenken?"

„Weit entfernt von ſolcher Herablaſſung. Willibald hat vorgeſtern einen Ausflug nach Hamburg gemacht; die Wahrheit einzugeſtehen, hauptſächlich um nicht hier ſein zu dürfen. Denn daß er einige Geldſachen vorhabe, die eben ſo leicht brieflich abgewickelt werden könnten, halt' ich für leeren Vorwand."

„Nicht ſehr ſchmeichelhaft für uns."

„Was iſt da zu reden? Es liegt in ſeinem Weſen ſo. In eleganter Geſellſchaft fühlt er ſich nun einmal nicht heimiſch; chacun à son goût! . . . Heda, guter Freund, was beliebt?"

Dieſer Zuruf galt einem Menſchen, der ſich vergeblich bemühte, das Thor jenes aus dickem Eiſendrath geflech-

tenen Gitters zu öffnen, womit der grüne Platz vor dem Hause umgeben war. Man sah ihn im Dunklen nur undeutlich. Er antwortete zurück, und zwar mit heiserem, unverständlichem Tone: „Ich kann den Drücker am Schlosse nicht finden."

„Ist auch nicht von Nöthen. Scheert Euch von dannen, und ohne Aufschub, sonst werd' ich Leute rufen, die Euch Beine machen. Es setzt Nichts, verlaßt Euch d'rauf."

„Ich verlange gar Nichts, Herr; ich bringe Etwas."

„Höchstens einen Bettelbrief."

„Ich bringe Blumen für's Fräulein."

„Ach, das ist ein Bote von Paul; erlaube, Vater!" — Schon eilte Bertha hinab, und ließ sich über die pfeilartigen Stäbe des Eisennetzes ein Carton reichen.

„Paul ist doch ein braver Junge!" rief sie ihren Eltern zu. Und dem Boten, der eine blaue Blouse trug und eine Mütze mit breitem Schilde tief in's Gesicht gedrückt hatte, sagte sie freundlich: „Wartet einen Augenblick, ich schick' Euch ein gutes Trinkgeld."

„Bin bezahlt, reichlich!" entgegnete Jener . . . und man hörte ihn rasch davonlaufen. Wär' es aber nicht finster gewesen, so würde man ihn wohl gesehen haben, wie er leise wieder näher schlich, auf den Fußspitzen behutsam über den knirschenden Kiessand des Fahrweges schreitend, und wie er sich hinter Gebüsche verbarg, aus denen er beobachten konnte, was im Zelte vorging. Bertha öffnete den Carton und ließ ein lautes: „Sieh, Mutter, wie schön!" erschallen. Sogar Herr Zirner

ſtimmte in die Bewunderung der Damen und in Bertha's Anerkennung für die Verdienſte ihres Bruders ein: „Das hätt' ich dem Jungen nicht zugetraut, daß er einen ſo ſchwierigen Auftrag ſo glorreich auszuführen Umſicht und Geduld beſitze. Er muß förmliche Entdeckungsreiſen durch ſämmtliche Handelsgärtnereien unternommen haben!"

Es wurden dienſtbare Geiſter herbeigerufen, eine Schüſſel mit feuchtem Sande angefüllt wurde gebracht, in dieſen ſteckte Bertha die Stiele der Blumen und befahl, ſie in dem kühlſten Winkel des Kellers zu bergen. „Dann," ſagte ſie triumphirend, „werden dieſe Prachtſtücke morgen friſch ſein, wie wenn ſie eben erſt abgeſchnitten wären; und keine Andere wird ihres Gleichen tragen. Oh, der gute, liebe Paul! hätt' ich ihn hier, wie wollt' ich ihn abküſſen!"

„Ich vermuthe," ſprach der Vater, „Du wirſt ſehr bald in der Lage ſein, dieſen Wunſch zu befriedigen, denn ich höre einen Reiter die Straße entlang traben, der ſich uns nähert."

„Das kann Paul nicht ſein, lieber Mann. Weshalb hätt' er dann erſt einen Expreſſen mit den Camellien herausgejagt, die er leicht ſelbſt befördern konnte?"

„Und dennoch iſt er's, denn er wendet ſich den Stallungen zu, wie Ihr bemerken werdet. Jetzt hält er an ... jetzt ſteigt er ab ... jetzt übergiebt er ſein Pferd dem Kutſcher ... jetzt geht er quer über den Hofraum ... jetzt bellen ihn die Hunde an, die der Wärter ſchweigen heißt ... jetzt ſteht er am Gitter ... jetzt ..."

„Bertha, laß' mich ein! ich komme mit dem vermaledeiten Drücker nicht zu Stande! Aber wähne nicht, mein Ungeschick rühre davon her, daß ich Deine Camellien trüge. Ich komme mit leeren Händen."

„Und ich empfange Dich mit vollem Herzen," rief die Schwester, indem sie ihn zärtlich umarmte.

„Du bist ausnahmsweise ein galanter Bruder gewesen, mein Sohn, und Du verdienst alles Lob."

Auch der Vater lobte ihn und fragte angelegentlich, welcher Gärtner ihm so ausgesuchte Waare geliefert? Denn solchen Mann, setzt' er huldvoll hinzu, muß man protegiren.

„Habt mich nur zum Besten," erwiederte Paul kleinlaut. „Ich muß Euren Hohn demüthig über mich ergehen lassen und mich mit dem Bewußtsein trösten, daß ich mir die erstnlichste Mühe gab, Bertha's Eigensinn zu befriedigen. Meine Schuld ist es nicht, daß Du morgen mit einem Kranze von weißen Rosen vorlieb nehmen sollst. Wenigstens werden es die zartesten sein, die sich in dieser Nacht erst aus Knospen zu Blüthen aufthun, und ich habe Sorge getragen, daß sie kurz vor Beginn des Balles eintreffen."

Die Eltern und die Schwester blickten ihn und sich fragend an. „Rappelt's bei Dir, Paulus? Was lamentirst Du von weißen Rosen, als ob ein Leichenschmuck bestellt wäre? Hast Du mir nicht die herrlichsten Camellien geschickt, die jemals auf dunklen Haaren prangten? Hab' ich Dir nicht für jede einen schwesterlichen Kuß gegeben?"

„Ich? Dir geſchickt? Camellien? Geſtatte mir eine „Retourchaiſe," und laſſe mich fragen, ob's nicht bei Dir rappelt? Wer hätte Dir meine Sendung überbracht?"

„Ein fremder Menſch; eine Art Dienſtmann. Vor zehn Minuten. Die Blumen ſind eben erſt in den Keller gebracht worden."

„Und ſagte der „fremde Menſch," wer ihn ſchickte? Sagte er, daß ſie von mir kämen?"

„Das grade nicht. Aber von wem ſonſt ſollten ſie kommen?"

„Ja freilich, von wem ſollten ſie kommen? Es wußte ja Niemand . . ." hier hielt er plötzlich inne und ſchwieg verlegen.

„He?" fragte der Vater, „Du verſtummſt? Biſt Du wirklich nicht der Geber, und vermutheſt Du einen andern?"

„Es könnte nur Robert geweſen ſein, dem ich allerdings auf dem Blumenmarkte mein Leiden klagte."

„Wer iſt Robert? Ich kenne keinen Robert."

„Ein Freund von mir; ein ſehr netter, ſtiller, junger Mann!"

„Einer von Eurer Burſchenſchaft?"

„Das nicht. Er iſt . . . er dient als Militär . . ."

„Ich will doch nicht hoffen!"

„Es iſt der Lieutenant von Randlau."

„Ein Offizier? Ein Herr von Dings da? Und der kennt meine Tochter? Der unterſteht ſich . . . Bertha, was weißt Du von dem Patron?"

„Bertha kennt ihn weiter nicht, lieber Vater. Und er

hat gewiß nicht die Absicht gehabt, ihr ein Geschenk anzubieten. Wahrscheinlich suchte er mich auf, um mir den glücklichen Fund mitzutheilen, und fand mich nicht, weil ich bis spät Abend noch umher lief und fragte . . . da hat er denn . . . es ist so gut, wie wenn ich die Blumen geschickt hätte!"

„Den Henker auch! Ich will dergleichen Freundschaften nicht. Solch' ein übermüthiger Verschwender und zudringlicher Junker darf sich nicht unterstehen . . ."

„Robert ist keins von Beidem. Er ist ein bescheidener, gänzlich mittelloser Offizier."

„Wovon lebt er denn?"

„Von seiner Gage, und ohne Schulden."

„Und wie hoch beläuft sich denn diese seine Gage?"

„Auf vierundzwanzig Thaler im Monate, denk' ich."

„Vierundzwanzig Thaler? Donnerwetter, so viel geb' ich ja meinem ersten Hausknechte! Und davon will er Geschenke machen? Blumen kaufen, die als Raritäten mit einem Thaler pro Stück nicht theuer genug bezahlt sind! Meiner Tochter? Herrn Thomas Zirner's einziger Tochter? Ich dächte, was mir wäre! Die Camellien werden heute Nacht noch zurückgesendet. Augenblicklich soll der Kutscher satteln . . . ."

„Aber, lieber Vater, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich ihm seine Auslage baar wiedererstatte. Es soll übermorgen mein erster Gang sein, wie ich zur Stadt komme. Er betrachtet die Sache ja gewiß nur als eine mir erwiesene Gefälligkeit, und denkt dabei nicht an Bertha."

„Meinst Du das ebenfalls?" fragte Zirner seine Frau. „Zuverlässig!" versicherte Frau Elisabeth. Doch wäre ihr Gemahl nicht „zerstreut" gewesen, wie gewöhnlich, es hätte ihm nicht entgehen können, daß ihr „zuverlässig" höchst unzuverlässig klang.

„Also von ihm?" seufzte Bertha, da sie sich zur Ruhe begab.

IV.

Bei der Ausdehnung, welche das gesellige Treiben unserer Tage gewonnen hat, ist die Möglichkeit verloren gegangen, nur einigermaßen vorher zu sagen, aus was für innerlich getrennten und sich widersprechenden Farben eine Zusammenkunft bestehen wird, die, unter dem Titel „große Gasterei" von reichen Leuten veranstaltet, jedenfalls wie ein Zeitbild betrachtet werden darf. Mögen die Veranstalter noch so sehr bemüht gewesen sein, nur zu „ihrer Partei" gehörige Familien einzuladen, diese sogenannte Partei bietet in ihren verschiedentlichsten Schattirungen schon an und für sich die schroffsten Gegensätze dar; und was die „einzelnen Herren" betrifft, ohne welche denn doch nicht getanzt werden kann, wird es unvermeidlich, allerlei Concessionen zu gestatten, soll die Hälfte tanzlustiger Damen nicht sitzen bleiben. Auch in Mandelsdorf fand sich diese Nothwendigkeit bestätigt. Herr Zirner hatte zwar unerbittlich festgehalten an der Ausschließung jeglicher Militäruniform, doch im Uebrigen war er nachgiebig genug gewesen, und hätte in der „Pause" irgend eine städtische oder staatliche „Wahl"

vorgenommen werden ſollen, mancher ſeiner Gäſte dürfte mit demſelben Munde, dem der Hausherr Leckerbiſſen und Champagner darbot, wider ihn geſtimmt haben. Dieſer Zwieſpalt erſtreckte ſich nicht allein auf die Tänzer, von denen die meiſten wohl überhaupt an Politik zuletzt dachten; er reichte bis in die Reihen der älteren Männer, von denen einige nicht hatten „übergangen werden können," weil ſie Paul's Profeſſoren, wenn gleich in dieſen Kreiſen als „Conſervative" verſchrieen waren. Zirner's hatten durch deren Einladung ein Opfer gebracht, und, ſeltſam genug, meinten Jene ihrerſeits ein Opfer zu bringen, indem ſie die Einladung nicht zurückwieſen.

Der Tanz hatte begonnen, im Saale drehten ſich wilde Paare, ſchmetterte dröhnende Blechmuſik, ſurrte und brauſte lärmendes Gewühl. Die Nebenzimmer blieben theils leer, theils waren ſie von Spieltiſchen beſetzt, an welchen eifrig und aufmerkſam gearbeitet wurde. Hier und da ſaßen, in ſichere Eckwinkel zurückgezogen, Gruppen von Malcontenten, denen die Karten verhaßt, das Tanzgewühl unleidlich waren, und die hier ein Aſyl geſucht, wo ſie ohne Furcht vor Rippenſtößen und Fußtritten „ein vernünftig Wort" reden könnten. Da entdecken wir unter Anderen den Commerzienrath, einen der Profeſſoren, und einen praktiſchen Arzt; ihre Namen ſind uns unbekannt, doch, um ihre Geſpräche zu belauſchen, brauchen wir nicht zu wiſſen, wie ſie ſich ſchreiben.

Die drei Herren begegnen ſich ſonſt auf ihren gewöhnlichen Berufs- und Lebenswegen ſelten oder nie und haben ſich heute in dieſem Schmollwinkel wohl nur

zuſammen geſetzt, weil ſie Jeder den Anderen hier zu finden erſtaunt ſind. Denn ſie gehören ſämmtlich der liberal-gemäßigten Richtung an und erblicken eben kein Heil in den Lehren, zu welchen Zirner und Conſorten ſich bekennen. Hören wir ihnen zu.

„Wenn der Sohn des Hauſes," ſo beginnt der Commerzienrath, „den Wiſſenſchaften obliegt, wie heute dem Tanze, dann muß er ein großer Gelehrter werden." — Der Profeſſor ſchmunzelte: „Damit hat's gute Wege; allzuſehr ſtrengt er ſich beim ſtudiren nicht an." — „Im Uebrigen aber," äußerte der Doctor, „verſichere ich als Hausarzt, der manchen Blick in's Innere der Familien thut, iſt er ein gutgearteter Junge, nicht eingebildet auf Reichthum, nicht angeſteckt von Prunkſucht und wenig geneigt zu ausſchweifenden Vergnügungen. Daß er heute ein Bischen über die Schnur haut, ſchieb' ich weniger auf ſeine Luſt an der Sache, als auf ſeine Abſicht, das Feſt durch feuriges Beiſpiel zu beleben. Und ein ſolches iſt heut zu Tage auf einem Balle nöthig."

„Ja, unſere jungen Männer!" ſprach der Commerzienrath; „das ſind wunderliche Heilige."

„Waren ſie ſonſt etwa beſſer?" fragte der Profeſſor mit einer Beimiſchung von Bitterkeit. „Sie wollen doch nicht etwa behaupten, unſere junge Welt habe im Vergleiche zu der früheren keine Fortſchritte gemacht? Das vermag ich zu beurtheilen. Rieſenfortſchritte!"

„Zugegeben; es wird mehr, und hauptſächlich Mehrerlei gelernt, als zu unſerer Zeit. Die enormen Eroberungen, welche poſitive Wiſſenſchaft gemacht, ſind

natürlich auch den Schülern zu Gute gekommen, und auf Schulen dritten und vierten Ranges werden Knaben sattelfest in Gegenständen, über die vor dreißig Jahren die Gelehrten noch sehr schwankend waren. Doch befürchte ich, diese frühzeitige Sicherheit in Realien habe dem jugendlichen Charakter der Gegenwart wenig Vortheil gebracht. Wo ist die Pietät, welche die Jugend in früheren Zeiten für Autoritäten hatte? Wo die kindliche Hingebung an Ideen und Ideale? An Wissen haben die jungen Leute zugenommen, aber auch an irdischen Bedürfnissen; sie haben an Zuversicht gewonnen und an harmlosem Glück verloren. Sie können unmöglich anders sein, wie sie sind."

„Das will ich auch nicht leugnen," fuhr der Arzt fort, „mir sind Erscheinungen, wie ich sie jetzt häufig erblicke, mehr befremdend als angenehm. Deshalb ergötze ich mich an Ausnahmen, und wenn mir ein offener, munterer Junge vor Augen tritt, der sich seines Daseins freut, der weder docirt noch politisirt, der ältere Männer gewähren läßt und nicht Alles besser wissen will, dann fühl' ich mich höchst nachsichtig gestimmt gegen seine Fehler. Deshalb halt' ich große Stücke auf diesen Paul, dem ich's hoch anrechne, daß er in diesen Umgebungen geblieben ist, was heut zu Tage so wenig Jünglinge bleiben: ein großes, ungeziertes, heiteres, wenn gleich mitunter unartiges Kind."

„Ja," entgegnete der Professor, „und sein Wesen gefällt auch mir. Dennoch schwebt über seinem Haupte ebenfalls der Fluch, der künftigen Erben großer Reich-

thümer ſelten erlaſſen zu werden ſcheint. Der junge Mann wendet ſeine Fähigkeiten auf kein rechtes Ziel, vernachläſſigt die Studien, führt ein müſſiges Daſein und wird es auf dieſem Wege ſchwerlich weiter bringen, als dereinſt, ein ſogenannter „wohlhabender Particulier," zweierlei Beſchäftigungen obzuliegen."

„Und dieſe wären?"

„Coupons abzuſchneiden, Coupons auszugeben."

„Jedenfalls eine bequeme Exiſtenz," lachte der Arzt. „Ich verſichere, meine Herren, daß ich bisweilen, wenn ich abgehetzt und ermattet von des Tages Mühen, kurz nach Mitternacht aus dem Schlafe geſtürmt und bei naßkaltem Wetter vor's Thor zu einem Sterbenden geholt werde, eine ähnliche wünſche."

„Deren Sie, bei Ihrem Eifer für die Wiſſenſchaft, bei Ihrem Thätigkeitstriebe, doch ſehr bald überdrüſſig ſein dürften."

„Beides kann auch in Paul Zirner ſich zeigen, eh' er zum Manne reift."

„Schwerlich, beſter Doctor, ſo lange er nur an Vaters Geldkaſten zu klopfen braucht, um jeden Wunſch erfüllt zu ſehen."

„Hm, hm!" ließ der Commerzienrath vernehmen. Die zwei Herren wußten nicht, ob er dadurch Etwas andeuten, oder ob er ſich räuspern wollte. Sie warteten ein Weilchen, und da Nichts weiter folgte, fragte der Arzt ungeduldig: „Meinen Sie, verehrter Herr, das „Anklopfen" könne einſtmals vergeblich geſchehen?"

„Einſtmals? ... Mit dieſem Worte verbindet ſich

ein höchſt dehnbarer Begriff, der in weite Ferne reicht. Ich fürchte (und hier ſchoben ſie ihre Stühle dicht zuſammen und flüſterten, anſtatt leiſe zu ſprechen), ich fürchte, wir können es mit „bald" vertauſchen."

„Was iſt denn vorgefallen?"

„Vorgefallen iſt eigentlich noch Nichts. Trotzdem ahne ich das Schlimmſte. Iſt es nicht eine ſich häufig wiederholende Erfahrung, daß traurigen Ereigniſſen, gewaltſam hereinbrechenden Schickſalen, mögen dieſe nun ein ganzes Land, mögen ſie Einzelne betreffen, trübe Anzeichen und Vermuthungen vorangehen? Daß ſich oft Gerüchte bilden, die nicht den geringſten Grund zu haben ſcheinen, die haltlos in der Luft ſchweben, die dann plötzlich, über Nacht, wahr geworden ſind, ehe noch Diejenigen, die ſie verbreiten halfen, ſelbſt daran glaubten? Mir iſt zu Muthe, als müßten wir mit Nächſtem den Sturz dieſes großen Handelshauſes erleben. Vielleicht entſpringen meine Befürchtungen auch nicht ſo ganz allein aus düſterm Ahnungsvermögen. Vielleicht ſind ſie zuerſt erregt worden durch zufällig entdeckte Schwindeleien, die ſich der jüngere Compagnon der hochgeachteten Firma, gewiß hinter ſeines Vaters Rücken, zu Schulden kommen läßt. Zwei ihnen gehörige, außerhalb der Stadt gelegene Speicher, in welchen, wie es auf dem Comptoir heißt, für mehr als hunderttauſend Thaler Waare liegen ſoll, enthalten Nichts als leere Tonnen und Kiſten. Dahinter kam ich durch einen aus dem Dienſt gelaufenen Arbeitsmann, der allerdings ein Taugenichts ſcheint, den ich

auch kurz abgefertiget habe, deſſen Berichte nichts deſto weniger einige Wahrſcheinlichkeit hatten. Dazu kommt nun noch die vor einigen Tagen erfolgte „Geſchäftsreiſe" des Herrn Willibald Zirner, die, in Zuſammenhang mit den Beſchuldigungen jenes frechen Schwätzers, beinah den Anſchein heimlicher Flucht gewinnt. Ich habe mit mir gekämpft, ob ich dem ehrlichen, confuſen Vater meinen Argwohn geradezu mittheilen ſollte. Doch bei näherer Ueberlegung gab ich es auf. Steht es, wie ich faſt befürchte, dann käme jegliche Warnung doch zu ſpät."

Dieſe trauliche Mittheilung des Commerzienrathes hatte beide Hörer mit Unruhe erfüllt. Sie empfanden jenes peinliche Gefühl mitleidiger und dabei doch unwilliger Beſorgniß für Menſchen, die man ihrem Untergange entgegen — tanzen, jubeln, ſchwelgen ſieht, und bei deren Anblick man ſich fragt: ſind ſie mit Blindheit geſchlagen, weil der Himmel ihnen zürnt? oder ſind ſie wahnſinnig genug, ſich nur betäuben, die Welt täuſchen zu wollen? Das Letztere konnte hier nicht der Fall ſein, denn die Fröhlichkeit des Hausherrn trat in lauteſter Aeußerung hervor ohne eine Spur von Zwang oder Verſtellung. Der Mann hatte gewiß keine Idee von Gefahr, die ſeiner Exiſtenz, ſeiner Ehre drohen könnte. Er überbot ſich in Aufmerkſamkeiten für ſämmtliche Gäſte, durchſtrich vorſorgend alle Räume, forſchte gewiſſenhaft nach, ob es nirgend an Etwas fehle, und ſo gelangte er auch an unſere drei Schwarzſeher, die er aus ihrem Hinterhalte aufſtörte und freundlich ſcheltend an-

trieb, ſie möchten die halbe Stunde bis zum Souper doch lieber im Tanzſaale zubringen, wo ſo ſchöne Kinder ſich luſtig drehten.

Sie folgten ſeiner Aufforderung, ohne ſich gerade in's eigentliche Gewühl zu begeben, betrachteten durch offene Thüren den Tanz und kamen überein in gerechtem Grimme gegen den täglich überhandnehmenden Luxus, der, in Mandelsdorf ohnehin ſchon auf die Spitze getrieben, was Meubles, Spiegel, Lüſtres und Tapeten betraf, durch die wahnſinnige Pracht der Toiletten noch weit überboten wurde. Der Profeſſor und der Arzt dankten Gott aus tiefſter Seele, daß ihre Frauen über die Nothwendigkeit hinweg gealtert wären, ſich den Anſprüchen der Mode zu unterwerfen, und Er mit Töchtern ſie gnädiglich verſchont habe; der Commerzienrath aber ſtöhnte: „Die meinigen ſind wirklich recht vernünftige Mädchen und ſehen ſelbſt ein, daß es auch einem wohlhabenden Vater zu arg wird, ſie all' dieſen furchtbar theuren Unſinn mitmachen zu laſſen. Dennoch können ſie ſich nicht völlig ausſchließen, müſſen theilweiſe nachahmen, was rings um ſie her getrieben wird. Sehen Sie die junge Zirner an. Wie ſie da neben ihrem Tänzer, einer Prinzeſſin gleich, majeſtätiſch gelangweilt, ihre Schritte abmißt! Erblicken Sie an ihr etwas von unbefangener Heiterkeit und wahrer Freude? Scheint es nicht, als wär' es ihr nur darum, ihren Putz und Schmuck zu produciren? Wie das ſteift und knarrt und raſſelt und rauſcht! Der Umfang ihrer Reifröcke iſt unermeß-

lich, und mit den Stoffen, die dazu verſchnitten ſind, hätte man, da unſere Frauen heranwuchſen, ſechs hübſche Mädchen reich und zierlich bekleiden können. Und wofür dieſer Luxus? Damit morgen der Flitterſtaat bei Seite geworfen werde, gleich dem welkenden Kranze von Camellien — der übrigens das Hübſcheſte an ihr iſt! — denn mehr wie einmal trägt heut zu Tage eine elegante Dame keine „Robe.“ Da ich noch ein luſtiger Springinsfeld war, hatten unſere geſuchteſten Tänzerinnen zwei, höchſtens drei Ballkleidchen, mit denen ſie wechſelten und oft mehrere Winter hindurch ausreichten; doch dabei zeigten ſie ſich viel vergnügter und zufriedener wie dieſe Modejournalpuppen.“

„Der Herr, welcher ihr den Arm reicht, ſcheint ſich angelegentlich um ſie zu bewerben?“

„Das thut er, und zwar nicht allein im Tanze. Er gehört zu den Heirathscandidaten, die Geld ſuchen.“

„Ein recht netter Menſch! Auch ein Handelsbefliſſener?“

„Keineswegs; ein Beamter, der, wenn mich nicht Alles täuſcht, raſche Carriere machen wird. Er iſt ſehr . . . klug. Jetzt ſpielt er den Liebenden und verſichert wahrſcheinlich die holde Bertha, daß ihres Vaters Reichthum ein Greuel in ſeinen Augen ſei, weil er ihn hindere, ohne Weiteres um ihre Hand anzuhalten. Ob er es thun würde, wenn der traurige Umſchlag erfolgen ſollte, den ich befürchte? Das iſt eine andere Frage. So viel weiß ich durch meine Töchter, von allen Anbetern, die ſie

umſchwärmen, gilt er ihr für den willkommenſten. Gebe Gott, daß ſeine Geſinnung eine echte ſei und etwaige Proben beſtehe!“

„Ein frommer Wunſch, beſter Herr Commerzienrath; aber . . . die Muſik verſtummt. Aeltere Herren reichen älteren Damen den Arm; das jüngere Völkchen drängt ſich bunt durcheinander. Man zieht paarweiſe in den Speiſeſaal. Iſt's Ihnen genehm und Ihnen, Profeſſor, dann bleiben wir beiſammen. Vielleicht entdecken wir ein kleines Tiſchchen, an welchem wir uns ſo breit machen wollen, daß Eindringlinge keinen Platz mehr finden. Es ſoll Ihr Schade nicht ſein; dem Hausarzt widmen die Diener beſondere Aufmerkſamkeit, unter meiner Protection ſollen Sie keinen Mangel leiden, der gewöhnlich recht fühlbar wird, wenn um den Hungernden und Dürſtenden Alles im Ueberfluſſe ſchwimmt.“

„Das iſt immer mein Schickſal,“ klagte der Profeſſor.

„Halten Sie nur zu mir.“

Wir dürfen es den drei Herren nachrühmen, daß ſie von der Protection, welcher ſie ſeitens der Dienerſchaft unter des Hausarztes Aegide theilhaftig wurden, nur mäßigen Vortheil zogen; daß ſie den Weinen, die in Strömen floſſen, wenig zuſprachen; daß ſie folglich mit nüchternem Urtheile ſich ihr Mißbehagen kund geben konnten, als das laute Geſchrei der Trinker zuletzt in Gebrüll überging und Toaſte ausgebracht wurden, deren Tendenz auch dem freiſinnigſten Politiker einige Bedenklichkeit erregen mußte. Wie die Damen ſich in den

Tanzſaal flüchteten — freilich ohne denjenigen Theil ihrer Tänzer, der es vorzog, bei der Flaſche zu bleiben, und mit jenem anderen Theile, deſſen Haltung nicht mehr vollkommen zuverläſſig erſchien — da ſtahlen ſie ſich unbemerkt von dannen, ſuchten Jedweder ſeinen Miethkutſcher auf, erweckten ihn mühſam, und fuhren heim.

V.

Herr Thomas Zirner gehörte unter die ſeltenen Naturen, bei denen, auch im vorgerückten Alter, eine durchſchwelgte Nacht weder Uebelbefinden noch Abſpannung erzeugt. Während die meiſten ſeiner Gäſte in jämmerlichem Zuſtande der Morgendämmerung und ihren ſtädtiſchen Berufsgeſchäften entgegen duſelten, beſtieg er ſeinen offenen unbedeckten Phaeton, den er ſelbſt lenkte, und ſauſte, mit der Peitſche ſalutirend, an den von verſchlafenen, fröſtelnden Tänzerinnen, von überſatten Trinkern angefüllten Kutſchen fröhlich vorüber, um der Erſte auf dem Comptoir zu ſein. Niemals fand er ſich munterer, nie beſſer disponirt „für's Geſchäft," und ſeiner Zerſtreuung ſogar vermochte er Herr zu werden, die muthigen Pferde mit feſter Hand, mit ſicherem Blick zügelnd und leitend auf ſchmalem Fahrwege. „Sie vertragen Nichts," ſprach er zu dem hinter ihm ſitzenden Stallknecht, indem er auf ſeine werthen Freunde wies.

Paul war in Mandelsdorf zurückgeblieben. Dort lagen ſie, Mutter, Schweſter, er, ſämmtliche Dienerſchaft in tiefen Schlaf geſunken, wie man ihn eben nur nach

überſtandener Luſtbarkeit ſchläft. Es ſah fürchterlich im Hauſe aus. Es gab keine Stube, kein Stübchen, wo nicht Alles durcheinander geworfen worden wäre. Gegen zwölf Uhr erhoben ſich nach und nach die Mägde, Stubenmädchen, Kammerjungfern, und ſchlugen vorläufig ein durch Sordinen gedämpftes Lamento auf beim Anblick ſolcher Greuel. Die Livreediener, zwei an der Zahl, (denn von den zur Aushilfe gemietheten Lohnlakeien aus der Stadt befand ſich keiner mehr im Schloſſe; dieſe Edlen ſchliefen ihre geſtohlenen Räuſche bei unterſchiedlichen Dörfnern aus!) kamen ſpäter erſt dazu. Sie verſtärkten den Klagechor, daß er endlich doch bis zu Madame Zirner drang und ſie herbei lockte. Dieſe nahm es leicht. „Was iſt zu thun? Geſchehn iſt's einmal. Neue Ueberzüge, neue Fenſtervorhänge ... ob ein paar hundert Thaler mehr oder weniger auf die Tapezierrechnung kommen, es geht unter Einem!“

Bertha und Paul ſtellten ſich erſt eine Stunde ſpäter ein. Sie ſetzten ſich zuſammen zum Frühſtück auf die Terraſſe und nahmen nun in erquicklichem Dreigeſpräch den geſtrigen Tag, die jüngſtvergangene Nacht kritiſch-hiſtoriſch durch. Darüber wurden ſie bald einig, ein Feſt, welches ſich dieſem vergleichen dürfe, ſei wohl noch nie und nirgend gegeben worden! Aber man hatte das auch anerkannt. Scheidend hatten männliche wie weibliche Gäſte, Eltern wie Kinder ihre Huldigungen dem Hausherrn und der Hausfrau dargebracht. „Und ſo ſind,“ rief Bertha, „die großen Summen, die Vater daran geſetzt, doch nicht verloren, weil wir überzeugt ſein dürfen,

uns und unſerm Hauſe ſo viele treue Freunde auf's Neue gewonnen und befeſtiget zu haben!"

„Ja," fuhr die Mutter fort, „es iſt ein erhebendes Bewußtſein; wir werden allgemein geehrt, geliebt, bewundert. Das iſt des Reichthums Zaubermacht, die ſolche Zuverſicht gewährt."

Paul ſchüttelte dazu den Kopf. „Ich weiß doch nicht," ſprach er kleinmüthig, „ob darauf beſonderer Verlaß iſt. In die Dankbarkeit glänzend bewirtheter Gäſte miſcht ſich immer eine gehörige Doſis von Neid gegen diejenigen, denen ihre Verhältniſſe geſtatten, großen Aufwand zu machen. Und Jene, die ſich's geſtern am beſten bei uns ſchmecken ließen, ſchimpfen vielleicht heute am lauteſten über uns."

„Sollten ſie wirklich ſo niedrig geſinnt ſein," lachte Bertha, „wir können's leicht verſchmerzen. Die Gemeinheit trifft ſie, nicht uns. Haben wir doch dabei einen vergnügten Tag genoſſen."

„War Dein Vergnügen in Wahrheit recht groß, Schweſter? Ich hab' Dir nicht viel davon abgemerkt. Ueber Dein ganzes Weſen ſchien vielmehr eine gewiſſe Wehmuth verbreitet, und es ſtörte mich faſt in meiner Luſtigkeit, die Deinige, wo ſie ſich zu zeigen bemühte, für erzwungen halten zu müſſen."

„Da weiß ich nicht, was Du willſt, mein lieber Paulus! Bin ich denn nicht geweſen wie gewöhnlich, wenn ich mich amüſire?"

„O Gott, nein. Und ich bin feſt überzeugt, Dein Tagebuch . . . Du führſt es ja doch regelmäßig fort?"

„Gewiſſenhaft. Seit der Confirmation bring' ich an jedem Morgen Erlebniſſe wie Ereigniſſe des vergangenen Tages zu Papier. Sogar heute hab' ich's nicht verſäumt."

„Nun alſo . . . dieſe Blätter, ließeſt Du mich hineinblicken, würden mir Recht geben; Dir fehlte Etwas . . . und trugſt doch die erſehnten Camellien!"

„Möglich, daß es grade dieſe waren, die mich verſtimmten! Warum ſollt ich's Dir und unſerer guten Mutter verheimlichen: ich mußte, wenn die ſchönen Blumen geprieſen wurden, des armen Gebers gedenken, der ſein beſcheidenes Abendbrot einſam verzehrte, während hier die Gläſer klangen und Strauß'ſche Walzer zum Tanze riefen."

„Das iſt hübſch von Dir," ſagte Paul, ihr die Hand reichend, „und wird den ehrlichen Robert freuen!"

„Ich hoffe doch nicht, daß Du ihm davon reden willſt?"

„Weshalb nicht, Mutter?"

„Weil das den Herrn Lieutenant auf Gedanken bringen könnte, die ich unſtatthaft finde. Du wirſt ſeine Auslagen für die Blumen berichtigen; wirſt ihm zu verſtehen geben, daß Bertha ſie für ein Geſchenk ihres Bruders hält; und wirſt ihn nicht ahnen laſſen, daß wir von ſeiner Vermittelung etwas wiſſen."

„Iſt's aber nicht hart, ihn für ſeine Bemühungen nicht ein Wort des Dankes hören zu laſſen?"

„Danke in Deinem Namen, ſo viel Du willſt. Bertha gab Dir den Auftrag. Daß er ihn übernehmen

wollte, bleibt ſeine Sache, und Du haſt Dich mit dem Freunde abzufinden. Menge uns nicht hinein!"

„Doch eigentlich nur, weil er arm iſt!"

„Ja, deshalb. Denn wär' er reich, dann würd' es ihm nicht einfallen, ſich an eine Familie zu drängen, deren Oberhaupt zur ausgeſprochenſten Oppoſition gehört. Dann würd' er ſich zu ſeines Gleichen halten. Man kennt dieſe Taktiker . . . Und jetzt wollen wir ein Bischen ſpazieren gehn, wollen im Schatten des Birkenwäldchens uns den Staub des Tanzſaales vollends von der Bruſt athmen. Komm', Bertha! Und Du, Herr Studioſus, begiebſt Du Dich in die Arme Deiner alma mater, oder wie Ihr das Ding nennt!"

„Heute nicht mehr. Die Collegien werden ohnehin dieſer Tage geſchloſſen. An ein paar geſchwänzten mehr oder weniger iſt Nichts gelegen."

„Gut, daß der Vater Dich nicht hört!"

* * *

Der Tag war in müßigem Wohlbehagen verbracht worden. Im Hauſe, zuvörderſt in den Wohnzimmern, hatten ſchläfrige Dienſtboten nach und nach die Ordnung ſo weit hergeſtellt, daß ſich darin leben ließ. Frau Zirner und deren Kinder genoſſen mit angenehmen Empfindungen jene ungeſtörte Ruhe, welche vergnügungsſüchtigen Leuten oft zur Qual wird, welche aber nach durchtobter Nacht ausnahmsweiſe gefällt. Sie waren mit der Dämmerung ſchlafen gegangen. Paul erwachte am Dienſtage frühzeitig, von geſündeſtem Schlummer erquickt, in voller Jugendkraft und heiterem Muthe. Wäh-

rend Mutter und Schweſter noch hinter zugezogenen Vorhängen und geſchloſſenen Jalouſieen in den Tag hinein träumten, ließ er ſich ſein Pferd ſatteln und trabte ſeelenvergnügt nach der Stadt, die ihre neblichte Morgenhülle erſt abzuſtreifen begann. In vergoldeten Kuppeln und Zierrathen brachen ſich die Strahlen der hell aufſteigenden Sonne. Der Morgen war herrlich, doch in den Abend hinüber ſah's düſter aus, wie wenn ein ſtürmiſcher Tag drohe. Finſtre Wetterwolken ballten ſich und drängten ſich zuſammen und thürmten ſich auf, entfernten Gebirgen ähnlich. Das wird eine gründliche Wäſche geben, rief der muntere Reiter; ein Glück nur, daß es bis heute gewartet hat! Vorgeſtern hätt' es uns die ganze Luſtbarkeit verdorben! — Dann ließ er liebliche Bilder an ſeiner Phantaſie vorüber ziehen: Tänzerinnen, die ihm beſonders gefallen, mußten vor ihm erſcheinen. Was er dreien von ihnen leiſe zugeflüſtert, wiederholte er ſich. Was ſie ihm erwiedert, rief er ſich in's Gedächtniß. Nach und nach verblichen dieſe zierlichen Geſtalten, nur eine vierte behielt Farbe und Form; eine vierte, die aber nicht der Mandelsdorfer Geſellſchaft gehörte. Eine Fremde ... und ſie ſchwebte lächelnd vor ihm her, bis er die erſten Häuſer der Vorſtadt erreichte. Da entfloh ſie vor dem Geräuſch der Wagen und Schubkarren, welche neben ihm auf holperichtem Steindamme raſſelten. Er lenkte grade ſein Pferd von der Hauptſtraße ab, um in eine Seitengaſſe einzubiegen, die ihn raſcher nach dem elterlichen Hauſe führen ſollte, da kamen ihm drei Studenten entgegen, welche die Abſicht zeigten, ihm den Weg

zu vertreten. Ihnen auszuweichen hätte für Feigheit gedeutet werden können, deshalb rückte er ſich feſter im Sattel und nahm, auf ſpöttiſche, ſogar beleidigende Neckereien gefaßt, eine herausfordernde Stellung an. Das wird wohl meine erſte Paukerei werden! ſprach er vor ſich hin, nicht ohne einiges Wohlgefallen an der Sache. Doch dieſe kampfluſtige, auf ſeine „gute Klinge" begründete Regung ſollte bald niedergedrückt werden, als die furchtbare Anrede ſein Ohr traf: „Stolzirt der Sohn des infamen Betrügers noch zu Roſſe in der Stadt herum? Abgeſtiegen von der Mähre, unverſchämter Laffe!"

„Was ſoll das heißen?" ſchrie Paul, vor Schreck und Wuth bebend.

„Das ſoll heißen," antwortete man ihm, „daß Ihr Vater einen niederträchtigen Bankerott gemacht, daß er eine Unzahl redlicher Menſchen um das ihrige betrogen, daß auch mein Vater ſein Vermögen bei Euch verloren hat, daß er zum Bettler geworden iſt, daß Ihr ſammt und ſonders in's Zuchthaus gehört, daß Ihr nichtswürdiges Geſindel ſeid, alle miteinander!"

„Ich erkläre Sie für einen verleumderiſchen Schurken und denke Ihnen dieſe Erklärung mit blutigen Zügen in's freche Angeſicht zu ſchreiben. Sie wiſſen, wo Sie mich finden."

„Das weiß ich nicht, denn Euer Haus iſt verſiegelt, und Sie werden unfehlbar das Weite ſuchen, wie bereits Ihr Vater und Bruder gethan. Beſſer, wir machen's hier auf friſcher That ab und holzen den Bengel gehörig

durch, damit wenigstens Einer von der Sippschaft empfängt, was ihm gebührt!" — Dabei erhob der Zornige den Stock und drang auf den Reiter ein. Dieser gab dem Pferde die Sporen, machte sich Luft und sprengte wie rasend davon. Fast bewußtlos ließ er dem Thiere freien Lauf, und dieses eilte seinem Stalle zu. Ein Blick genügte dem jungen Manne, ihn von der Wahrheit jener entsetzlichen Kunde zu überzeugen. Die Gewißheit weckte ihn aus dem traumähnlichen Zustande und brachte ihn zur klarsten Ansicht. Es war, wie wenn ein von Goldflittern durchwirkter rosenfarbiger Schleier, der so lange grauenhafte Geheimnisse verhüllt gehalten, plötzlich weggezogen würde; wie wenn eine längst gehegte Ahnung, immer nur von täuschenden Stimmen übertönt, sich jetzt erfüllte. Fremde Männer, Wächtern gleich vor geschlossenen, mit großen Siegeln belegten Thüren stehend, blickten ihn forschend an. Von den Dienern des Hauses zeigte sich einzig der Pförtner, der ihm das Reitpferd abnahm, um es einem Andern zu übergeben, welcher als Aufseher für die Stallungen eingesetzt schien und auf die Frage nach Herrn Thomas Zirner achselzuckend entgegnete: „Verschwunden!" Während dieser das Thier wegführte, raunte der Pförtner dem Sohne des Hauses zu: „Ihre Zimmer, Herr Paul, sind nicht mit versiegelt; die sind im großen Lärm vergessen worden; hier nehmen Sie geschwind den Schlüssel."

Da stand nun der in Ueberfluß und rauschenden Vergnügungen aufgewachsene Jüngling und starrte auf die burschikose, doch reiche Ausstattung um sich her, woran er

ſeine kindiſche Freude gehabt, und worauf er ſich etwas eingebildet hatte. Jetzt ſah er dieſe Zeugen prunkender Verſchwendung wie Feinde an, die ſich gruppenweiſe zuſammengefunden und um ihn her aufgeſtellt hätten, ihn zu höhnen: koſtbare Tabaksröhre, Meerſchaumköpfe, Bernſteinmundſtücke, künſtlich geſchnittene Cigarrenpfeifchen, orientaliſche Waffen verſchiedenſter Gattung, mit Edelſteinen und Gold verzierte Stöcke und Reitgerten, franzöſiſche Schießgewehre neueſter Conſtruction, amerikaniſche Revolvers, alte damascirte Piſtolen, elegant geſchaftet, mit modernen Schlöſſern verſehen. Auf letzteren weilten ſeine Augen beſonders. Von ihnen erwartete er Hilfe in verzweifelter Noth. Nicht als ob er daran gedacht hätte, die vor wenigen Minuten erlittene Beſchimpfung im Zweikampfe, Kugel gegen Kugel, abzuſchütteln . . . ein Studentenduell mußte mit ſcharfen Klingen ausgefochten ſein! — nein, dieſe Angelegenheit erſchien ihm jetzt geringfügig, kleinlich vor dem großen Gedanken, der in ſeiner Seele aufſtieg. Was konnte irdiſche Rache demjenigen noch bedeuten, der ſich aus dieſem Leben in's Reich der Ewigkeit ſehnte? „Ich kann's nicht überleben," rief er klagend aus; „Gott wird mir verzeihen!" — Und er ſenkte das tödtliche Blei in's Feuerrohr, hielt die Mündung auf die Bruſt, wollte abdrücken . . . da wurde ſein Arm von kräftiger Hand ergriffen und feſtgehalten. Robert ſtand neben ihm. „Selbſtſüchtiger," ſprach dieſer, „biſt Du allein? Haſt Du nicht Mutter und Schweſter?" — Paul widerſetzte ſich nicht. Er ließ die Piſtole ſich entwinden und fügte

ſich gehorſam, da der Freund ihn mit ſanfter Gewalt zum Ruhebett zog. Schweigend blieben ſie neben einander ſitzen. Dann hub Robert an: „Ich weiß Alles, vielleicht mehr als Du, der den geſtrigen Tag auf dem Lande zubrachte. Dein Vater, darüber ſind auch ſeine Gegner einig, fiel der berechnenden Schlauheit ſeines unwürdigen älteſten Sohnes zum Opfer. Man ſchilt ihn unvorſichtig, leichtſinnig, doch kein redlicher Mann klagt ihn böſer Abſichten an, Jeder bedauert ihn als den Betrogenen. Deinen Halbbruder allein treffen Schuld wie Schande, doch leider wußte Herr Willibald ſich ſammt ſeinem Raube gerechter Strafe zu entziehen. Wie ich höre, haben Eure Gläubiger bereits Anſtalten getroffen, ihn zu verfolgen, aber es iſt wenig Ausſicht vorhanden, ſeiner habhaft zu werden, weil er allzubeträchtlichen Vorſprung hat. Ihr ſeid verarmt, mein lieber Freund; gänzlich verarmt. Man wird Euch Alles nehmen, höchſtens werden Deiner Mutter einige Schmuckſachen bleiben, die ſich als ihr perſönliches Eigenthum ausweiſen. Dir, armer Junge, vielleicht die theuren Spielereien, welche Deine Burſchenwohnung zieren und nur geringen Ertrag liefern, wenn ſie in der Haſt an den Nächſtbeſten verſchleudert werden müſſen. Dennoch darfſt Du jetzt auch das kleinſte Erträgniß nicht verſchmähen, und ich biete Dir meine Vermittelung an, honette Käufer dafür zu ſuchen, die nicht knickern. Ueberlaſſe das mir. Und verfüge auch ſonſt mit mir in Allem, wozu Du mich brauchen kannſt. Ich beſorge ſehr, von Denen, die ſich's bei Euch behagen ließen, werden Wenige ihre früheren Anſprüche als Haus-

freunde geltend machen wollen. Nimm alſo mit mir vorlieb. Viel kann ich freilich nicht thun ... ich denke, ein redlicher Wille iſt auch was werth; und den hab' ich!"

Weinend warf ſich der Student an des Lieutenants Bruſt und ſchluchzte: „Du haſt ſchon das Höchſte gethan, da Du jetzt, als Bruder mich anredend, den feigen Selbſtmord verhinderteſt. Haſt mir meine Verpflichtungen gegen Bertha und unſere Mutter in's Gedächtniß gerufen; biſt mein Wohlthäter geworden. Doch wenn ich leben ſoll, wozu ich entſchloſſen bin, mit Gottes Beiſtand und an Deiner Freundeshand, dann muß ich erſt den Schimpf abſtreifen, der mir heute widerfuhr. Auch im tiefſten Mangel will ich Nichts auf mir ſitzen laſſen, was meine Ehre kränkt."

Robert billigte das. Nachdem Paul ihn genau von dem Vorgange unterrichtet und ihm die Namen der Beleidiger aufgeſchrieben hatte, ſagte er: „Auch darin vertraue Dich mir an; ich gelobe Dir, Deine Rechte wahrzunehmen und ſie dermaßen zu vertreten, daß auch nicht ein Stäubchen auf Dir haften ſoll. Du haſt für's Erſte keine Zeit, Dich um ſolche Nebendinge zu bekümmern. Du mußt die Stadt verlaſſen und Dich zu Denen begeben, zu denen Du gehörſt, denen Du vom Himmel als Tröſter beſtellt biſt. Jetzt gleich ...."

„Nein, das verlange nicht! Bei hellem Tage kann ich mich nicht in den Gaſſen der Stadt erblicken, kann ich nicht mit Fingern auf mich zeigen laſſen."

„Begreiflich! Bleibe hier, bis es dunkelt. Dann geb' ich Dir das Geleite nach Mandelsdorf. Unterdeſſen

will ich horchen und forschen, ob vielleicht die Spur Deines Vaters entdeckt worden ist. Glücklicherweise bin ich heute dienstfrei. Mein Bursche soll die Menage mit der spärlichen Mahlzeit hierherbringen; einige Nahrung mußt Du zu Dir nehmen, sei's auch widerwillig, Du wirst Kräfte brauchen! Wir essen mitsammen. Halte Dich eingeschlossen und öffne nur, wenn die Parole „Robert" gegeben wird. Und damit Dir die einsame Zeit besser vergeht, sondere Deine Kleider, Wäsche, was überhaupt zum Unentbehrlichen gehört, von den vorhandenen Nippsachen, Spielereien, Raritäten und sonstigen Werthstücken, packe das Zeug zusammen und gieb meinem Burschen eine gute Ladung mit. Die zweite wollen wir heute Abend wegtragen und im Vorübergehen bei mir niederlegen. Das ist keine unredliche Handlung; denn was Du als Geschenk empfangen, oder für Dein Taschengeld erworben hast, gehört nicht in die Crida."

„Mensch, was thust Du für mich! Wie soll ich Dir danken?"

„Mit einem Worte kannst Du mir danken. Wußte Deine Schwester, wer die Camellien gebracht, und hat sie dennoch getragen?"

„Ja!"

„Wirklich? Nun siehst Du, jetzt hab' ich Dank und Lohn vollauf im Voraus für Alles, was mir etwa gelingen wird, Dir Gutes zu erweisen!"

* * *

Die Wetterwolken, die sich schon früh Morgens im Westen gezeigt, waren im trägen Laufe eines schwülen,

bangen Tages mächtig angeſchwollen, thürmten ſich immer höher und dunkler auf, und ſie hüllten ſchon lange vor Sonnenuntergang die ſtaubige Stadt in Dunkelheit. Voll Erwartung auf den Ausbruch heftiger Ungewitter, beobachteten ängſtliche Städter was ſich über ihren Häuptern vorbereitete, darum gelang es unſern jungen Freunden deſto leichter, unbemerkt das Freie zu erreichen. Kaum befanden ſie ſich außerhalb der letzten, zur Vorſtadt noch gehörigen, vereinzelten Häuſer, als das Unwetter zu toben begann. Es war ein Orkan damit verbunden, wie er ſelten in unſern Gegenden erlebt wird. Er riß Dächer von den Hütten, warf Bäume darnieder, und würde auch mit Paul und Robert keine Umſtände gemacht haben, hätten dieſe als gewandte Turner nicht verſtanden, ihm ſowohl geſtählte Muskelkraft wie nachgiebige Geſchmeidigkeit entgegen zu ſetzen.

„Mir thut," ſagte Paul, während der Sturm eine kleine Pauſe machte, „mir thut der Aufruhr der Elemente wohl; er übertäubt den Aufruhr meiner Empfindungen." „Auch ich bin ihm dankbar," ſprach der Lieutenant (der ſich abermals in einen Arbeitsmann traveſtirt hatte), „denn er trocknet mir die dünne Blouſe auf dem Leibe und die Haut dazu, indem er beide durchnäßt. Auch kühlt er mich gefällig ab. Ich käme ſonſt vor Hitze um." — Die letzten Silben wurden ſchon wieder verſchlungen vom Gebrüll des Sturmes, welchem der Donner ſecundirte. Mühſelig kämpften ſich die zwei durch Regengüſſe und überſchwemmte Fußpfade, die ſie immer nur beim grellen Leuchten der Blitze wieder auf-

fanden. Wahrſcheinlich hatten ſie ſich mehrmals geirrt und falſche Wege eingeſchlagen, denn es waren einige Stunden vergangen, bis ſie endlich das Mandelsdorfer Gehöfte entdeckten. Die Kraft des Gewitters ſchien gebrochen, der Orkan zu landesüblichem Winde herabgeſunken, der Wolkenbruch in mäßigen Regen übergegangen. Robert erinnerte ſich des kleinen Pförtchens durch welches er neulich einen näheren Eingang entdeckt hatte; doch wie er ſich dahin gewendet, hörte der ihm folgende Paul ſein lautes: „Werda?“ und gleich darauf: „Hier liegt ein Leichnam!“ — Dieſer Ausruf war von einem Blitze begleitet, und Paul erkannte ſeinen Vater. Sie hoben den Bewußtloſen empor, überzeugten ſich, daß er noch lebe, daß nur völlige Erſchöpfung ihn befallen habe. Seine von Dornen zerriſſenen Kleider zeigten deutlich, wie er ſich den Tag über in Geſtrüpp und Hecken verborgen gehalten. Offenbar hatte auch er die Finſterniß abgewartet, um unter ihrem Schutze den Schauplatz ſeiner letzten Verſchwendungen zu erreichen, und war dicht vor der kleinen Pforte den Anſtrengungen im Streite wider Wind und Wetter unterlegen. Er murmelte wenige Worte, die bewieſen, daß er ſeinen Sohn erkenne. „Zur Mutter!“ ſtammelte er. „Zu Bertha! Bei ihnen ſterben! Wer iſt der Fremde?“ — „Ein Freund,“ erwiederte Paul. „Ein wahrer Freund!“ wiederholte Robert. Und ſie trugen ihn in's Schloß, wo Frau Zirner mit Bertha, obgleich Mitternacht vorüber, beiſammen ſaßen, der furchtbaren Ereigniſſe harrend, welche den zu ihnen gedrungenen, verworrenen,

ſich widerſprechenden Gerüchten endlich ein Ziel ſetzen und ſchreckliche Gewißheit bringen mußten.

VI.

Kurze Auszüge aus Bertha's Tagebuche.

Vom 15. October. Geſtern haben wir die neue Wohnung bezogen. So eng, ſo dürftig ausgeſtattet, erſcheint ſie mir dennoch ein Aufenthalt für Selige, im Vergleiche zu den Mandelsdorfer Zimmern, deren Pracht mir ſtündlich andeutete: wir würden nur aus Mitleid und gnädigem Erbarmen einſtweilen darin geduldet. Ach, mit quälender Ungeduld hab' ich die geſchloſſene Kutſche erwartet, in der unſer Paul uns abzuholen kam. Mutter meinte, es würde wohl heute zum letzten Male geweſen ſein, daß wir in einer Kutſche führen. Künftig heißt es, wie Paul ſich ausdrückt: auf eignen Füßen ſtehn ... und gehn! Ich fürchtete mich vor der Nacht, daß mir träumen könnte, wir wären noch reiche Leute und im Ueberfluſſe! Aus ſolchem Traume zur Wahrheit erwachen müßte furchtbar ſein!

Vom 16. Die Sonne ſchien durch's kleine Fenſterchen und erweckte mich nach langem, gutem Schlafe, der mich wunderbar geſtärkt hatte, ſo daß ich mich einigermaßen erheitert fand. Paul war ſchon ausgegangen, ohne auf den Kaffee zu warten. Ich bin zu unſerer Hauswirthin hinabgegangen, die mir Unterricht ertheilte, wie man bei der Bereitung des Kaffees zu verfahren hat. Ich ſtellte mich recht ungeſchickt an, ſo daß ſie lachen

mußte. Anfänglich ärgerte ich mich darüber, nach und nach fand ich mich selbst possierlich und lachte lieber mit . . . zum ersten Male seit Vaters Tode. Eine recht gute, treuherzige Frau, die alte Gärtnerin Ottmar! Als ich sie bat, sie möge mich doch geschwind ein Bischen kochen lehren, versicherte sie: das wäre nicht so leicht, und wofern die Bestellung unserer kleinen Küche mir anvertraut sei, dürften alle drei zu kurz kommen. Sie that mir den Vorschlag, mit ihnen für's Erste gemeinschaftliche Sache zu machen; das heißt: unsere bescheidenen Einkäufe nach den ihrigen zu regeln, mit ihnen aus einem Topfe zu essen, zugleich aber ihre Gehilfin bei Zurichtung der Speisen zu werden. Auf diese Art würde ich die nothwendigsten Kenntnisse in Bereitung einfacher Hausmannskost erwerben und nach fleißiger Uebung im Stande sein, eine nahrhafte Suppe und wohlschmeckendes Gemüse ohne Dienerin auf den Tisch zu bringen. Ich bin also wohlbestallte Küchenmagd geworden und danke der alten Frau von ganzer Seele, daß sie Geduld mit mir haben will. Nebenbei ist es ein bedeutendes Ersparniß für unsern Etat. . . . Ach, aber meine armen Hände! Unzählige Male hab' ich mir die Finger verbrannt. Dafür versicherte Paul, so gut habe ihm niemals eine Gänseleberpastete geschmeckt, als unser Stückchen mageres, blasses Kuhfleisch mit gelben Rüben; und Mutter nannte mich weinend ihre wackere Bertha, die Gott segnen möge. Da schmerzten die Brandblasen an den Händen nicht mehr.

Vom 17. Gestern Abend zeigte mir unser Haus-

wirth ſeine hübſchen, wohlgepflegten Blumenſträuche und Gewächſe, die er ſeine Kinder nannte. Vor einem ganz beſonders ſchönen Camellienbaume blieb er ſtehen, ſah mir bedeutſam in's Geſicht und ſagte dann: der trägt weiße Blüthen. Heuer hat er ausnahmsweiſe viele gehabt, die grade noch zurecht gekommen ſind, eine ſchöne junge Dame zu ſchmücken. Ich möchte wiſſen, was aus dem artigen Offizier geworden ſein mag, der die Spätlinge mir gleichſam abbettelte? Er hat ſich nicht mehr blicken laſſen bei uns, und das thut mir und meiner Alten recht leid, denn es war ein gar lieber Menſch. Einem Andern hätt' ich die Blumen gewiß nicht überlaſſen. Wenn ihm nur kein Unglück zugeſtoßen iſt! Er hatte feſt verſprochen, uns wieder ein Mal zu beſuchen, und er ſah wirklich nicht aus wie Einer, der ſein Wort bricht. — Aus dieſen Aeußerungen des Blumenvaters Ottmar hab' ich nun erfahren, daß der Kranz, den ich beim letzten (!) Balle getragen, aus dem Häuschen ſtammte, welches wir jetzt bewohnen. Wahrſcheinlich iſt Paul durch Herrn von Randlau hierher gewieſen worden, und wir verdanken dieſem, wie ich ihm die ſeltenen Camellien verdankte, nun auch die abgelegene Wohnſtätte, in welche wir flüchten durften vor falſchen Freunden und ſchadenfrohen Gaffern. Aber weshalb hat ſich denn Paul's Freund nicht mehr gezeigt? Er kann uns nicht meiden wollen, weil wir verarmt ſind! Beſinn' ich mich doch, daß er es geweſen iſt, der in jener fürchterlichſten Nacht meinen Vater uns zuführen half. Ich weiß, daß ſeine Verkleidung mich in

Erſtaunen ſetzte; daß ich ſie und ihn dann gleich vergaß, vom Anblick des Sterbenden bewältigt; daß Randlau, nachdem ich zur Beſinnung gekommen war, ſich längſt entfernt hatte. Und weiter hab' ich Nichts mehr von ihm gehört. Paul vermeidet ihn zu erwähnen, und ich ... wagte nicht nach ihm zu fragen. Ich will doch Muth faſſen? Will nicht undankbar ſein aus Ziererei.

Vom 18. Ja, auf dieſe Blätter mag niedergeſchrieben werden, was mich mit innigem Schmerze erfüllt, und die von Thränen halbverwiſchten Lettern mögen bezeugen, wie tief mir's zu Herzen geht. Paul wollte anfänglich mit der Sprache nicht heraus. Hab' ihn lange bitten müſſen, bis er mir die Wahrheit enthüllte. Gott, wie traurig! Alſo das iſt der Lohn reiner, uneigennütziger Liebe, aufopfernder Hingebung, treuer Freundſchaft? Für meinen Bruder, den Pflicht und Herz an's Sterbebett des Vaters feſſelten, iſt er tapfer eingetreten, hat Beleidigungen, dem Freunde widerfahren, auf ſich genommen; hat Duelle für ihn beſtanden; iſt dafür zur Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, weil ſeine Kameraden und Vorgeſetzten erklärten, er habe ſich unnützerweiſe in fremde Händel gemiſcht, die dem Regimente keine Ehre brächten; und muß, wenn er frei wird, ſeinen Abſchied nehmen wegen einer kleinen Geldſchuld, für deren prompte Ausgleichung er das Ehrenwort verpfändete und nicht augenblicklich löſen konnte.... Eine Schuld, die er in den Tagen der erſten Verwirrung nach unſerem Sturze einging, um die Summe voll zu machen, deren Paul bedurfte; um uns durch dieſen nützlich zu werden

Und mein Bruder hat davon keine Ahnung gehabt, eh' es zu spät war! — Ich möchte verzweifeln, wenn ich's recht durchdenke. Das ist fast der härteste von allen Schlägen des Schicksals, die uns trafen.

Vom 19. Mutter ist einig mit mir: Was uns von kleinen Schmucksachen übrig blieb aus dem Verkaufe der werthvolleren Gegenstände, mit deren Erlös wir unsere jetzige anspruchslose Einrichtung bezahlten, muß noch veräußert werden, damit Paul Randlau's verleumderischen Gläubiger auf einem Brette befriedige. Läßt sich auch dadurch sein Austritt als Offizier leider nicht mehr rückgängig machen, darf es doch nicht von ihm heißen, er habe sein Wort gebrochen. Das wär' ein schlechter Lohn für so viel Edelmuth! In meine Gebete schließ' ich ihn dankbar ein, wie wenn er mein Bruder wäre.

Vom 20. Mit meinen praktischen Studien am häuslichen Herd geht es erträglich. Frau Ottmar versichert, ich zeige mich anstellig und mache rasche Fortschritte. Auch find' ich schon Freude an solchen Beschäftigungen und fühle mich befriedigt, der Mutter so viel Mühe als möglich abzunehmen. Ach, die Noth lehrt nicht allein beten; sie lehrt auch arbeiten.

Vom 21. Mein Bruder läßt sich's recht sauer werden. Es muß ihm bei seinem lebhaften Temperamente und verwöhnt, wie er doch ebenfalls war, unglaublich schwer fallen, sich mit den kleinen Jungen herumzuquälen, denen er Unterricht ertheilt. Natürlich kann dies nur in Familien geschehen, die eingeschränkt leben und selbst

nicht viel übrig haben; denn in großen Häuſern würde man einen Privatlehrer, der als ſolcher eben ſeine erſten Verſuche anſtellt, weder angenommen, noch dürfte er gewagt haben, ſich ihnen anzubieten. Er erwirbt nur wenige Thaler im Laufe der Woche, doch mit welch' freudigem Stolze bracht' er die erſten fünf in unſere Wirthſchaftskaſſe! Wie unermüdlich arbeitet er dann in die Nächte hinein an ſeiner eigenen Ausbildung!

Vom 22. Es iſt mir überraſchend und deſto erfreulicher, daß ich mich ſo ſchnell in die neue, mir völlig fremde Lebensart finde. Mancherlei Entbehrungen drücken mich zwar ein wenig, und bisweilen zucken Regungen gekränkter Eitelkeit gleich einzelnen Blitzen in mir auf, wenn ich häusliche Beſchäftigungen verrichte, welche unſeren Kammerjungfern zu „niedrig" geweſen wären. Doch jene Rückfälle in hart beſtraften Uebermuth legen ſich gewöhnlich bald, und es überkommt mich dann, wie zur Belohnung für ſtandhafte Ausdauer, ein Gefühl der Befriedigung, welches ſich nicht beſchreiben, ſich mit nichts Anderem vergleichen läßt. Nur einen Schmerz kann ich nicht beſiegen, und wenn dieſer wach wird, ſchwinden die beſten Vorſätze beruhigender Entſagung oft auf Stunden dahin. Er entſpringt aus der Erinnerung an diejenigen, die ſich für unſeres Hauſes getreue Anhänger, die ſich für meine beſten Freundinnen ausgaben, die ich dafür hielt, und die jetzt eben ſo wenig nach uns fragen, als ob ſie uns niemals gekannt hätten. Dieſer Schmerz hat zugleich etwas höchſt Beſchämendes. So haben wir perſönlich jenen gar Nichts gegolten? So

iſt es nur der Aufwand geweſen, der thörichte, den meine Eltern machten, und von dem die „treuen Anhänger" ihren Theil an Genüſſen und Vergnügungen zu nehmen liebten? Alle Verſicherungen der Freundſchaft und Liebe für Mutter und mich waren erheuchelt? Oh, ich könnte ſie verfluchen, die herzloſen Leute!

Doch blick' ich dann in mein eigen Herz; geſteh' ich mir ein, wie oberflächlich, trotz allem Austauſch zärtlicher Gegenverſicherungen, eigentlich meine Zuneigung für dieſe Perſonen insgeſammt geweſen; denk' ich daran, wie häufig meine Eitelkeit und mein Stolz ihnen zu verſtehen gaben, ſie hätten es hoch zu ſchätzen, daß ſie durch den intimen Verkehr mit einem Hauſe wie das unſrige ausgezeichnet würden; verſetze ich mich in ihre Lage, und mach' ich mir deutlich, daß unſer prahleriſches Betragen geeignet war, Neid und Mißgunſt hervorzurufen ... dann abſolvire ich ſie und klage unſern Unverſtand an.

Lieber Gott, braucht es denn immer erſt ſo gewaltiger Mahnungen, bis man zu Verſtande kommt?

November.

Vom 5. Sind das trübe Tage! Um vier Uhr müſſen wir ſchon das Lämpchen anzünden, bei deſſen mattem Scheine Mutter und ich nähen, um doch auch Etwas zu erwerben, um nicht hinter Paul zurückzubleiben. Es geht noch ſchwach damit, weil die Arbeit für verwöhnte Fingerchen gar grob iſt; aber dafür iſt ſie einträglicher wie feine Näherei, wenn wir nur in der Uebung ſein und ſie raſcher fördern werden. Frau

Ottmar hat ſie uns zugewieſen, doch erſt nach langer Weigerung. Die brave Frau fand es „ſolcher Damen“ unwürdig, dergleichen „Commißbeſchäftigung“ zu übernehmen. Auch Mutter ſchauderte anfänglich zurück. Mein Entſchluß gab den Ausſchlag, und ich bereue nicht, daß ich es durchgeſetzt habe.

Die Ottmar'ſchen ſind auch darin gütig für uns, daß ſie uns geſtatten, Antheil zu nehmen an ihren im Ganzen eingekauften Proviſionen, die wir im Einzelnen ungleich theurer bezahlen müßten.

Vom 12. Es war kindiſch, daß ich wähnte, mit allerlei aus dem großen Schiffbruch geretteten Spielereien und zweckloſen Ueberreſten moderner Eitelkeit unſere dürftigen Räume zu zieren. Jene Erzeugniſſe des Luxus paßten ſo wenig zu der auf beſcheidenſte Anſprüche beſchränkten Einrichtung, daß ihr Anblick mir wehe that. Jedwedes einzelne Stück trat als mein Ankläger auf. Wir haben uns kurz entſchieden. Paul hat den ganzen Kram an einen Trödler losgeſchlagen, freilich für ein Spottgeld im Vergleiche zu den hohen Preiſen, die einſt dafür gezahlt wurden. Der Ertrag reichte dennoch hin, für's ganze Jahr die Wohnungsmiethe zu berichtigen. Ottmar's iſt dieſer Vorſchuß willkommen geweſen, und uns gewährt es Troſt, den redlichen Menſchen auch eine Gefälligkeit erweiſen zu können. Iſt mir doch, als fühlte ich mich jetzt noch einmal ſo heimiſch im ſtillen Häuschen. Wie hübſch und traulich ſitzt ſich's darin bei dem abſcheulichen Wetter! Wie friedſam verfließen die langen Abende, wie raſch, weil unſer Fleiß ſie verkürzt! Und

legt dann Paul seine Bücher bei Seite und kommt aus seinem Stübchen zu uns, . . . und ich stelle die Schüssel mit dampfenden Kartoffeln auf den Tisch! . . . ja, wir scherzen schon wieder; sogar die Mutter lacht bisweilen mit. Es giebt Stunden, wo mich bedünkt, wir hätten gar Nichts verloren.

Vom 20. Ob es andern jungen Mädchen in ähnlichen Verhältnissen ähnlich ergeht, wie mir's erging, daß sie sich gedankenlos vom Wirbel drehen und treiben lassen, ohne zur Besinnung und zur Erkenntniß ihrer selbst zu kommen? Ohne jemals zu erwägen, daß müßiges Wohlleben, leere Gefallsucht, bequeme Zeitverschwendung den höheren Bedürfnissen geistig begabter Wesen doch nicht genügen können? Daß uns Gott zu etwas Besserem geschaffen hat? Ich hatte mich bei'm Haschen und Jagen nach ermüdenden Vergnügungen selbst verloren; mich und meine Seelenkräfte. Ich sammle sie und mich, eingeengt, entbehrend, sinnend, und freue mich zeitweiligen Mangels, sobald es meinem Fleiße gelingt, ihn der Mutter zu verbergen. Wo sind die Migränen geblieben, die mich sonst so häufig plagten? Es fehlt mir an Zeit zum Kränkeln. Was ist aus den eingebildeten Nervenleiden geworden, gegen welche der Arzt ironisch-kopfschüttelnd Stahlbäder verordnete? Die Gesundheit des Körpers kommt auch der Seele zu Gute. Ich erfahre erst jetzt, was reine Heiterkeit ist, die ich nur dem Namen nach kannte. Ja, wäre nicht das wehmüthige Gedächtniß des unglücklichen Vaters . . . und genau betrachtet hat auch dieses etwas Wohlthuendes.

Ich darf mich tröſten, daß ſein ſanfter Tod ein Glück für ihn geweſen iſt. Er hätte ſich in ein Daſein, wie wir es führen, nicht einleben; er hätte, belaſtet mit der Schmach, welche ſein unwürdiger Sohn über das Haus gebracht, nicht exiſtiren können. Vielleicht wäre gar Willibald's Schuld durch's Geſetz an ihm beſtraft worden? Er iſt ſterbend gefänglicher Haft entgangen, der liebe Gott hat ihn zur ewigen Freiheit geführt. Mich aber hat Seine Gnade noch einmal in die Schule geſchickt, damit ich nachhole, was ich bei meinen Lehrmeiſtern nicht erlernt hatte.

Vom 23. Es iſt doch eigen! Wenn ich ſo neben der ſchweigenden Mutter, mit ihr um die Wette, in derben Stoff ſtichle; und wenn unzählige Bilder aus jener Zeit an mir vorüberfliehen, ſich drängend, jagend, eins das andere verdunkelnd, da verſinken plötzlich alle wieder in's Nichts; ich vermag ſie nicht feſtzuhalten, weiß mich kaum zu erinnern an die Geſichtszüge derer, die uns am nächſten ſtanden, mit denen wir den lebhafteſten Verkehr hatten. Doch Robert von Randlau macht ſein Anrecht auf mich geltend. Ihn erblick' ich immer gleich deutlich im hellſten Lichte; ſein Bild verwiſcht ſich niemals; es miſcht ſich nie unter die übrigen; es ſteht feſt und klar vor mir. Und hab' ihn doch ſelten geſehen! Nur einmal mit ihm geſprochen! Was bringt ihn mir nahe? Iſt's, daß er ſich als Paul's wahrer Freund gezeigt? Ja gewiß, deshalb acht' ich ihn. Daß er leiden muß für ſeine Treue! Deshalb bedaur' ich ihn. Doch dieſe dankbare Achtung, dieſes Bedauern erklären nicht hin-

reichend, was ich für ihn empfinde; was ich ſchon empfand, bevor er noch Beweiſe ſeines ſeltenen Edelmuthes gegeben. Wäre mein Gefühl? ... Oh, ich will gern vermeiden, es tiefer zu ergründen. Fort mit allen Gedanken an ihn! Mögen ſie noch ſo lieblich ſein, ſie können den Frieden der Seele nicht erſetzen, der vor ihnen zu weichen droht. Armuth — Entſagung — Arbeit! Die drei Worte bleiben meine Loſung. Beglückte Liebe paßt nicht zu ihnen: und unbeglückte darf ich nicht in mir aufkommen laſſen. Kein Seufzer darf die Mutter fürchten machen, ich ertrüge unſer Geſchick minder leicht und gern. Nur von meiner Heiterkeit nährt ſich die ihrige; nur weil ich das Unvermeidliche fröhlich hinnehme, gewinnt ſie Muth, ſich geduldig zu fügen. Der erſte Augenblick, wo ſie mich wanken ſähe, wäre der Beginn langen Elendes.

December.

Vom 12. Vergangenes Jahr erweckte der erſte Tag des Chriſtmonats eine Menge unbegrenzter Wünſche in mir, die ich auf langen Zetteln zuſammenſtellte, voll kühner Zuverſicht, daß alle erfüllt werden müßten. Welche Maſſe ganz überflüſſiger Gegenſtände, die ſehr viel gekoſtet und mir ſehr wenig Freude gewährt haben! Und wie undankbar bin ich geweſen im hell-erleuchteten Saale, wo Tiſch neben Tiſch für uns geſchmückt, von Geſchenken überhäuft, aufgeſtellt waren, als mir dies und jenes nicht behagte, weil ich mir's anders gedacht hatte. Wie herzlos vernahm ich Paul's Bemerkung, daß an dieſem Feſtabend

ſo viele arme Leute ihren Kindern gar Nichts ſchenken könnten; daß ſie im Dunkeln frieren und hungern müßten, während bei uns unzählige Leckerbiſſen von unzähligen Kerzen beſchienen wurden! „Solche Leute ſind's nicht anders gewöhnt!“ hab' ich ihm grauſam erwiedert. Pfui über jene Bertha! Um wie viel ſchöner iſt's doch in dieſem Jahre! Kaum hatte ſich Mutter geſtern Abend zur Ruhe begeben, ging ich nach Paul's Stübchen, und wir begannen unſere kleinen Einkäufe zu beſprechen, zu ordnen, unſere Vorbereitungen für den Chriſtbaum zu treffen. Keine Nuß, kein Blättchen Schaumgold, kein Bogen buntes Papier, kein bemaltes Kerzchen, was nicht mit unſeren mühſam erworbenen, zurückgelegten Pfennigen bezahlt wäre. Im Ganzen für etliche und vierzig Groſchen Waaren. Das wird ein ſtattlicher Baum werden, den wir für die Mutter aufputzen wollen! Und dann müſſen noch drei kleine Bäumchen angeſchafft werden für die drei Kinder unſerer blaſſen, kränklichen Nachbarin gegenüber. Die zwei Mädchen bekommen warme, dicke Jacken, von brauner Wolle geſtrickt, und der Junge einen Rock aus Paul's altem Flauſch zugeſchnitten. Eine Jacke iſt ſchon fix und fertig, an der zweiten fehlen nur noch die Aermel. Für den Rock des Jungen verlangt der Flickſchneider im Eckhäuschen neben uns zwei und einen halben Thaler. Die treiben wir auch noch auf.

Vom 15. Paul hat Alles übernommen, was in's Gebiet der „Baſtelei“ ſchlägt, wie er's nennt, damit ich unterdeſſen meine Strümpfe für die Mädchen fertig bringe. Er ſchneidet Bildchen aus, klebt bunte Papier-

fahnen zuſammen, verſilbert Aepfel, vergoldet Nüſſe und fügt Ketten aus kurzen Endchen Stroh auf dünne Fäden, an denen rothgefärbte Eierſchalen mit kurzen Inſchriften ſchweben ſollen. Das glatte, gelbe Stroh nimmt ſich beim Lampenlichte ſchon hübſch aus. Wie wird's erſt glänzen, wenn all' unſere Wachskerzen leuchten! Er behauptet, das wäre ſeine Erfindung und prahlt damit. Ich bin ihm aber auf die Sprünge gekommen und hab' ihm auf den Kopf zugeſagt, Strohketten- und Eierſchalen-Schmuck gehöre urſprünglich den Kindern, die am Sonntage Lätare mit ausgeſchmückten Nadelholzbäumchen von Haus zu Hauſe ſingen gehen. Da war er entlarvt, gab das Plagiat lachend zu und geſtand mir endlich: er hätte als Knabe oft die unwiderſtehlichſte Luſt verſpürt, ſich jenen Bettelſängern anzuſchließen und mit ihnen gemeinſchaftlichen Chorus zu machen! Damals, ſagt' er, durften dergleichen Gelüſte nicht aufkommen, weil wir für reicher Leute Kinder galten. Jetzt würd' es uns Niemand unterſagen, doch ich fürchte, wir ſind ſchon ein Bischen zu erwachſen. Oder hätteſt Du Neigung? fragt' er mich. Ja, erwiederte ich ihm, ich könnte mich entſchließen, mit Dir vor die Thüren derjenigen zu treten und ſie ſpöttiſch anzuſingen, die in unſerem Hauſe zu ſchwelgen liebten und nach dem Tode des Vaters vergeſſen haben, daß ſeine Wittwe darbt Da wurde Paul ſehr ernſt und unſere Scherze verſtummten.

Vom 16. Der Chriſtmarkt ſteht in voller Blüthe. Ich hab' mich geſtern Abend (um Paul's Ausdruck zu gebrauchen) „rechtſchaffen vermummelt," mich möglichſt

unkenntlich gemacht, und bin an ſeinem Arme durch die glänzend erleuchteten Reihen unzähliger Buden gegangen. Da begegneten wir dem alten Bürgersmanne, deſſen Enkel auch Privatſchüler meines Bruders ſind. Der Mann ging ein Stückchen mit uns. Er ſchien wenig erbaut von all' der Herrlichkeit. „Sehen Sie," ſprach er, „das iſt ungleich ſchöner und großartiger wie vor Jahren. Es herrſcht dabei Sauberkeit und Ordnung vor, und hat höheren Schick erhalten, der ſonſt nicht vorhanden war. Schon die gewaltigen Gasflammen geben der Geſchichte einen gewiſſen Glanz. Und doch iſt mir, wie wenn etwas fehlte, und ich denke mir: würde ich heute wieder ein Kind, könnt' ich nicht mehr empfinden, was ich als Junge empfunden habe, wo ich mich zwiſchen jenen ehemaligen, unregelmäßigen, meiſt ärmlichen, ſchwachbeleuchteten Budenreihen durchdrängte. Es kommt mir jetzt zu prächtig vor, zu ſehr nach dem Lineal abgemeſſen, zu modern mit einem Worte. An den Begriff „Weihnachtsmarkt" knüpft ſich in meiner Erinnerung ein Anſchein von Dürftigkeit, der gewiſſermaßen dazu gehörte. Mir wären die Talgſtümpfchen, die einſt ſolch zuſammengeſtoppelten Kram im Halbdunkel ließen, ungleich lieber als die flackernden Flammen, welche jetzt Tag aus Nacht machen. Man ſieht zu klar, die Täuſchung iſt verſchwunden, mit ihr der Zauber des Geheimnißvollen. Wir Jungen ſchlichen, wenige Groſchen in der Taſche, ſchüchtern umher, höchlichſt geſpannt, was dafür zu haben ſein werde. Unſere Nachkommen machen dieſe Angelegenheiten geſchäftlich ab, gleich geübten Rech-

nern, die ſich nicht verblüffen laſſen. Die Ausſtattung iſt elegant geworden; das kindliche Vergnügen iſt abhanden gekommen. Vor den Buden prangen die Firmen der Verkäufer, jeder Knabe weiß, wo ihre Häuſer ſtehn, ſie ſind nicht (wie dereinſt) aus dem Boden emporgeſtiegen, nur um Chriſtmarkt abzuhalten und dann wieder zu verſchwinden; ſie ſind wohlhabende, angeſehene Leute, ſie thronen im Strahle des Gaſes, das Licht ſtrömt ihnen aus denſelben Röhren zu, welche allabendlich die Straßenlaternen ſpeiſen. Da giebt's Nichts mehr zu entdecken, Nichts mehr zu erſtaunen, ſich verblüffen zu laſſen ... und war dies nicht die Hauptſache?" — So redete, wenn auch vielleicht in minder gewählten Worten, der einfache Gewerbsmann, und nachdem er geendet, fragte er, ob wir noch gedächten Einkäufe zu machen. „Die armen Kinder, uns gegenüber," antwortete ich, „ſind bedacht; und weiter reichen die Kaſſen nicht!" — „Was ſchenken denn dieſe zwei großen Kinder ihrer Frau Mutter?" — „Die bekommt einen ſchönen Chriſtbaum!" — „Sonſt nichts?" — Wir ſchwiegen. „Das geht nicht," rief er aus; „wiſſen Sie was, Herr Zirner: ich hab' auch früher für Ihren ſeligen Papa gearbeitet (der Mann iſt Sattler), und er hat mich prompt bezahlt. Hab' recht hübſch an ihm verdient. Jetzt müſſen Sie ſich mit meinen Enkeln quälen. Ihr Stundengeld wird Ihnen erſt zu Ende des Monats ausgezahlt ... der Mamma ſollen Sie durchaus ein Geſchenk machen. Kaufen Sie ihr, was ſie ein Bischen freut! Nehmen Sie, was ich auf Abſchlag gebe; Sie bringen's ſchon beim Unterrichte wieder ein." —

Eh' Paul ſich beſinnen konnte, hielt er etliche harte Thaler in der Hand, und der alte Sattlermeiſter hatte ſich im Menſchengewühl verloren.

Vom 20. Ich blätterte in meinem Tagebuche und machte die Entdeckung, daß ſich faſt Alles, was ich ſeit länger als drei Monaten darin eingeſchrieben, um Geld und Geldangelegenheiten dreht. Im erſten Augenblick erſchrak ich darüber; wollte mir Vorwürfe machen wegen einer ſo niedrigen Geſinnung. Müßte man nicht fähig ſein, ſprach ich zu mir ſelbſt, ſich über einen Gegenſtand zu erheben, deſſen Nichtigkeit grade mir doch recht klar eingeleuchtet, ſeitdem ich auf ſo traurige Weiſe belehrt worden, wie vergänglich und unzuverläſſig die Macht dieſes irdiſchen Götzen iſt? — Aber bei näherer Betrachtung bin ich zu ganz entgegengeſetzter Anſicht gelangt. Ich habe das Bewußtſein gewonnen, Geld und Gold ſei nur dann verächtlich, wenn es uns für das Höchſte gilt; wenn wir es als Mittel betrachten, ein geiſt- und ſeelenleeres Treiben durch ſeine Hilfe auszufüllen; wenn wir, was blindes Glück uns zuwendete, gedankenlos vergeuden, ſelbſt- und genußſüchtig, ohne beſſere Zwecke. Sobald das Geld aber mühſam, redlich erworben, gewiſſenhaft zuſammengehalten, nur benutzt wird, entſagungsmuthig und pflichtgetreu ein genügſames Daſein vor äußerſtem Mangel zu ſichern; ſobald wir im Kleinen gut machen, was wir einſt im Großen verdarben; ſobald an jedweder Kupfermünze die Erinnerung thätigen Fleißes haftet, verwandelt ſie ſich, ihrem inneren Werthe nach, in ein

ſchweres, reines Goldſtück, die gemeine Proſa des Geldes ſchwindet, an ihre Stelle tritt die Poeſie der Armuth.

Vom 25. „Heiliger Abend!“ Es war der heiligſte meines jungen Lebens. Die beſchenkten Kinder lohnten uns durch ihr Entzücken. Unſere Mutter geſtand, daß ſie ſich noch nie ſo beglückt gefühlt habe! Sie ſei ſtolz, verſicherte ſie, auf Paul und Bertha; „ſie verdiene gar nicht, ſolche Kinder zu haben!“ Ach, welch' himmliſcher Klang ertönte mir in dieſem Weihnachtsliede!

Aber von wem kam das räthſelhafte Geſchenk, welches für Paul bei Ottmar's abgegeben worden iſt? Ein Fabrikarbeiter hat es gebracht. Das kleine Packet hatte die Form eines Buches, als ſolches wies es ſich denn auch aus, und wie Paul die Hülle öffnete, erkannte er die Geſchichte von „Siebenkäs, Leibgeber und Lenette.“ Am Schluſſe derſelben iſt die Zeile: „Und die Leiden unſeres Freundes hatten ein Ende!“ roth unterſtrichen. — Von meinem Namensvetter Jean Paul, rief der Bruder, indem er mir's zureichte. Ich entdeckte, darin blätternd, den rothen Strich und bemerkte zugleich, daß Paul auch erröthete. Natürlich hab' ich vermieden, durch indiscrete Fragen ihn in Verlegenheit zu ſetzen. Lies Du's nur, ſprach er, ich kenn' es ſchon! Da hab' ich denn geleſen und geleſen von zehn Uhr Abends bis jetzt, und je tiefer ich mich in dieſe Miſchung von grellem Scherz und rührender Wehmuth hineinlas, deſto deutlicher wurde mir der Gabe Sinn. Wer daraus nicht lernt, die kleinen Freuden der Armuth zu ſchätzen, der muß kein menſchliches

Gefühl haben; und auch ihre Leiden lächelnd ertragen lehrt dieſes Buch. Vielerlei in der Erzählung iſt mir ungenießbar geblieben wegen ſeiner barocken Form; nur manches Humoriſtiſche hab' ich verſtanden, manches hat mich abgeſtoßen. Aber der Kern iſt göttlich; die Form iſt ja nur Schale. An der inneren, weißen Seite des Einbanddeckels ſteht mit blaſſen Bleiſtiftzügen, weniger geſchrieben als hingehaucht: „Suchet, ſo werdet ihr finden!" — Was mag das bedeuten? Bezieht ſich's auf des Buches Inhalt? oder . . . ?

Vom 26. Paul hat das überklebte Blatt abgelöſet. Darunter lag in feines Papier gefaltet ein Hunderttalerſchein. Auf dem Papier ſtand, abermals kaum lesbar: „Für Mutter und Schweſter!"

Mein Bruder entfärbte ſich. „Nein, ich darf's nicht annehmen," flüſterte er, ging in ſein Gemach, ſchrieb lange, begab ſich zu Ottmar's hinunter . . . bald darauf ſah ich ihn nach der Stadt eilen. Rührt die geheimnißvolle Sendung etwa von einem Mädchen aus unſeren ehemaligen Kreiſen her, die ſich auch für den verarmten Sohn des Hauſes noch intereſſirt? Es waren deren drei, denen er auf ſeine Weiſe den Hof machte. Von denen iſt's keine; dafür bürg' ich . . . Eine gänzlich unbeachtete? Ein Blümchen, welches im Verborgenen blühete? . . . Gleichviel. Er hat Recht, dieſes Almoſen zurückzuweiſen, denn ein ſolches iſt's. — Dennoch thut er dadurch einem warmen Herzen vielleicht ſehr weh!

Vom 30. Es hat ihn heftig angegriffen. Auch iſt

er ſchon ſeit etlichen Tagen leidend und will's nicht Wort haben. Wenn er nur nicht ernſtlich erkrankt! Gott erbarme Dich!

Vom 31. Mein liebes Tagebuch, für Dich wird mir im neuen Jahr wenig Zeit bleiben. Nur mit flüchtigen Worten ſoll feſtgehalten werden, was ſich begiebt, damit ich einſt, wenn wir die Noth überſtehen, nachleſen könne, an welchem Tage dies und jenes Leiden mich beugte, an welchem (will's Gott) die Hoffnung bei uns wieder einkehrte!

Paul liegt ſchwer danieder, unſer Arzt erklärt's für ein gefährliches Nervenfieber. Der gute Doctor! Schüchtern und verzagt bin ich in ſpäter Nacht bei ihm eingedrungen, zweifelhaft, ob er mich noch kennen wolle, die ihn ſo oft geärgert? Außer Athem von ſchnellem Laufen durch lange Gaſſen ſtürzte ich in ſein Studirzimmer. Er empfing mich wie ſeine Tochter, ließ gleich anſpannen, dankte für mein Zutrauen. Ja, es giebt gute Menſchen!

Januar.

Vom 2. Geſtern, am Neujahrstage, iſt auch die Mutter krank geworden. Nun hab' ich vollauf zu thun. Ich wundre mich über meine Kraft, über meine Beſonnenheit, die mich den Kopf nicht verlieren läßt. Gott iſt in dem Schwachen mächtig.

Vom 13. Faſt wird's mir zu viel. Unſere Mutter darf nicht erfahren, wie ſchlecht es um Paul ſteht; ſie

will mich immer in ihrer Nähe haben. Und die Gärtnerin weiß ſich mit meinem armen Bruder und ſeinen raſenden Fieberphantaſieen keinen Rath.

Ich möchte immer bei beiden Kranken zugleich ſein. Aber welche Wonne ſteht mir bevor, wenn ſie geneſen!... Nur etliche Stunden ruhigen Schlafes möcht' ich wieder einmal genießen.

Vom 15. Wenn die Noth am größten, iſt die Hilfe am nächſten. Wie ich geſtern Abend auf den Zehen von der ſchlummernden Mutter weg ſchlich, um nach Paul zu ſehen ... wer ſaß am Bette? Sein Freund Robert! Ich erkannte ihn anfänglich kaum, weil er in Civilkleidern ganz fremd ausſah. Doch als er mich anblickte, erkannt' ich ihn gleich! Er winkte mir entgegen, daß ich ſchweigen ſolle, und bedeutete mich, ſchlafen zu gehen. Frau Ottmar habe ihm gelobt, lispelte er, dieſe Nacht hindurch bei meiner Mutter zu bleiben; er werde Paul nicht verlaſſen; ich bedürfte endlich einmal ungeſtörter Ruhe. — Da gehorchte ich ihm. Sein treues Angeſicht hat mich in Schlaf gelächelt, und ich bin wie neugeboren aufgeſtanden.

Vom 22. Paul's Fieber hatte geſtern den höchſten Grad erreicht. Der Arzt ſah bedenklich drein und mir entging nicht, daß er mit Robert ziſchelte. Ich hielt mich auf's Aeußerſte gefaßt. Mitten in des Bruders tolle Phantaſieen und quälende Viſionen, wo er immer den ſeligen Vater gegen Willibald's boshafte Anfälle vertheidigen wollte, trat ein lichter Moment. Er ſchien bei klarer Beſinnung, nannte Herrn von Randlau und mich

mit Namen, dankte für unſere Pflege mit brechender Stimme, ergriff unſere Hände und vereinigte ſie. Wer mag einem Sterbenden widerſtehen? Ich ließ ihn gewähren. Dann gab er mir unverſtändliche Aufträge für „ſie!“ Ich fragte ängſtlich, wen er mit dieſer „ſie“ meine. — Sie, ſie, die mich liebt, wiederholte er mehrmals . . . und verfiel wieder in ſeine martervollen Träume.

Vom 23. Der Himmel ſei geprieſen! Die Gefahr vorüber, Paul gerettet, ſchwört der Arzt.

Vom 24. So lange wir den theuren Bruder und Freund zu verlieren fürchteten, hat Herr von Randlau weder über ſein Geſchick, noch über ſeine Verhältniſſe zu mir geredet. Er hat mit ausdauernder Hingebung ſich der Krankenpflege geopfert, beſtrebt, jegliche Mühe und Beſchwerde mir abzunehmen, und iſt, ſo zu ſagen, aufgegangen in eifrigſter Vollziehung ernſter Pflichten, die er ſich freiwillig auferlegt hatte. Geſtern ſprach er zum erſten Male von ſich und gab mir zu hören, daß er, nach verſöhnendem Ausgange ſeiner dienſtlichen Angelegenheiten mit ehrenhaftem Abſchiedszeugniß entlaſſen, eine gute Anſtellung gefunden habe als Correſpondent bei dem Beſitzer großer Fabriken, welche unweit der Südvorſtadt eine kleine Stadt für ſich bilden. Es ſei das gewiſſermaßen ein Vertrauenspoſten, den er indirect meinem Bruder verdanke. Das war mir unverſtändlich. Er ſetzte auseinander: ſein rückſichtsloſes Einſchreiten für Paul ſei Veranlaſſung dazu geweſen. Die Tochter jenes Herrn Richmann habe davon gehört, und ſie

habe ihn dem Vater, der zunächſt einen zuverläſſigen Menſchen geſucht, als höchſten Zutrauens würdig empfohlen. Ob ſie und Paul ſich perſönlich kennten, wiſſe er nicht beſtimmt; vermuthe jedoch, Auguſte Richmann ſei mit der im Delirium genannten „ſie“ gemeint geweſen. Auf meine Anfrage, wie ſich ſein hieſiges Krankenwärteramt mit dem jüngſt übernommenen Amte eines Correſpondenten vertrage, erklärte er, man habe ihm Erlaubniß dazu gegeben. Dieſe ſei nun, mit der dringenſten Gefahr, erloſchen; er müſſe ſich voll verdoppelten Fleißes ſeinem Berufe zuwenden; denke jedoch, öfter eine Abendſtunde bei uns zuzubringen, wofern mir ſeine Gegenwart nicht läſtig werde. Ich hab' ihm erwiedert, wir würden uns herzlich freuen, wenn er ſeinen Freund ſo oft wie möglich beſuche! Auf Paul's vielſagendes Zuſammenfügen unſerer Hände in der grauenhaften Fiebernacht hat er ſich nicht die leiſeſte Anſpielung erlaubt.

Vom 28. Mutter iſt außer Bett; ſie vermag ſchon mit mir an Paul's Lager zu ſitzen. Er erholt ſich langſam, aber, wie der Arzt meint, deſto ſicherer.

Februar.

Vom 1. Robert ſtellt ſich pünktlich gegen Abend ein und erfriſcht uns alle durch ſein Geſpräch. Was für ſchöne Stunden verdanken wir ihm! Sie wären noch ſchöner und heller, würden ſie nicht bisweilen verdunkelt durch die aus der Ferne drohende Beſorgniß vor der Apothekerrechnung. Unſer großmüthiger Arzt, der für

ſeine Mühe Nichts fordern will, hat für's Erſte dort gut geſagt. Jetzt geht es an ſtärkende Arzeneimittel. Auch ein oder zwei Spitzgläschen vom beſten alten Ungarwein darf der Geneſende täglich nehmen. Ich bin ſo glücklich geweſen, einige Flaſchen des vorzüglichſten mit dem Gelde bezahlen zu können, welches mir der Goldarbeiter für meine letzten zwei Ringe gab. Jetzt trag' ich keinen Ring mehr. Wozu auch? Mutter und Paul achten nicht darauf. Robert's Scharfblick iſt es nicht entgangen. Er ſcheint ſich darüber zu freuen.

Vom 7. Die beiden Bürgerfamilien, deren Kinder Paul unterrichtete, haben unaufgefordert das Stundengeld für vergangenen Monat geſchickt, und unſer alter Freund vom Weihnachtsmarkt iſt ſelbſt gekommen, ſich zu erkundigen, wie's dem Bruder geht.

Vom 9. Randlau iſt ein guter, kluger, zartfühlender Menſch. Daß er mich wahrhaft liebt, davon hält ſich auch Mutter überzeugt. Paul hat es ja längſt gewußt, ohne daß Jener eine Silbe darüber zu ſagen brauchte. Nun, mir iſt's auch nichts Neues. Aber wie ſteht's denn mit mir? ... Alberne Ziererei! Mag es hier prangen in großen, feſten Lettern: Ich lieb' ihn mehr als mein Leben! Und ich darf den Meinigen bekennen, was noch vor einem Jahre tief in's tiefſte Herz hätte verſchloſſen bleiben müſſen.

Ich darf's laut geſtehen! Geſegnet ſei unſere Armuth!

Vom 11. Ein neues, reines Blatt für das Ereigniß des geſtrigen Tages. Auguſte Richmann hat mich aufgeſucht und iſt ohne lange Einleitung auf die Sache

eingegangen, welche ſie zu mir führte. „Ich will," ſo begann ſie, „die Schweſter eines jungen Mannes kennen lernen, an deſſen Krankheit außer Ihnen, ſeiner Mutter und ſeinem Freunde wohl Niemand ſchmerzlicheren Antheil genommen als ich. Woher dieſe Theilnahme rührt, muß ich Ihnen eingeſtehen auf die Gefahr hin, lächerlich zu erſcheinen. Mein Vater iſt ein Mann, der ſich kühn emporgearbeitet, mit Nichts große Unternehmungen gewagt, und umſichtig wie er iſt, glücklichen Erfolg gewonnen hat. Geiſtige und geſellige Bildung beſitzt er nicht, wohl aber Herz und Verſtand. Ich bin aufgewachſen, wenig unterrichtet, mir allein überlaſſen, denn die Mutter ſtarb nach der Geburt des zweiten jüngeren Bruders, und ich mußte vom zehnten Lebensjahre an bei den zwei kleinen Knaben ihre Stelle vertreten. Ich habe neben der Hauswirthſchaft Mancherlei für mich gelernt, viel Gutes geleſen, doch von geſellig-verfeinertem Umgange ſchloß mich des Vaters Unbekanntſchaft mit ſolchen Anſprüchen aus. Als ihm nun plötzlich der Gedanke aufſtieg, eines wohlhabenden Mannes Tochter müſſe ſich der Welt zeigen, und als er mich auf einem halb öffentlichen Ball von vornehmerem Zuſchnitt einzuſchwärzen beſchloß, fragte er nicht danach, ob ich mich zu benehmen wiſſe, ob ich tanzen könne, ob ich dahin paſſe. Er begnügte ſich, mir anzukündigen, was er vorhabe.

Da ſtand ich nun im großen Kreiſe, wie ein geſchmacklos aufgeputztes Opferlamm, verlaſſen, dem Geſpött mitleidloſer Stutzer preisgegen. Schön bin ich nicht, wie Sie ſehen. Was an mir etwa erträglich iſt, kann nur

Geltung erwerben, wenn die Statue ſich belebt. Das that ſie wahrlich nicht in dem Gewühle, welches mich nur ſchwindlich machte. Mehrere Tänzer wollten es dennoch mit mir verſuchen. Einer nach dem andern gab mir unter höhniſchem Vorwande den Laufpaß! Mein Vater bekümmerte ſich nicht um mich; er war von Geſchäftsfreunden in Anſpruch genommen. Ich drückte mich gedemüthigt in eine Ecke; hätte am liebſten geweint.

Da fand ſich ein Studioſus zu mir — ich wähnte, er heiße Fuchs, weil ich ihn vorher von andern Studenten ſo hatte anrufen hören — der ſetzte ſich neben mich und ſprach wohlthuende Worte:

„Es fehle mir an Uebung, ſonſt würd' ich eine leichte, elegante Tänzerin ſein; es käme nur darauf an, daß mein Tänzer mir nachzuhelfen verſtände; ich ſolle mich nicht grämen über die Ungezogenheit einiger Herren; und ob ich's nicht mit ihm verſuchen wolle, um jene zu überführen, daß die Schuld an ihnen läge."

Wie bezaubert, ließ ich mich von ihm in die Reihen ziehen. Es gelang ihm wirklich, einige Male mit mir ohne Anſtoß umherzuwalzen, dann rief er lächelnd: Nun iſt unſere Ehre gerettet, und brachte mich wieder auf meinen Platz. Doch eh' er mich verließ, flüſterte er mir freundlich zu, ich möchte heute keine Aufforderung mehr annehmen und überhaupt keinen Ball beſuchen, eh' ich nicht einigen Unterricht im Tanzen genommen. Ich will von nun an nie mehr tanzen, entgegnete ich lebhaft. Er ſah mich erſtaunt an. Welche wunderbare Umwandlung in Ihren Zügen! ſprach er. Ich blickte verlegen zu

Boden. Er verbeugte ſich und ging. Später, wie ich im Arme geſuchter Tänzerinnen ihn ſchweben ſah, erkundigte ich mich bei einer älteren Frau in meiner Nähe, wer er ſei. Er iſt Ihnen nicht vorgeſtellt, ſagte dieſe, und hat Sie dennoch aufgefordert? Das iſt ſtark. Dergleichen erlauben ſich nur ſolche übermüthige Geldmenſchen. Er iſt der Sohn des „Millionärs" Zirner.

Ich hatte ſein Benehmen gegen mich ganz anders ausgelegt und habe ſeitdem, was ihn betroffen, mit Aufmerkſamkeit dankbar verfolgt. Als ich erfuhr, wie ſich ein Herr von Randlau für ihn geſchlagen, und wie hart dieſer unbemittelte Offizier büßen mußte, was er in feuriger Freundſchaft gethan, ſuchte ich dem edlen Freunde durch meinen Einfluß auf den eigenen Vater nützlich zu werden. Das gelang. Dagegen mißrieth ein allerdings ungeſchickter Verſuch, Ihrem armen Bruder bisweilen die Sorge um Schweſter und Mutter zu erleichtern. Er entdeckte die ungenannte Spenderin der erſten Sendung, die wahrſcheinlich ſein Ehrgefühl verletzte, und ſtellte mir den kleinen Beitrag für Ihr Hausweſen zurück. Das ſchüchterte mich ein. Diesmal wend' ich mich an Sie! An die gute Bertha, die meines Vaters guter, fleißiger Geheimſchreiber und Vertrauter, unſer von Randlau, verehrt gleich einer Heiligen. An Sie wend' ich mich, an die Schweſter, und bringe in meines Vaters Namen den Antrag für Ihren Bruder Ihnen: Er möge Hauslehrer bei meinen Brüdern werden! Er ſoll, wenn er darauf eingeht, unbeſchränkte Freiheit

für seine Person behalten — das bitt' ich besonders hervorzuheben! — soll in Allem sein eigner Herr sein. Und er darf auf des Vaters Erkenntlichkeit, als auf die eines schlichten, rechtschaffenen Mannes rechnen. Bringt Herr Paul Zirner unsere Jungen vorwärts — und es sind lenksame, begabte Burschen — dann wird für ihn ... doch das mag Vater mit ihm besprechen. Mich lassen Sie dabei gänzlich aus dem Spiele! Von Augusten rede Bertha nicht. Sie dürfen als Anstifter dieses Planes Herrn von Randlau bezeichnen und werden keine Unwahrheit sagen." — — — So sprach Auguste Richmann.

Was wird mein Paul beschließen?

Vom 12. Paul hat angenommen! Die ersten Zeilen, die er mit zitternder Hand wieder zu schreiben versuchte, enthalten die Zusage an Herrn Richmann.

Vom 14. Robert ist wie verwandelt durch Paul's raschen Entschluß. Es ist eine Zuversicht über ihn gekommen, die er bei uns niemals gezeigt. Er hat sogar um eine Unterredung mit meiner Mutter gebeten.

* *
*

Hier schließen die uns zugänglichen Excerpte aus Bertha's Tagebuche. Der Erzähler hat noch zu berichten:

Ein Jahr, nachdem Paul Zirner als Hauslehrer bei Richmann's eingetreten war, im Monat März, ging seine Schwester Bertha mit Robert zum Traualtare.

„Wie ſchön der Myrthenkranz ihr läßt!“ ſagte Frau Chriſtine Ottmar zu ihrem, ebenfalls in der Kirche anweſenden Manne.

„Und,“ ſetzte dieſer hinzu, „die weiße Camellie vor der Bruſt! Ja, wer weiß, ob ſie heute copulirt würden, hätte mein Baum vergangenes Jahr nicht zu ſpät geblüht!“

Beim Feſtſchmauſe, den Vater Richmann gab, und bei dem er neben Mutter Zirner ſaß, ſtieß er mit dieſer an: „daß wir über's Jahr noch eine Hochzeit feiern!“

Auguſte, die es vernommen, wurde purpurroth. Paul wollte heimlich an ſeinem Glaſe nippen. Seine Schüler tranken ihm zu: „Proſit, Herr Schwager!“

Robert hielt Bertha's Hand in der ſeinen und flüſterte ihr zu:

„Hätt' ich zu ahnen gewagt, da ich Dir die Blumen zum Kranze brachte, daß ich noch ſo glücklich werden könnte! Biſt Du's denn auch?“

„Welche Frage, mein Freund! Aber laſſ' uns nie vergeſſen, daß wir dieſes unverdiente Glück der Armuth verdanken. Und laſſ' uns, auch vor ihr geſchützt, immer ihre kleinen Freuden feſthalten. Nur ſie beglücken dauernd.“

Was ist des Deutschen Vaterland?

Es war meines Bedünkens erst im Jahre acht und vierzig, daß dieses Lied wieder aufkam, nachdem wir es vor einem halben Menschenalter auf allen Turnplätzen, bei jeder Versammlung der Burschenschaften erklingen gehört. Deshalb konnte sich ein Norddeutscher, der im April achtundvierzig zufälliger Weise nach Oesterreich reisete, nur schwer in die unersättliche Begeisterung finden, womit immer und immer wieder diese melodische Frage aus tausend und aber tausend Kehlen um ihn herum ertönte und sogar den Schlaf des ermüdeten Reisenden bei Nachtzeit brüllend unterbrach, wenn eine Schaar politisch-durchgebildeter Jünglinge das nahe gelegene Bierhaus verließ und beim Rasseln mächtiger Schleppsäbel sich — mit nicht allemal klaren Tönen — nach einem Lande erkundigte, welches man in voller Unschuld für ein schon entdecktes gehalten, welches nun aber auf einmal wieder abhanden gekommen zu sein schien. Soll ich's ehrlich bekennen, das liebe Lied erinnerte mich, wie es da auszog, einem irrenden Ritter ähnlich, auf große Verbesserungen, gewaltige Eroberungen, erhabene Thaten, an einen gewissen Don Quixote von la Mancha, der sich rüstet, sämmtliche Ungleichheiten irdischen Daseins auszugleichen, dabei aber, wie uns Cervantes versichert, in bester Meinung sehr viele Ungerechtigkeiten, Albernheiten, Dummheiten begangen und veranlaßt haben soll, deren künstlerisch-meisterhafte Auf-

zählung ſinnige Leſer heute noch beluſtiget. Beſagter Don Quixote erfreute ſich bekanntlich eines Schildknappen, eines Sancho Panſa, der auf kleinem Eſel als verkörperte Proſa des hohen Ritters erhabenen und poetiſchen Wahnſinn ironiſch parodirt, ohne dies ſelbſt zu wollen und zu wiſſen. Im Jahre achtundvierzig übernahm das ſogenannte „Fuchslied" offenbar die Stelle des Sancho Panſa. (Ich rede immer noch von Oeſterreich.) Während der Ritter auf ſtolzer Roſinante unermüdlich neue Erkundigungen einzuziehen bemüht blieb, „was des Deutſchen Vaterland ſei" und, mit ſeinen eigenen, ſich ſelbſt gegebenen Antworten nicht zufrieden, immer unentſchiedener wurde, wo er es ſuchen, wie er es finden ſolle, während er, von romantiſchen Schwindeln befallen, die abenteuerlichſten Streiche probirte, innerlich unklar über deren rechten Zweck, kannte Sancho Panſa (oder das Fuchslied) dieſen Zweck ganz genau. Denn es hielt ſich an Realitäten, freute ſich der glücklichen Errungenſchaften: des nächtlichen Kneipens; des forcirten, unfreiwillig-freiwillig-gegebenen Credites; der aufgelöſeten Ordnung in Schule und Leben; vorzüglich aber des Rauchens auf der Gaſſe, des freien, unverkümmerten Brand- und Rauch-Opfers, welches mit wohl- (?) riechenden Wolken die Göttin der Freiheit umſäuſeln durfte. Solcher materiellen Vergnügungen voll, fragte es nach ſeines ritterlichen Vorkämpfers Idealen nur wenig. Auf jedes noch ſo ernſt gemeinte: „was iſt des Deutſchen Vaterland?" reſpondirte es ſein reſolutes: „Bei Hall' ſteht eine Mühl'!" und: „was kommt da

von der Höh'!" Als lohnte ſich's übrigens weiter nicht der Mühe, ſich um Höhen und Tiefen und all' den Plunder zu bekümmern, erklärte es kurz gebunden ſämmtliche außer ihm befindliche irdiſche und überirdiſche Verhältniſſe, wie Perſönlichkeiten (eigene Familienglieder nicht ausgenommen) für ledern. „Der lederne Herr Papa!" „die lederne Mamma!" Alles ledern!

Auch dieſer Sancho Panſa, dieſes Fuchslied, war dem norddeutſchen Studenten etwas Altes, Abgelebtes. An die naiven Modulationen deſſelben knüpfte ſich etwa nur ein katzenjämmerlicher Morgentraum vom erſten (hoffentlich letzten) Bierrauſche beim Fuchs-Commers. Aber wer hätte wohl, da man ſchrieb achtzehnhundert und ſiebenzehn, vorahnen können, daß jener abgedroſchene Geſang unſerer Ur-Ur-Großväter, der „Hallenſer," ſolche Bedeutung gewinnen werde im Jahre der Gnade achtundvierzig? habent sua fata, — nicht nur libelli, auch gassenhaueri.

Sei's um den Gaſſenhauer! und trabe Sancho Panſa mit ſeinem Eſelein fürbaß! Wir haben's mit dem Ritter zu ſchaffen, mit dem großſinnigen Don Quixote: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?"

Und will ich etwa dieſe Frage eine Don Quixoterie nennen? Gott bewahre mich vor der Frechheit! So gewiß unſer alter, frommer Arndt ein echter Deutſcher iſt; ſo gewiß ſein Name jedem redlichen Deutſchen heilig bleibt; ſo gewiß bleiben es auch ſeine reinen, kräftigen Lieder, und dies Kernlied obenan.

„Heilig" hab' ich geſchrieben? Warum denn

nicht? Mir fällt dabei Lavater ein, — Lavater der Proteſtant — der an Friedrich Stollberg bei Gelegenheit von deſſen Uebertritt zum Katholizismus in einem herrlichen Briefe ſpricht: Thue Thaten, welche beweiſen, daß Deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehlſt. Werde ein Heiliger, wie Borromäus. Ihr habt Heilige, ich leugne es nicht. Wir haben keine; wenigſtens keine, wie Ihr habt. —

Alſo doch auch Heilige, wenn ſchon keine chriſtkatholiſchen? Alſo doch auch Heilige durch reinen Wandel, ſeltene Tugend, gottähnlichen Werth? Und wenn dann ein Menſch den Ruf eines ſolchen (ſei mir der Ausdruck geſtattet) weltlich-Heiligen verdient, wer mehr als E. M. Arndt, an deſſen Erdenwandel, verfolge man ihn durch ein langes Leben aus der Heimath des ſchwediſchen Pommerns bis an die Ufer des Rheines, auch nicht ein Stäubchen, auch nicht die Spur eines Makels haftet! Einer von den wenigen Tugendhaften, zu denen wir arme Sünder vertraulich aufblicken können und auch gern wollen, weil ſie von ihrer Tugend weder Profeſſion machen, noch Andere verdammen. Dieſer preiswürdige Mann hat gefragt, was des Deutſchen Vaterland ſei? Und das Lied, in welchem die wichtige Frage poetiſch durchgeführt wird, hab' ich mit dem irrenden Ritter von la Mancha verglichen. Iſt das nicht ſträflich?

Ich denke nicht; weil ich mir denken kann, daß jener närriſche Kauz, bevor das Leſen alberner Ritterromane ihn zum phantaſtiſchen Narren machte, ein hochbegabter, edelgeſinnter Jüngling geweſen iſt. Späteren partiellen

Wahnſinn bei Seite, iſt er ja auch noch immer ein muthiger, das Beſte wollender Mann geblieben: ſeine Zwecke ſind im Grunde rein und ſchön; nur die Mittel, deren er ſich bedient, ſtempeln ihn zum Tollhäusler. Und mögen wir noch ſo laut über ſeine verrückten Streiche lachen, wir müſſen ihn daneben immer bedauern — und verehren.

Arndt's Lied an und für ſich, wie er es ſang und meinte, iſt ſo klar, hell, edel, wie Alles, was er gab. Der Mißbrauch hat es entweiht; falſche Auslegung und Anwendung hat es für, Gott ſei Lob! kurze Zeit zum Loſungswort unſinnigen Aufruhrs gemacht. Was kann der Dichter dafür, daß die es damals brüllten, blind und taub waren? Denn blind und taub iſt Jeder, mag er ſonſt noch ſo begabt ſein, dem das heiße, aufgeregte Blut vor Augen und Ohren ſauſet; dem es die Fähigkeit beſonnenen Urtheils raubt. Beſonders in jungen Jahren. Auch will ich gern zugeſtehen: ich möchte Nichts zu ſchaffen haben mit ſolchen Menſchen, denen nicht zur Zeit, wo ſie Jünglinge wurden und waren, ihr wallendes Blut wonnevolle Täuſchungen vorgeſpiegelt hätte von einem einzigen, großen, nach Außen gewaltigen deutſchen Kaiſerthume; die nicht daneben geſchwärmt hätten für unerreichbare Ideen im Reiche der Unmöglichkeiten; die nicht ihre beneidenswürdig-ſeligen politiſchen Flegeljahre durchgemacht hätten, ſollten ſie dabei ſogar von „Republik" geträumt haben! O dieſe muß man durchmachen. Und wehe Dem, der als alter Herr auf die Welt kam; der ſeine Flegeljahre überging! Er wird ſie nachholen

müſſen; — weshalb es auch ſo viele alte Flegel gab und giebt. Ja, man iſt blind und taub. Man will mit dem Kopfe durch die Mauern rennen. Das ſchadet auch Nichts; wenn nur bei Zeiten noch die Einſicht erwacht, daß Mauern feſter ſind, als Menſchenſchädel. Blind und taub waren Diejenigen, die Arndt's Lied ſo auslegten, als habe der Dichter darin ausſprechen wollen, was ſie fälſchlich hineinſchoben oder herausſchrieen. Blind und taub waren Jünglinge und Knaben, denen es nicht übel zu nehmen iſt von wegen des heißen wallenden Blutes. Taub und blind auch waren deren Führer, denen es ſehr übel zu nehmen iſt, weil Eitelkeit und freche Ehrſucht, oder Neid und Habgier bei dieſen die Stelle des heißen Blutes übernahm; wofür es keine naturgemäße Rechtfertigung mehr giebt.

Unverſtändiger iſt noch kein Gedicht interpretirt worden.

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? Iſt's Schwabenland?
Iſt's Land der Schweizer? Iſt's Tyrol? ꝛc.
Gewiß iſt es das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich?" ꝛc.

Wo um Alles in der Welt läßt ſich da auch nur ein Buchſtabe entdecken, der auf Umſturz der Monarchieen, auf republikaniſche Faſeleien hindeutete? Im Gegentheil: ſämmtliche fragende Strophen — (auch die ſechſte, mit ihrem unverhüllten Schmerze über äußere Zerriſſenheit und zugleich deren hiſtoriſchen Urſprung bezeichnend,)

wollen weiter Nichts, als die friedliche und befriedigende Antwort herbeiführen:

„So weit die deutsche Zunge klingt!"

Der Dichter, tief empfindend, wie unheilbar jene Trennung ist, welche verschiedene deutsche Stämme südlich und nördlich scheidet, weiset auf den gemeinsamen Mittelpunkt einzig-möglicher Versöhnung und Vereinigung, auf die innere Heimath der Geister hin. „So weit die deutsche Zunge klingt," — was kann und soll das heißen, als: überall wo deutsche Wissenschaft und Kunst, deutscher Sinn und deutsches Streben, deutsche Anerkennung fremder Verdienste, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit, wo deutsche Zunge und Sprache leben, gelten, wirken, da soll des Deutschen Heimath sein und bleiben. Und wäre diese gebunden an irdische Grenzen, von Gebirgen, Flüssen, Zollschranken gezogen? Wäre das eigentliche, innerlichste Deutschthum abhängig vom Scepter des Regenten? Wären Diejenigen keine Deutsche mehr, die über fremde Länder, Ströme, Meere hinaus diese ihre Heimath behalten und bewahren wollten? Klinger, der Dichter eines „Conradin," kein Deutscher mehr, weil er in St. Petersburg russische Cadetten erzog? Winckelmann, Platen, Overbeck keine Deutschen mehr, weil sie italienischen Himmel suchten, um zu lehren, zu dichten, zu malen, — zu sterben? Klopstock kein Deutscher, weil er dänische Pensionen empfing und unter dänischer Herrschaft begraben ward? Alexander von Humboldt kein Deutscher

mehr, da er Frankreichs Hauptstadt zum Aufenthalte wählte, um von dort seiner Wanderungen wissenschaftliche Ergebnisse in einer europäischen Weltsprache der staunenden Welt zu verkünden? Johannes von Müller kein Deutscher, der an Jerome Bonaporte's improvisirtem Throne weilte? Herder kein Deutscher, wie er in Riga begann, seines Geistes Morgenstrahlen leuchten zu lassen? Jene unzähligen Freunde, Gönner, Kenner deutscher Muse in endlosen Gefilden von Mitau bis Astrachan? Die Professoren in Dorpat, die Akademiker in Moskau keine Deutsche? Raupach, Trinius in Petersburg keine Deutsche? Die Sachsen in Siebenbürgen keine Deutsche? Der gekrönte Schätzer unserer Literatur, Leopold von Coburg kein Deutscher, seitdem er König der Belgier hieß? Mozart, weil er für Mailand Opern schrieb? Gluck, weil er in Paris gegen Piccini kämpfte und siegte? Händel, weil er das Londoner Haymarket-Theater dirigirte und God save the King componirte? Mozart, Gluck, Händel keine Deutsche? Ist nicht recht wie für diese Drei dem Verse: „So weit die deutsche Zunge klingt," der andere beifügt:

„Und Gott im Himmel Lieder singt?"

Das haben sie gethan, so wahr sie Deutsche blieben und sind! Wollt Ihr Deutschland nur in deutschen Ländern suchen? Nun, Ihr guten Leute, so sagt uns erst: wie weit erstrecken sich diese in Eurer Geographie? Sind die Deutschen jenseits der Oder und Weichsel keine Deutsche mehr, sobald sie zwischen Polaken hausen?

Oder ſind ſie es dennoch; — ei, könnt Ihr dann Jene über Niemen und Düna und weiter hinaus verleugnen? Oder ſeid Ihr geſonnen, Eſthland, Kurland, Livland ihrer gegenwärtigen Regierung zu entreißen, um die deutſchen Einwohner in Eure Weltbeglückungsanſtalt aufzunehmen? Ich hege keinen Zweifel, daß dergleichen Heldenthaten Eurer großen Republik wahres Kinderſpiel ſein würde, (wenn ſie ſelbſt überhaupt mehr als Kinderſpiel würde) — nur wähnt nicht, den Bewohnern der Oſtſeeprovinzen viel Vergnügen dadurch zu bereiten. Sie würden ſich höchſt wahrſcheinlich dahin erklären: gute ruſſiſche Unterthanen und dabei ebenſo gute Deutſche zu bleiben, wie ſie gegenwärtig ſind. Ja, beſſere Deutſche, als Viele, die bei gewiſſen Gelegenheiten gegen ihre deutſchen Brüder im Großherzogthum Poſen ſtimmten, oder gar Jene, welche äußerten, man müſſe Herrn Ledru-Rollin herbeirufen, um .... Genug davon!

Was würden etwa die in Deutſchlands Herzen heimiſchen, zum Selbſtbewußtſein ihrer Nationalität erweckten und erwachten Slaven denken, wenn man ihnen in conſequenter Durchführung Eurer Principien ihr Slaventhum, im beſſeren Sinne, das heißt: ihre Geſchichte, ihre Literatur, ihre Poeſie abſtreiten, unterdrücken wollte, weil ſie (bisher von deutſchen Herrſchern regiert) ſich jetzt Eurer Demokraten-Herrſchaft fügen müßten? Würden ſie ſich das gefallen laſſen? Wie?

Iſt Böhmen nicht des Deutſchen Vaterland, der

dort, von Deutſchen geboren und erzogen, zum Deutſchen aufwuchs? Iſt Prag nicht des ſlaviſchen Böhmen Vaterſtadt auch? Und können Beide nicht, der Slave wie der Deutſche, ihre innere, ihre Geiſtes- und Herzens-Heimath, Jeder die ſeinige, gleich innig lieben?

Es giebt nur ein Deutſchland, welches unvergänglich, untheilbar iſt und bleibt:

„Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen ſitzt;
Das iſt des Deutſchen Vaterland!“

Wo theilhabender Genoſſe an unſerer Sprache Schatz, vom Mark des Wiſſens kräftig genährt, von immergrünen Zweigen aus unſerem Dichterwalde geſchmückt, von Häuslichkeit und reinlicher Ordnung gefällig umgeben, von treuer Freundſchaft und uneigennützigem Wohlwollen durchdrungen, in beſcheidenem Selbſtgefühl, der Menſch den Menſchen lieben gelernt ohne jenen abgeſchmackten Dünkel und Nationalhochmuth, den uns andere Völkerſchaften häufig ſo ſtarr und abſtoßend in's Geſicht werfen, vermeinend, ſie wären aus beſſerem Teige geknetet, als Adam.

Wer Deutſchlands Zertheilung in viele kleinere Fürſtenthümer für ein Unglück betrachten will . . . , mag er! Ja, mag er auch, beſonders wenn er im Geiſte und im Herzen ein guter Preuße iſt, die unerſchütterliche

Hoffnung festhalten, daß Preußen dereinst der großen Pflicht, dem hohen Berufe nachkommen werde, die vielfach getrennten Länder durch besonnene Kraft-Entfaltung zu einem deutschen Lande zu machen.

Ob jedoch Preußens Zuwachs an Kraft, — weise derselbe noch so entschieden auf Deutschlands Vereinigung hin, — Denen gerade willkommen sein dürfte, die jetzt am lautesten nach einer solchen schrei'n? Ob sie, wenn es zu „großen Thaten" kommt, nicht die „Zersplitterung" in kleine ohnmächtige Regierungen wieder zurück wünschen werden, weil eben diese Ohnmacht ihnen freieren Spielraum zu revolutionairen Umtrieben gestattete? das ist eine andere Frage! —

Von denen, die sich treue Preußen nennen dürfen, steht durch gegenwärtige Vielköpfigkeit sich Keiner verhindert, ein Deutscher zu sein oder zu werden, wie Arndt's Hymnus ihn haben will. Und richte endlich der unbedingte Gegner jener Staatseinrichtungen seinen Weg, nach welchem der kleinen Ländchen er wolle! . . . In allen, auch in den allerkleinsten, wird er eine Bildung, eine Theilnahme für Besseres, eine Anmuth der Geselligkeit, eine Gastfreundschaft deutscher Gattung finden, welche wahrscheinlich in diesem Grade nicht vorhanden wären, hätte nicht eben das Walten kleiner Residenzen neben manchem unvermeidlichen Uebelstande auch so viel Gutes hervorgerufen und befestiget. Es war merkwürdig genug; und wer in den Tagen der Anarchie durch verschiedene deutsche Fürstenthümer zu reisen genöthigt

war, konnte aller Ecken und Enden daſſelbe wahrnehmen: neben der hirnloſeſten, ſich ſelbſt überſtürzenden Neuerungswuth und Gier nach allgemeinen leeren Begriffen und Zuſtänden — den peinlichſten Conſervatismus für die nächſten heimiſchen Verhältniſſe! Haß, Neid, Verleumdung gegen die Fürſtenhäuſer; — daneben ängſtlich-kleinſtädtiſche Beſorgniß für Bewahrung tauſend wichtiger Vortheile, die an jene Häuſer ſich knüpfen. Heute: wildes Geſchrei nach Abſchaffung des Adels, der Todesſtrafe, der Orden, nach Beſchränkung des Beſitzes, Verminderung der Civilliſte, verbunden mit drohendem Geheule „was iſt des Deutſchen Vaterland," — „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen," — „Heckerlied," nebſt obligater Katzenmuſik! — Morgen: lange Geſichter bei dem Gerüchte, der Hof ſtehe im Begriffe, das Ländchen für immer zu verlaſſen, und der Fürſt ſei Willens zu abdiciren, wenn es ſo fortgehe. Da erwachte auf einmal der bis dahin verhöhnte, geringgeſchätzte, eigenthümliche, locale Patriotismus. Nicht allein Eigennutz und Selbſterhaltungstrieb; nein, auch wirkliche angeſtammte Treue und Anhänglichkeit riefen zornig aus: Was? ****iſch ſollen wir werden? Gott behüte, ***iſch will ich bleiben, wie mein Vater ſeeliger!

Und das iſt deutſch, Ihr Herren Gleichmacher.

Ob es löblich ſei oder nicht? Darüber wag ich nur in meinem Herzen mit mir zu verhandeln, und mit Euch am Wenigſten möcht' ich mich auf einen Streit darüber einlaſſen. Daß es aber deutſch iſt; daß in dieſer be-

ſchränkten, leicht zu beſpöttelnden, dennoch liebenswürdigen Pietät das eigenthümlich-deutſche Weſen beſteht; daß daraus, wie aus engbegrenzter Schale einer unſcheinbaren Frucht jene ehrfurchtgebietenden Bäume empor gewachſen ſind, die den heiligen Eichenhain deutſcher Treue bilden, und in deren Schatten deutſches Gemüth waltet; dieſe Ueberzeugung wird kein Spott aus mir heraus ſpotten.

Darin ſind wir gerade Deutſche, daß wir es ſein können und dürfen, ohne daß wir deshalb aufhören müßten, Oldenburger, Mecklenburger, Hamburger, Lübecker, Bremer, Weimaraner, Hannovraner, Baiern, Oeſterreicher, Sachſen, Preußen zu ſein. Daß wir Deutſche bleiben wollen in Geiſt, Seele, Gemüth; daß wir aber auch die Farben tragen, unter denen wir aufwuchſen; die Farben, mit denen die Vorzeit in Glimpf und Schimpf, in Krieg und Frieden, in Schmach und Ehren, in Leben und Tod unſerer nächſten Heimath Hallen bekleidete. Wie dieſe gemiſchten Farben vereiniget einen ruhmkündenden Regenbogen über Gottes grüne Erde zu ſpannen vermögen, haben wir Alten miterlebt, als wir in den Jahren Dreizehn, Vierzehn, Fünfzehn unſere Kugelbüchſen auf die Schulter hingen. Und wollen wir jene Periode die Glanzperiode äußerer deutſcher Einheit nennen und rühmen, ſo dürfen wir dabei immer nicht vergeſſen, daß der vereinigten Deutſchen Mehrzahl darauf ausging, ihre Specialitäten möglichſt unangefochten aus dem Kriege zu retten und ſie nach dem Siege wieder hübſch zu ſon-

dern. Dürfen auch nicht vergeſſen, daß in Tagen traurigſter Entzweiung Deutſche, vom franzöſiſchen Weltherrſcher angeführt (!), gegen Deutſche wütheten, wovon heute noch in ſchmerzhafter Erinnerung alte Narben nachbluten; daß aber, bei All' Dem, in jener ſchmählich-jammervollen Zeit unſer inneres Deutſchland in ſeiner geiſtigen Bedeutung, in ſeiner eingeborenen Treue gar herrlich blühte.

Haben wir preußiſche Jünglinge und Knaben minder geglüht für den Dichter unſerer Jugend? Haben wir Schiller minder angebetet, weil ſeine Landsleute unſere Bauern gemißhandelt? Wir haßten die Bundesgenoſſen des Feindes als Feinde und lernten ihres Landsmannes Verſe auswendig. Deutſchland lebte fort in uns. Deutſchland lebte in den Wiener Bürgern, die vor des franzöſiſchen Geſandten Hôtel ihren Kaiſer leben ließen; die für ihn zum Kampfe ſich rüſteten. Deutſchland lebte in Fichte, Schleiermacher, Steffens, Heinrich von Kleiſt, Max von Schenkendorf u. A., die, von lauernden Spionen umgeben, des ewigen Reiches Dauer verkündigten. Dies Deutſchland kann nicht untergehen, ſo lange Recht und Geſetz walten. Deutſchland müßte untergehen, wenn Empörung mit roher Willkür Geſetz und Recht unter ihre Füße träte und aus vielen Monarchieen ein Durcheinander machte, in welchem Dreißig-Tauſend herrſchen würden, ſtatt Dreißig; und wo dann zärtliche Nachbarn aus Oſten und Weſten leichtes Spiel fänden, ein Jeder ſich

ſeinen Fetzen abzureißen. Dann wäre die ſchwarze Stunde gekommen, vergeblich ſuchend zu jammern: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Und die Antwort müßte lauten: „Der Anderen Beute!“

Jetzt dürfen wir noch mit Arndt ſingen: „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“

Ja, das ganze Deutſchland!

Ein ganzes Deutſchland giebt es für Jeden, der deutſches Wiſſen ehrt, deutſche Sprache liebt und übt. Es reicht, ſo weit jene reichen, wirken, bilden, binden.

So lautete der Vortrag, den ich vor fünf Jahren im Muſikſaale der Breslauer Univerſität hielt, und der mir heftige Anklagen verſchiedener, auch wohlwollend geſinnter Berichterſtatter in öffentlichen Blättern zuzog. Ich konnte mich darüber mit gutem Gewiſſen beruhigen; denn, eben ſo innig wie ich ſtets durchdrungen geweſen bin von der Ueberzeugung, daß aus einem geiſtig-einigen Deutſchland zu rechter Zeit ſich auch ein politiſch-einiges entwickeln und der Welt künftig einmal denſelben Reſpect vor irdiſcher Gewalt einflößen müſſe, den jenes ihr bisher durch geiſtige Gewalt eingeflößt; — eben ſo ſicher habe ich dem Glauben gelebt, daß ein ſolches Deutſchland nur von demjenigen Staate ausgehen könne, der ja längſt in Pflege der Wiſſenſchaft, der Kunſt, in muſterhafter Verwaltung allen übrigen als nachahmungswürdiges Beiſpiel vorleuchtet.

Ja, ich hielt die Meinung feſt und habe ſie immer

und überall rückſichtslos und laut verfochten, daß nur von Preußens Herrſcher, energiſch und conſequent geleitet, nicht aber angeregt vom confuſen Durcheinandergeſchrei unklarer Idealiſten oder gar eigenſüchtiger Aufrührer, dieſes große Unternehmen begonnen werden dürfe. Jede Ueberſtürzung durch willkürlich-gewaltſamen Fortſchritt, mit anderen Worten „durch Empörung der Maſſe," hab' ich gefürchtet; denn „gut Ding will Weile haben." Und damals ſchon, als mich die Deutſchland-Einigkeits-Schwätzer wegen meiner, der „Zeitſtrömung entgegenſtrebenden" Geſinnungen verketzerten; damals ſchon, als nicht nur Gegner, ſondern ſogar werthe Freunde mich verhöhnten wegen meiner Schwärmerei für Preußen und deſſen Regierung, hab' ich geſungen und drucken laſſen*):

Ich bin ein Preuße, ſteht in manchem Haupte,
Als Wahlſpruch für des geiſt'gen Lebens Macht;
Und wer an Preußens große Sendung
glaubte,
Der ſchwankte nie; auch nicht in tiefſter Nacht.
Wir wollen Deutſche bleiben!
Doch laßt's uns niederſchreiben
Mit ſchwarzer Schrift in reines, weißes Feld,
Denn Preußen ward zu Deutſchlands
Hort beſtellt.

*) Siehe: Gedichte, fünfte Auflage, pag. 604.

Ich bin ein Preuße, ſteht auf unſern Fahnen.
Bei Fehrbellin, bei Roßbach, Waterloo
Schwang ſie die Hand viel ruhmgekrönter Ahnen.
Der Enkel ſchwing' am Tag' der Schlacht ſie ſo!
Sei's, daß der Neid uns grolle,
Und komme, was da wolle!
Wir halten feſt, wir ſtimmen ſterbend ein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein.

Dieſen Glauben hab' ich aufrecht gehalten, als Kleingläubige, von Ungläubigen und Uebelgeſinnten eingeſchüchtert, in die allzuverbreiteten, oft boshaften Verdächtigungen einſtimmten, die ringsumher durch Schrift und Rede hervorgerufen wurden; hab' es nicht nur für ein unbeſtreitbares Recht, ſondern auch für die heiligſte Pflicht Preußens gehalten, ſich „den Großmachtskitzel" nicht vertreiben zu laſſen; habe manchen Strauß beſtanden; bin keinem aus dem Wege gegangen. Deſſen darf ich mich heute rühmen, wo gar Viele die ſchwarz-weiße Fahne ſchwingen, die vor einigen Jahren über Alles ſchimpften, an Allem zu mäckeln wußten und Menſchen meiner Art für bornirte Reactionaire ausſchrieen.

Nach der Schlacht bei Sadowa thaten ſie freilich, wie wenn ſie niemals abgefallen wären. — — —

Mit unſerm Arndt hat dieſer Aufſatz begonnen; mit ihm ſoll dieſes Buch ſchließen; mit der Strophe, die er nicht gar lange vor ſeinem Tode mir als Gedächtnißblatt ſandte:

„Vom Norden weht der Hauch des Lebens
Durch unſer heil'ges, deutſches Land,
Und jeder Zug des kühnſten Strebens
War ſtets vom Nord zum Süd gewandt.
Die Weltgeſchichte hat Magneten,
Die dreht kein Zank des Tages um;
Nordmänner, wagt es vorzutreten,
Und macht die kleinen Kläffer ſtumm!"

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Nicolo Paganini	1
Das Kinderspital in Prag	17
So entstehen Gerüchte	35
Pius Alexander Wolff	43
Auch eine Tänzerin	66
Louise Neumann	73
Clara Schumann	82
Eine wahre Geschichte	85
Das Schillerjubelfest	102
Jean Paul	119
Graf Anton Alexander Auersperg	127
Rede zum dritten August 1863	138
Dr. Johann Kunze	142
Die Freuden der Armuth	151
Was ist des Deutschen Vaterland?	249

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google